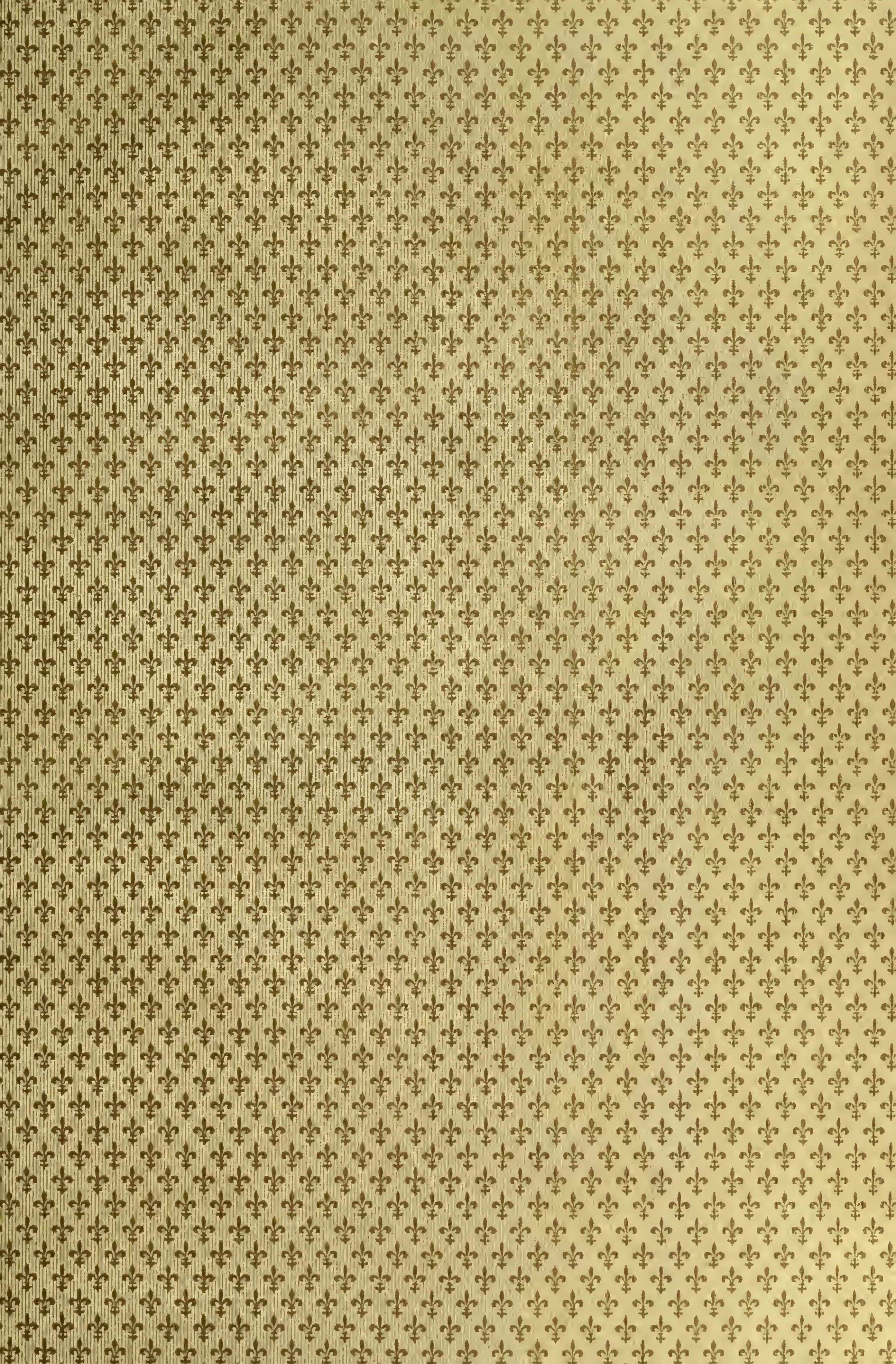

THEAS-THORANC





Goethes Königslieutenant.

Von diesem Buche wurden 25 Exemplare auf Japanpapier gedruckt und in der Presse numeriert



Photogravure Bruckmann

Thoranc

FRANÇOIS DE THÉAS COMTE DE THORANC

Goethes Königslieutenant

Dichtung und Wahrheit
Drittes Buch

Mitteilungen und Beiträge

von

Martin Schubart



München
Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.
1896

Buchdruck der Bruckmannschen Buchdruckerei
Photogravüren und Lichtdrucke der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.
in München

Kapitelfolge.



Bilderfolge.

Photogravüren.

1. Titelbild. Das Porträt des Grafen Thoranc. Ölbild auf Leinwand, h. 0,64; br. 0,51.
2. Johann Georg Trautmann. Joseph als Statthalter von Ägypten, den Getreideverkauf überwachend. Ölbild auf Leinwand, h. 2,24; br. 1,34. — IV.
3. Derselbe. Der Verkauf des Josephknaben an die Midianiter. Ölbild auf Leinwand, h. 0,57; br. 1,13. — I.
4. Derselbe. Josephs Brüder legen dem Vater Jakob den blutgetränkten Rock vor. Ölbild auf Leinwand, h. 0,57; br. 1,13. — III.
5. Derselbe. Joseph empfängt die zum Getreidekauf gekommenen Brüder. Ölbild auf Leinwand, h. 0,57; br. 1,13. — V.
6. Christian Georg Schütz. Landschaft mit Staffage. Ölgemälde auf Leinwand, h. 1,29; br. 1,16. — VI.
7. Kopf — vergrößert — des Josephknaben aus Nr. 3. — II.

Lichtdrucke.

1. Johann Konrad Seekatz. Selbstporträt. Ölbild auf Leinwand h. 0,72; br. 0,26.
2. Derselbe. Joseph und die Frau des Potiphar. Ölbild auf Leinwand, h. 0,50; br. 0,36.
3. Justus Junker. Blumenstück. Ölbild auf Holz, h. 0,32; br. 0,26.
4. Johann Georg Trautmann. Dorfbrand. Ölbildchen auf Holz, h. 0,25; br. 0,22.
5. Derselbe. Auferweckung des Lazarus. Ölbild auf Leinwand, h. 0,80; br. 0,66.
6. Kopf des Josephknaben aus dem Godbyschen Stiche nach Angelika Kauffmann.

Chromolithographie.

Das Thorancsche Grafenwappen.



I.

Wolfgang von Goethe, der Enkel, hatte schweigend und ernsthaft zugehört. Als die Erzählung zu Ende war, sah er mit seinen wunderlich rollenden Augen auf und sagte endlich, die etwas heisere Stimme zu lautem Tone zwingend: Also werden auch Sie nun unter die Goethelitteraten gehen! und eine Schrift veröffentlichen, die wieder einmal obenan im Titel den Namen Goethe führt? Goethe und der Königslieutenant, nicht wahr? oder Goethe in Südfrankreich? Ich bitte Sie, lassen Sie mich's nicht entgelten, aber ich kann an diesen Dingen keinen freudigen Anteil nehmen. Es ist mir nicht möglich.

Er sprach's, und die Unterhaltung zog sich nach kurzer, keineswegs unfreundlich aufgenommener Gegenrede, die das soeben Vernommene ablehnte und bedauerte, auf das schöne Wetter zurück, das ins Freie lockte. Wir verließen die „Stadt Rom", das gewohnte Absteigequartier des Herrn von Goethe, und lustwandelten die alten Lindenwege Leipzigs entlang.

Freunde und Genossen kamen zur Sprache, mit denen wir gemeinsam vor einer Reihe von Jahren hier in Leipzig einen unvergeßlichen Abend verlebt hatten; und dieses Abends selbst, an welchem der jetzige Begleiter zum erstenmale den Enkel Goethes begrüßen durfte, wurde heiter und herzlich gedacht. Damals hatte einer der Vertrauteren rechtzeitig angedeutet, daß es ratsam und hergebracht sei, alles an den Großvater Gemahnende vom Gespräche fern zu halten, da sonst leicht eine peinliche Verstimmung oder wohl gar ein früher Rückzug des Herrn von Goethe zu fürchten wäre. Man hielt sich streng

daran. Aber zur guten späteren Stunde, beim besten Weine, geschah folgendes. Mißfällig bemerkte Goethe, wie einer der Anwesenden dem er besonders zugethan war, nach der Uhr sah. Herr von Hehn! rief er ihm zu, werfen Sie doch Ihren Stundenzähler zum Fenster hinaus! Schlagfertig wie immer, antwortete der Neffe Victor Hehn's, indem er an seiner Uhrkette nestelte: Augenblicklich, Herr von Goethe, aber nur, wenn Sie Ihre Uhr auch mit hinauswerfen! Goethe griff in die Tasche und zog seine Uhr heraus. Das kann ich nicht, sagte er, die kommt vom Großvater her. Damit war das Thor geöffnet, und mancherlei Anmutiges und Ernstes kam nun in wohlthuender Vertraulichkeit über das ältere und alte Goethe'sche Vaterhaus zum Vorschein.

Mit Genugthuung darf ich hier sogleich einfügen, daß Otto Mejer, der klassische Kirchenrechtshistoriker, in seinem dankenswerten, schönen Gedenkblatte „Wolf Goethe" dieses Abends Erwähnung thut und zwar mit brieflichen Worten seines Freundes Goethe selbst. Dieser schrieb ihm im Jahre 1871 aus Franzensbad unter anderem: So habe ich Ihnen denn auch frühmorgens zwischen zwei und drei einen neuen Professor Ihrer Universität nach einem der besten Symposien empfohlen und gesagt, daß er Ihnen nicht besser empfohlen sein könne, als wenn er berichte, daß er eben mit mir in Leipzig bis früh drei Uhr fröhlich gewesen. Dieser Professor war der nun leider auch schon verstorbene Reinhold Bechstein, der damals im Begriffe war, nach Rostock zu gehen, und an jenem Abendzusammensein mit Herrn von Goethe teilgenommen hatte.

Von da her und nach wiederholten späteren, immer warmen, wenn auch manchmal nur flüchtigen Begegnungen war es mir jetzt bei erneutem Zusammentreffen selbstverständlich erschienen, der vor kurzem erst heimgebrachten Sammlerbeute Erwähnung zu thun, von der in den hier folgenden Blättern berichtet werden soll; und Herr von Goethe hatte sogleich entgegenkommend den Wunsch geäußert, näheres darüber zu hören.

Das war nun geschehen. Aber wie unsanft war die anspruchslose Mitteilung aufgenommen und mißdeutet worden. Ich konnte, als wir die Promenaden dahin gingen, nicht willens sein, noch einmal auf das Meinige zurückzulenken. Er aber that es, und es sollte noch ärger kommen.

Vor einem wohlgepflegten und besonders schön gediehenen Teppich-

beete der öffentlichen Garten-Anlagen waren wir stehen geblieben. Da hob er von neuem grollend an: Wäre es denn nicht greulich und strafwürdig, wenn einer hier botanisieren und einzelne Pflanzen herausreißen wollte? So aber verhält es sich doch mit „Wahrheit und Dichtung" auch! Diese Litteraten zerpflücken mit ihren gespreizten Einzelforschungen das kunstvolle Ganze und verderben redlichen Leuten den Genuß und der Jugend den Geschmack. Übrigens, setzte er in unvermittelter Wendung und mit einem wenig behaglichen Lachen, das ihm eigen war, hinzu, übrigens haben Sie doch Gretchen den Schmuck hingelegt! Wie wäre denn sonst der Graf darauf gekommen, Ihnen die Bilder seines Großonkels zu verkaufen? Diese Bilder, die vor mehr als einem Jahrhundert aus dem Frankfurter Hause an ihren Bestimmungsort gingen, mußten sie nicht bleiben, wo sie waren und hingehörten? Erinnerungen an Goethe in der Provence! und Sie haben sie weggeschleppt in Ihren Privatbesitz!

Dieser Vorwurf war dem wirklichen Sachverhalte, den ich getreulich mitgeteilt hatte, so wenig entsprechend, daß hier wohl jedem anderen gegenüber sogleich ein Aufgebot gewappneter Worte in's Feld gerückt wäre. Allein das bessere Gefühl behielt das Übergewicht. Es war der Enkel Goethes, der neben mir stand, ergraut schon, aber doch derselbe, der sich als Knabe auf des Olympiers Knieen schaukeln durfte, den der Großvater lieb gehabt, den die Hand des Unsterblichen gehegt und gesegnet hatte. Und man brauchte ihn ja nur anzusehen, um sich dessen bewußt zu bleiben. Um solches Ansehen ist es etwas. Wer hat in Rom an der alten Stadtmauer, „Cestius Mal vorbei", die Grabstätte August von Goethes aufgesucht und dort über der kurzen und doch so viel sagenden Inschrift: Goethe Filius Patri Antevertens das von Thorwaldsens Hand geformte Profil betrachtet, ohne in diesen Zügen des Sohnes mit Auge und Seele zu suchen und zu finden, was hier des Vaters war? Aber weit überraschender und unmittelbarer mußte jedem mit den Bildnissen Goethes Befreundeten die Ähnlichkeit in Wolf dem Enkel entgegentreten. Keineswegs, wie man weiß, zum Schönen hin, aber doch so charakteristisch, daß ein Blick genügte, um sich an seiner Seite immer wieder in eine gewisse persönliche und wie denn anders als mit Ehrerbietung empfundene Nähe des Großen versetzt zu fühlen. In dieser Nähe war des Bleibens nicht für Unmut und Empfindlichkeit.

Und so gelang es unschwer, in ruhigem Widerspruche und zu gegenseitiger Genugthuung das Thatsächliche des vorliegenden Falles noch einmal festzustellen, dann aber wie zum Lohne für bewährte Tugend in erwünschter Weise zu einem beweglichen, allgemeineren Gespräche über das zeitgenössische Goethesammler- und Goethelitteratentum hinüber zu kommen.

Hier war es mir immerhin vergönnt, ein Stück Weges ohne Anstoß mit Herrn von Goethe zusammen zu gehen. Der stille, begeisterte Goethesammler wurde rückhaltlos zu allen Gnaden angenommen. Um so geringschätziger freilich fiel das Urteil über ein modernes Strebertum aus, das den großen Namen mißbrauche, um in Bücher- und Artikelmacherei doch nur sich selbst zur Geltung zu bringen. Dieses aufdringliche Gebahren, dazu gewisse erkünstelte Congenialitäten, sowie die bekannte, wichtigthuende und redselige, indiskrete und für Haussuchung plaidierende Forscherspecies, die mit Vorliebe Regenwürmer ausgräbt, auch diese oder jene Geschmacklosigkeit Besserer und Bester, dieses alles konnte gerne, ja miteifernd, der gestrengen Ironie preisgegeben werden. Aber was war schließlich an diesen „entsetzlichen" Dingen gelegen! Auf welchem Gebiete der Welt und Wissenschaft fände sich derartiger Aus- und Nebenwuchs nicht? Und als ob es sonst nichts unter der Sonne Goethes gegeben hätte und gäbe!

Ich drängte leise weiter der in der Gegenwart immer zielbewußter aufsteigenden historischen Erfassung des ganzen Goethe zu, die doch berufen und auf dem besten Wege sei, das volle Erbe unseres reichsten Genius zu sammeln, zu sichern und zugänglich zu machen. Oder sollte, so fragte ich mich dabei im Stillen, jene rätselhafte Abwehr, an welcher die Leibeserben Goethes in der Frage des großväterlichen Nachlasses noch immer festhielten, sollte diese Abwehr wirklich auf eine verständnislose Verneinung auch dieser und damit einer der edelsten und tröstlichsten Geistesströmungen unserer Tage zurückzuführen sein? Darüber hätte ich in dieser seltenen Stunde gern Bescheid gehabt. Ich nannte mit Wärme das eine und andere Werk, dem wir wesentliche Förderungen in der Erkenntnis Goethes zu danken haben, und wies ganz besonders bezüglich der biographischen Goetheforschung auf das Vorwort zu „Dichtung und Wahrheit" hin, durch das ja eigentlich Goethe selbst das Recht solcher Forschung bestätigt habe.

Sie wissen wohl selbst, so lautete etwa die Antwort, daß Sie mir da nichts Neues gesagt haben. Es stehe dahin. Die Werke Goethes liegen der gebildeten Welt in zahlreichen Bänden vor. Diese lese man vor allem selbst! Aber es ist zu fürchten, daß man statt dessen die geistreichen Herren von „Auf, Über und Zu" bevorzugt. Und was die biographische Forschung betrifft, so hält sie sich eben immer wieder nicht frei und rein von unnützen Krämereien und banausischen, wenn nicht gar übelwollenden Urteilen, die nichts zu thun haben mit dem, was Goethe in seiner Selbstbiographie wollte. Was soll zum Beispiel neben den in der That wert- und reizvollen Entdeckungen, die Sie gemacht haben, jene besondere fruchten, daß der Königslieutenant nicht Thorane, wie Goethe schreibt, sondern Thoranc geheißen habe? Da könnte wohl gar noch einer kommen und von da ein schiefes Licht auf Goethes Französisch werfen!

Hierauf konnte man nur schweigen, und schweigend gingen wir noch eine Weile nebeneinander her. Dann wandte sich Herr von Goethe zu mir und reichte mir die Hand zur Verabschiedung. Dieses Mal aber sah ich nicht in rollende Augen, sondern begegnete einem überaus gütigen und wohlwollenden Blicke. „Ich bitte Sie nochmals, lassen Sie mich's nicht entgelten!" So gingen wir auseinander, und ich habe leider Wolf Goethe nicht wieder gesehen. Kurz darauf siedelte ich nach Dresden über. In der Nacht vom 19. auf den 20. Januar 1883 starb unerwartet in der Einsamkeit seiner Leipziger Wohnung Goethes Enkel Wolfgang.

Warum ich diese Mitteilungen hier allen anderen vorausschicke? Um es ihn etwa nachträglich doch noch entgelten zu lassen? Wahrlich nicht! sondern aus ganz anderen Gründen. Man weiß, daß Wolf Goethe, wie sein Bruder Walther, unter der Größe des stolzen Namens, den sie führten, zu leiden hatte und oft genug die eigene persönliche Bedeutung unterschätzte. Wir finden darüber in Mejer's Gedenkblatt eine sehr bezeichnende Stelle: „In einer Abendunterhaltung des Jahres 1858, in welcher am kleinen Theetische meiner Frau zwischen uns Dreien Ernstes und Heiteres lebhaft verhandelt wurde, warf er, Wolf Goethe, eine jener mutlos-schmerzlichen Äußerungen über sein Können hin, die er leicht that, wenn er sich gehen ließ. Aber, Herr von Goethe! rief in vorwurfsvollem Anteil die Wirtin, wenn das Ihr Großvater gehört hätte! Ja, liebste Frau, antwortete er, mein

Großvater war auch ein Hüne, und ich bin ein Hühnchen!" Eben dieses war er aber durchaus nicht, und ich möchte aus meiner bescheidenen Erfahrung vielmehr die guten und zutreffenden Worte hier bestätigen, die Otto Mejer an anderer Stelle über die Persönlichkeit seines Freundes bringt. Es heißt da: „Er war ein groß angelegter Mensch, von umfassender Bildung, von weitem Gesichtskreis, von eigenen Gedanken, von vornehmstem Charakter." Dies ist durchaus der Eindruck, den auch ich von ihm an meinem Teile empfangen und in treuer Erinnerung bewahrt habe.

Zudem war es mir jetzt, da ich nun doch mehr oder minder im Begriffe stehe, unter die Goethelitteraten zu gehen, Bedürfnis, des hier mitgeteilten Gespräches zu gedenken und damit wohlwollenden Lesern gleichzeitig anzudeuten, daß es mir, von anderweitigen Umständen ganz abgesehen, zeitweilig sehr erschwert war und auch jetzt noch nicht leicht wird, die biographische Goethelitteratur zu vermehren. Daß ich es dennoch thue, hat seinen Grund in zwei Thatsachen. Seit jenen Tagen der Begegnung mit Wolf Goethe hat sich bei weiterer Forschung ein mir damals noch nicht zu Gebote stehendes Material eingefunden, das die Bedeutung unseres Gegenstandes wesentlich erhöht, und zum anderen, dünkt es mich, hat die testamentarische Bestimmung der Enkel Goethes, die den Nachlaß des Großvaters hochgesinnt und vertrauensvoll in edelste fürstliche Hände legten und dadurch das „Goethe-Archiv" ermöglicht und erschlossen haben, auch mich mit Recht darin bestärkt, daß es nunmehr sogar Pflicht sei, das Nachstehende den Goethefreunden und der Wissenschaft darzubieten. —

Und so lasse ich denn hier zunächst denselben Fundbericht folgen, den ich in allen Hauptpunkten seinerzeit an Wolf Goethe erstattete.

II.

Im Frühjahre 1876 verweilte ich mit den Meinen längere Zeit in dem wohl unbestritten schönstgelegenen Orte der Riviera di Ponente, in Cannes. Dort ist der Blick auf das Meer in wohlthuender Weise durch die vorgelagerten lerinischen Inseln und das zur rechten Seite weit vorspringende Esterelgebirge mit seinen feinen vornehmen Linien begrenzt, die Luft ist reiner und kräftiger als irgendwo sonst an diesen Ufern, und dennoch bleibt die üppige südliche Vegetation nicht zurück hinter den Palmen von Bordighera, den Rosen von Nizza und dem Veilchenflor von Mentone. Wir waren nicht zum erstenmale hier, kannten also recht wohl die fable convenue, die diesem Meeresgestade einen wirklichen ewigen Frühling mit lauter Licht und Wärme andichtet. Wir wußten, daß besonders der Monat März den häßlichen kalten Mistral zu bringen pflegt, der die enttäuschte Fremdenwelt mit Meerschaum und Landstaub zu gleicher Zeit überschüttet und erbarmungslos in die Wohnungen zurücktreibt. So hatte man sich denn für solche üble Tage und Wochen hinreichend mit dem litterarischen Proviant versehen, der im Unterlassungsfalle oft nur zu schmerzlich vermißt wird, und ich insonderheit hatte mir zwar nicht „Kleistens Frühling", aber doch einen deutschen Dichterfrühling mitgenommen, den „Jungen Goethe", den damals vor Kurzem erst Michael Bernays in drei Bänden aus der reichen Schatzkammer Salomon Hirzels herausgegeben hatte. Und die schlimmen Tage kamen in der That. Man saß am Kaminfeuer und überließ zeitweilig die schöne Natur draußen dem grausamen Spiele von Wind und Wetter. Tag für Tag las ich denn mit großem Genuß und Gewinn jene in aller Ursprünglichkeit dargebotenen brieflichen und dichterischen Erzeugnisse der Frühzeit Goethes,

und auch die etwas breit angelegte, aber doch soviel Gutes und Bedeutendes enthaltende Einleitung von Bernays nahm ich dabei gern und dankbar hin. Aber als ich damit zu Ende war, und der wahre warme Frühling noch immer nicht eintreffen wollte, griff ich nach „Dichtung und Wahrheit“, um mir wieder einmal zu vergegenwärtigen, was und wie der alte Goethe von dem jungen da berichtet hat. Mit dem Glockenschlag zwölf des 28. August 1749 hebts an und — wie unnötig zu sagen und doch wie schwer zu unterdrücken! — welcher Zauber umfängt uns hier sogleich von den ersten Worten und Sätzen an, um sich immer wieder zu erneuern und uns immer wieder zu fesseln. So war ich bald genug bis zum dritten Buche gediehen. Wir stehen da mitten in der Kriegszeit, die als siebenjähriger Krieg in der Geschichte verzeichnet ist. Die Franzosen, denen nur für kleinere Abteilungen der freie Durchzug durch die kaiserliche Reichsstadt Frankfurt gestattet worden war, drangen am 2. Januar 1759 in größeren Massen durch die Thore in die Stadt, überwältigten das kleine Frankfurter Truppenkontingent und legten sich ungeachtet allen Widerspruchs kriegsmäßig ins Quartier. Niemandem, erzählt nun Goethe, konnte diese Einquartierung beschwerlicher sein als dem Vater, der in sein kaum vollendetes Haus fremde militärische Bewohner aufnehmen, ihnen seine wohlaufgeputzten und meist verschlossenen Staatszimmer einräumen und das, was er so genau zu ordnen und zu regieren pflegte, fremder Willkür preisgeben sollte. Er, ohnehin preußisch gesinnt, sollte sich nun von Franzosen in seinen Zimmern belagert sehen! Es war das Traurigste, was ihm nach seiner Denkweise begegnen konnte. — Man quartierte bei uns den Königslieutenant. Es war Graf Thorane, von Grasse in der Provence, unweit Antibes gebürtig. — Diese Zeilen las ich wieder und wieder. Aus Grasse in der Provence? Unweit Antibes? Ich saß ja hier in Cannes zwischen Grasse und Antibes, also in nächster Nähe der Heimat des Königslieutenants, den nun weiterhin Goethe mit soviel Vorliebe und Achtung zu schildern weiß. „Gleich sein Eintritt war für den Hausbewohner günstig. Man sprach von den verschiedenen Zimmern, welche teils abgegeben werden, teils der Familie verbleiben sollten, und als der Graf ein Gemäldezimmer erwähnen hörte, so erbat er sich gleich, ob es schon Nacht war, mit Kerzen die Bilder wenigstens flüchtig zu besehen. Er hatte an diesen Dingen eine übergroße Freude, bezeigte sich gegen den ihn be-

gleitenden Vater auf das verbindlichste und als er vernahm, daß die meisten Künstler noch lebten, sich in Frankfurt und in der Nachbarschaft aufhielten, so versicherte er, daß er nichts mehr wünsche, als sie baldigst kennen zu lernen und sie zu beschäftigen."

Daß dies in der That geschehen sei, berichtet uns dann eine weitere Stelle des dritten Buches: Gleich in den ersten Tagen der Anwesenheit des Grafen wurden die sämtlichen Frankfurter Maler, als Hirth, Schütz, Trautmann, Nothnagel, Junker, zu ihm berufen. Sie zeigten ihre fertigen Gemälde vor, und der Graf eignete sich das Verkäufliche zu. Ihm wurde mein hübsches helles Giebelzimmer in der Mansarde eingeräumt und sogleich in ein Kabinet und Atelier umgewandelt; denn er war Willens, die sämtlichen Künstler, vor allen aber Seekatz in Darmstadt, dessen Pinsel ihm besonders bei natürlichen und unschuldigen Vorstellungen höchlich gefiel, für eine ganze Zeit in Arbeit zu setzen. Er ließ daher von Grasse, wo sein älterer Bruder ein schönes Gebäude besitzen mochte, die sämmtlichen Maße aller Zimmer und Cabinette herbeikommen, überlegte sodann mit den Künstlern die Wandabteilungen, und bestimmte die Größe der hiernach zu verfertigenden ansehnlichen Ölbilder, welche nicht in Rahmen eingefaßt, sondern als Tapetenteile auf die Wand befestigt werden sollten. Hier ging nun die Arbeit eifrig an.

Und was geschah dann später? Wie war es doch gleich? Hören wir denn, ob die für das Haus des Bruders in Grasse bestimmten Gemälde auch wirklich an Ort und Stelle gelangten? Ich blätterte um und fand am Schlusse des Buches die Bemerkung, daß der Graf Thorane, nachdem er Frankfurt verlassen hatte, das Vergnügen gehabt habe, jene so emsig von ihm besorgten Gemälde in dem Schlosse seines Bruders glücklich angebracht zu sehen, daß er noch einigemale geschrieben, Maße gesendet und von den genannten Künstlern verschiedenes habe nacharbeiten lassen. „Endlich, so lauten die letzten Worte dieses Abschnittes, vernahmen wir nichts weiter von ihm, außer daß man uns nach mehreren Jahren versichern wollte, er sey in Westindien auf einer der französischen Kolonien als Gouverneur gestorben."

Ich hatte also hier eine dreifache Erwähnung der Vaterstadt Thoranes, Grasse in der Provence, vor mir. Hatte denn die eifrige Goetheforschung sich um diese Herkunft des Königslieutenants, um die

Stadt Grasse, um das Gebäude oder Schloß des Bruders, um den Verbleib der aus Frankfurt dahin gelangten Gemälde gekümmert? Der vorzügliche Kommentar Gustav von Loepers war damals in den bekannten unschönen roten Lieferungsheften mit dem schlechten Papier und dem häßlichen Druck, unwürdig eigentlich der großen und verdienstvollen Arbeit, bereits über das dritte Buch von „Dichtung und Wahrheit" hinaus erschienen und mir zur Hand. Aber unter den Loeperschen Anmerkungen fand ich über die eben genannten Punkte nichts und nochmals nichts, worauf ich mir denn sagen durfte: Wenn Loeper nichts davon weiß, dann weiß überhaupt niemand in Deutschland etwas davon. Die Stelle, die sich bei Loeper in dem gegen das Ende des Jahres 1876 herausgegebenen Nachtrag findet, kannte ich nicht und konnte ich natürlich nicht kennen. Hätte ich sie gekannt, so würde ich wahrscheinlich zu dem Plane weiterer Nachforschung, den ich sogleich faßte, gar nicht gekommen sein. Denn daß diese nachträgliche Mitteilung Loepers leider fast nur irrtümliche Angaben enthält, konnte ich damals eben auch noch nicht wissen. Am rechten Orte werde ich darauf zurückzukommen haben. Zunächst, wie gesagt, beschloß ich, auf Entdeckungsreisen zu gehen.

Wer etwas entdecken will, darf sich nicht scheuen zu fragen, und wäre es auch einen Nachtwächter oder ein Schulkind. Solchen begegnete ich freilich in Cannes nicht, und auch sonst waren mir von den französischen Einwohnern der Stadt, die bekanntlich fast zur Hälfte eine Art englischer Kolonie ist, nur wenige und die Wenigen nur ganz oberflächlich bekannt geworden. Am öftesten noch war ich einem wohlgebildeten jungen Manne begegnet, der dort der Abzweigung eines blühenden Handelsgeschäftes vorstand, das, wie ich wußte, seinen Hauptsitz und Betrieb in Grasse hatte. Herr Charles Cartier hatte es wiederholt mit besonderer Gefälligkeit übernommen, jene überall willkommenen, mit feinen Südfrüchten angefüllten Kistchen, die den rühmlich bekannten Namen seines Oheims, des Herrn Joseph Nègre in Grasse tragen, an Freunde in der deutschen Heimat zu versenden. Er war mir der Nächste und warum auch nicht der Beste, den ich zu einer vorläufigen und sofortigen Befragung hatte. Gleich dem Grafen Thorane war auch er „aus Grasse in der Provence unweit Antibes gebürtig". Warum sollte er den Namen Thorane, warum das Schloß nicht kennen, das doch wohl recht gut noch im Besitze der Familie dieses

Namens sein konnte? Und wenn nicht, so wußte er gewiß zu sagen, an wen ich mich in Grasse am sichersten um Auskunft wenden könne. Also suchte ich ihn ohne Säumen auf und überraschte ihn durch Fragen, deren Voraussetzung und Zusammenhang ihm vorderhand noch nicht eben sehr begreiflich sein mochte. Graf Thorane? Den Namen kannte er schlechterdings nicht. Und ein Schloß in Grasse? Er gab mir die Versicherung, daß ein solches nicht existiere. Dieses letztere mußte er nun freilich wissen, aber er betonte sogleich, er selbst sei frühzeitig schon auf auswärtige Schulen, später nach England geschickt und so der Vaterstadt etwas entfremdet worden; dagegen sei der Oheim in Grasse ein lange schon in dieser Stadt ansässiger, mit den dortigen Verhältnissen wohl vertrauter Bürger. Diesen vor allem brieflich zu befragen, war er sogleich erbötig.

Es handelte sich zunächst nur darum, eines gewissen historischen Interesses wegen zu erfahren, ob man in Grasse oder in der Nähe von Grasse den Namen Thorane kenne und von einem, sei es ehemaligen, sei es gegenwärtig noch bestehenden Besitztume einer Familie dieses Namens etwas wisse. Mehr hatte ich bisher absichtlich nicht gefragt, wie ich es denn überhaupt für ratsam halten mußte, ohne Hast und ohne Aufsehen meiner Forschung auf französischem Boden nachzugehen. Herr Joseph Nègre antwortete umgehend: Eine Familie oder ein Besitztum des Namens Thorane giebt es nicht in Grasse; allein man kennt in den Bergen ein Schloß, das einen ähnlichen Namen führt, das Schloß Thorenc, in sieben Stunden ungefähr von Grasse aus zu erreichen. Außerdem giebt es in dem benachbarten Departement Basses Alpes zwei Orte mit alten Burgen, Thorame haute und Thorame basse genannt, und auch ein Schloß Tolanne ist in demselben Departement zu finden. Das war alles. War es wenig oder viel? Jedenfalls schien es mir etwas zu sein, ja nicht einmal gar so wenig. Zwar wies mich auch der lange schon in Grasse ansässige Herr Nègre fort aus seiner Vaterstadt; aber jene Namen, die er nannte, wenn auch keiner von ihnen ganz so lautete, wie ich wünschen mußte, waren sie dem gesuchten nicht doch so ähnlich, daß man diesen augenblicklich hinter dem einen oder anderen vermuten durfte? Auch gelang es ohne Schwierigkeit, die bezeichneten Orte auf genaueren französischen Karten aufzufinden, und da sah ich denn bald zu meiner Überraschung, daß ja in der That selbst auf den

verschiedenen Karten eine verschiedene Schreibart jener Namen im Gebrauche war. Auf der einen las ich Thorène, auf einer anderen Thorenc verzeichnet; hier war Thoranc angegeben und Tollane, dort aber fand ich Thoramme und Taulanne geschrieben. Warum also, wenn hier doch eine solche Willkür herrschte, daß selbst die Aussprache mit davon berührt werden mußte, warum denn nun konnte nicht ebensogut eines dieser Schlösser eigentlich Thorane geschrieben werden oder wenigstens dereinst in Wirklichkeit Thorane geschrieben worden sein? Ja, war es auch nur anzunehmen, daß hier keinerlei Zusammenhang mit dem Familiennamen des Königslieutenants bestehen sollte?

Schon kam mir der Gedanke, mich frischen Mutes ins Gebirge aufzumachen und von Schloß zu Schloß zu wandern, um vor den Thoren eines jeden das Lied von dem provençalischen Grafen Thorane und dem deutschen Dichterknaben Wolfgang Goethe hören zu lassen, bis aus den Mauern des einen oder des anderen die erwünschte Antwort käme. Allein noch rechtzeitig sagte ich mir, wie leicht uns doch die eigenen Wünsche irreleiten und zu voreiligen Schlüssen bestimmen können. Ließ sich die Sache denn nicht mindestens mit gleichem Rechte noch ganz anders, ja nach fast entgegengesetzter Richtung wenden? Gab es vier verschiedene Schlösser, die einander so ähnliche Namen führten, dann erst recht konnte es ja auch ein fünftes geben oder einst gegeben haben, das nun wieder ähnlich und doch anders hieß, das also ganz genau den eigentlichen, gesuchten Namen trug, der ja bisher nicht einmal als eine von den verschiedenen Lesarten zum Vorschein gekommen war.

Und nunmehr drängte sich unabweisbar mancher Zweifel in den Vordergrund, den ich bisher geflissentlich nicht hatte mitreden lassen. Was lag nicht alles zwischen dem Heute, an das ich meine Fragen gerichtet hatte, und jenen sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, zu denen schließlich doch zurückgefragt werden mußte. Eines genügte: die große Revolution, die ja bekanntlich mit zerstörender Wucht gerade in der Provence über die Häupter und Häuser der Adelsgeschlechter hinweggeschritten war. Dort in der Nähe von Cannes lag am Gestade des Meeres ein beredtes Denkmal jener vulkanischen Vergangenheit, die großartige Ruine des einst gewaltigen und stolzen Schlosses Napoule. An einer der noch aufrecht stehenden Mauern hatte ich vor Kurzem erst in einer offenbar schon lange bestehenden Inschrift

das Wort: terrain à vendre gelesen, das so ganz wie eine letzte endgiltige Verzichtleistung auf die Wiederkehr vergangener Herrlichkeit erschien. Leicht konnte ja das Schloß der Familie Thorane von einem ähnlichen Geschicke betroffen worden sein! Zerfallendes Gemäuer, wohlbekannt und doch schon namenlos, lag möglicherweise drüben in den Bergen unweit Grasse. Wer achtete darauf? Auch was ich über jenes Schloß Thorenc, das noch am ehesten hätte in Betracht kommen können, weil es doch wenigstens in einiger Nähe von Grasse gelegen war, auch was ich über dieses Schloß in Erfahrung brachte, wies auf Untergang der alten Herrschaft und auf längst vollzogenen Wechsel des dereinstigen Bestandes hin. Nicht mehr der Sitz eines gleichnamigen Herrengeschlechtes, sondern in fremden Händen war das alte, wie es hieß, unscheinbare Schloß am Mont Thorenc in den Alpes de Provence. Die einst zu diesem Schlosse hinzugehörigen Ländereien, La Vallée de Thorenc, befanden sich jetzt in dem geteilten Besitze der vier Familien de Villeneuve, de Sartoux, d'Andon und de L'Estang. Keiner dieser Namen gab auch nur den geringsten Anhalt für eine ersprießliche Vermutung. Ja, sollte etwa der Name, den ich suchte, überhaupt nicht mehr im Lande aufzufinden sein? Die Schlußworte des dritten Buches von „Dichtung und Wahrheit" schwebten mir vor: Auf einer der französischen Kolonien als Gouverneur gestorben! Vielleicht war er der Letzte seines Stammes und Namens, und Stamm und Name mit ihm in Westindien begraben? Aber nein, er hatte ja in dem Hause oder Schlosse seines älteren Bruders die Bilder der deutschen Maler glücklich angebracht gesehen, und irgend eine Spur, irgend eine Nachricht über den Familienbesitz mußte sich doch ermitteln lassen, auch wenn das Schloß und die Bilder dem Sturm der Zeit nicht Stand gehalten haben sollten, auch wenn kein Thorane mehr unter den Lebenden zu finden wäre.

Also galt es nun vor allem, da mir die Gegenwart nicht ohne Weiteres Antwort geben wollte oder konnte, den beschwerlicheren Weg zu den vergangenen Zeiten einzuschlagen und zu diesem Zwecke einen des Landes und der Provinzialgeschichte kundigen Mann zu suchen, der, wenn auch nicht aus eigener Kenntnis Aufschluß geben, doch zu der Befragung von Archiven, Akten, Adelsbüchern und dergleichen behilflich sein konnte. Einen einzigen solchen Mann vermochten mir zunächst die Herren Cartier und Nègre zu nennen, den rechtsgelehrten und verdienst-

vollen Maire von Grasse. Doch dieser, wie sogleich hinzugefügt wurde, war gerade damals nicht in Grasse anwesend, sondern für längere Zeit nach Nizza zu den Sitzungen des Generalrates übergesiedelt. Da jedoch meine Ungeduld immer mehr wuchs und die Zeit meines südlichen Aufenthaltes gemessen war, so dachte ich mir eines schönen Tages, und es waren inzwischen schöne, wunderschöne Frühlingstage aufgegangen: Kommt der Berg nicht zum Propheten, so geht der Prophet zum Berge. Zunächst also einmal hinüber nach Grasse an Ort und Stelle, und wäre es auch nur, um mit Herrn Nègre Südfrüchte zu essen! Um gänzlich ungebunden zu sein, zog ich statt der Eisenbahn eine Fahrt zu Wagen landeinwärts vor. Bald sah ich die Stadt Grasse vor mir liegen, terrassenförmig aufgebaut auf einem Vorberge der provençalischen Alpen. Der Weg führt durch reichblühende Felder, die mit Reseda, Narzissen, Rosen, Veilchen bepflanzt sind und den Duft dieser schönen Blumen für die Parfümeriewerkstätten von Grasse zu liefern haben. Mündet man dann in die Stadt selbst ein, so sieht man das südliche Land, dessen Bewohner genötigt sind, sich durch steinernes Haus und Zimmer und durch enggebaute schattenreiche Straßen vor der allzu heißen Sonne der Sommermonate zu schützen, in anderer Richtung vergegenwärtigt. Daß uns hier, noch ganz abgesehen von der in der Mittelmeer-Bevölkerung seit uralter Zeit heimischen Zwiebel, etwas andere Gerüche entgegenwehen als von dem Meere und den Rosengefilden her, will daher nicht allzuverwunderlich erscheinen. Dagegen kann man sich eben in Grasse an jeder Ecke sogleich ein köstliches Parfum verschaffen.

Von Herrn Joseph Nègre, einem kleinen, echt provençalischen Mann mit lebhaften dunklen Augen, wurde ich aufs freundlichste empfangen, und ohne Säumen trug ich dem aufmerksamen Zuhörer meine Angelegenheit vor. Als Herr Nègre vernahm, daß es sich um Goethe und um die Erwähnung von Grasse in Goethes Selbstbiographie handle, machte er eine Verbeugung, sagte: Ah, Monsieur Goëthe! und nahm es wie eine Art persönlicher Auszeichnung auf, daß der „grand poète“ von dieser Stadt gesprochen habe. Zu allem Übrigen, was ich ihm mitteilte, schüttelte er aber wiederholt mit Bedauern den Kopf. Nur als ich auf die Bilder zu sprechen kam, fragte er sogleich: Fragonard? Er meinte somit, ich sei gekommen, um den einzigen namhaften Kunstbesitz seiner Stadt, die in Privathänden befindlichen

Gemälde des ebenfalls aus Grasse gebürtigen ausgelassenen französischen Malers kennen zu lernen und äußerte sich sogleich dahin, daß diese überaus schwer zugänglich seien! Nebenbei will ich sogleich bemerken, daß ich in der That weder damals noch später zu diesen einem Herrn Malvilan zugehörigen Bildern gelangen konnte. Zunächst mußte ich Herrn Nègre den ganzen Honoré Fragonard verneinen. Bei näherer Schilderung aber der von mir gesuchten Gemälde, und als ich ganz besonders betonte, daß diese nach Goethes Erzählung hier in Grasse in einem „schönen Gebäude" nicht in Rahmen eingefaßt, sondern als Tapetenteile auf die Wand befestigt worden seien, hellte sich plötzlich sein Gesicht auf und er teilte mir mit, daß es in der That zwei Häuser in Grasse gäbe, in denen derartige Wandgemälde sich vorfänden. Auch falle ihm jetzt ein, daß man ihm einmal bezüglich dieser Bilder gesagt habe, ein französischer General habe im vorigen Jahrhundert einen Maler aus Deutschland mitgebracht, von dem diese Bilder hergestellt worden seien. Und werde ich sie sehen können? fragte ich mit Spannung. Wer sind die dermaligen Besitzer? Gehen wir! war die Antwort; ich werde die Ehre haben, Sie zu führen. Und im Gehen teilte mir Herr Nègre mit, daß wir in zweien der angesehensten Häuser der Stadt, in dem Haus des Herrn de Fontmichel und in dem des Herrn Roubaud, des Maire von Grasse, Einlaß zu suchen hätten, was uns gewiß, da er mit beiden Herren wohlbekannt sei, ohne Schwierigkeit gelingen würde.

So folgte ich denn dem liebenswürdigen Führer durch ein wahres Labyrinth von Gassen und Gäßchen der inneren Stadt, steinerne Treppenwege hinauf, die die übereinander liegenden Straßen mit einander verbinden, und endlich in eine ziemlich hochgelegene Straße, rue des Dominicains, vor ein stattliches zweistöckiges Haus von rötlichem Anstrich, dessen Fenster zu ebener Erde mit eisernem Gitterwerk und dessen achtunggebietende altertümliche Thüre mit einem schweren messingenen Klopfer versehen war. Das Haus des Herrn de Fontmichel. Wir traten in ein geräumiges, kühles Vorhaus ein und aus diesem von einem alsbald über den Zweck unseres Besuches verständigten Diener eingelassen, in die Wohnung des Besitzers, der verreist war. Als das Tageslicht in die mit reichem altmodischen Gerät ausgestatteten und äußerst sauber gehaltenen Zimmer hereingelassen worden war, sah ich mich zunächst in einem wohl als Speisezimmer dienenden Raume von Ölgemälden

in goldenen Rahmen umgeben, die mir als Fontmichelsche Familienporträts bezeichnet wurden. Eine Glasthüre führte von da aus auf eine Gartenterrasse, eine andere Thüre seitwärts in einen höchst behaglichen Salon, in den mir Herr Nègre selbst voll Eifer vorausschritt. Und wahrhaftig! da gab es „ansehnliche Ölbilder, nicht in Rahmen eingefaßt, sondern als Tapetenteile an den Wänden befestigt," und im nächsten und übernächsten Zimmer auch! Und diese Bilder galten hier für Werke eines peintre allemand? Da war kein Zweifel, die Gemälde oder wenigstens einen Teil derselben hatte ich vor mir, die einst in Wolfgang Goethes Mansardezimmer auf Bestellung des Königslieutenants von Seekatz und von den Frankfurter Künstlern gemalt worden waren!

Und wo anders konnte ich mich hier befinden als in jenem schönen Haus, das der ältere Bruder des Grafen Thorane dereinst besessen hatte? als in den Zimmern und Kabinetten, deren Maße sich der Königslieutenant seinerzeit nach Frankfurt hatte kommen lassen? Reichlich sollten sich, wie hier sogleich bemerkt sei, später die sichersten Beweise dafür einstellen, aber schon jetzt bei den ersten Eindrücken ward es mir zur Gewißheit. Deutlich sprach die ganze Anordnung, Zusammenstellung und Verteilung der zahlreichen Bilder auf den verschiedenen Wandflächen dafür, daß ein jedes dieser kleineren und größeren Gemälde von Haus aus für eben den Raum bestimmt gewesen sei, an dem es noch jetzt „glücklich angebracht" zu sehen war. Aufs lebendigste vergegenwärtigte sich sogleich die Goethesche Mitteilung, daß der Königslieutenant „mit den Künstlern die Wandabtheilungen überlegte und die Größe der hiernach zu verfertigenden Ölbilder bestimmte", und wie er später seine Freistunden mit der Betrachtung der bestellten und abgelieferten Gemälde zugebracht, „indem er sie im gedachten Giebelzimmer Bane für Bane breiter und schmäler nebeneinander und sogar übereinander annageln, wieder abnehmen und aufrollen", und wie er endlich „die sämmtlichen Bilder in der Ordnung einpacken ließ, in welcher sie an dem Orte ihrer Bestimmung der Tapezierer ohne weiteres aufheften konnte". Hier war dieser Ort der Bestimmung, hier in diesem Hause in Grasse, nicht wie ich vermutet hatte, in der Nähe von Grasse oder gar im fernabliegenden Gebirge. Von den Bildern selbst und dem Inhalt ihrer Darstellungen muß ich mir vorbehalten in einem späteren Abschnitte zu sprechen. Hier sei nur gleich noch erwähnt, daß in dem genannten größeren Salon, in die Wand eingefügt und nur mit

schmaler Holzverzierung eingefaßt, zwei umfangreiche Landschaftsbilder — Höhe etwa 2 m, Breite 1 m — beide die Mitte je einer Wandfläche einnehmend, sich befanden, umrahmt von einer großen Anzahl kleinerer, mehr skizzenartig gehaltener Bilder, welche hart neben- und übereinander, nur durch dünne Leistchen getrennt, lauter kleine Felder teils in regelmäßigem Geviert, teils in länglichen Rechtecken einnahmen und in buntestem Durcheinander die verschiedensten mythologischen und historischen Darstellungen zeigten. In den oberen Ecken des Zimmers und über den Thüren zählte ich außerdem noch acht selbständig angebrachte Bilder, jedes etwa 50 cm hoch und 75 cm breit, fast alle sehr stark nachgedunkelt, aber wiederum, soweit erkennbar, landschaftlichen Charakters. Von den anderweitig vorgefundenen Gemälden, wie schon gesagt, an anderer Stelle. Vorläufig konnte ich mir nur flüchtige Notizen machen, um meinen freundlichen Begleiter nicht allzulange aufzuhalten und warten zu lassen.

Im Vorhause teilte mir Herr Nègre mit, daß erst der Großvater des Herrn de Fontmichel dieses Haus erworben habe, daß der dermalige Besitzer zur Zeit in Marseille sich befände und noch ein jüngerer unverheirateter Mann sei, für dessen Junggesellenbedürfnisse der untere Teil des Hauses vollkommen genüge, so daß der erste Stock von ihm an ein Bankinstitut vermietet worden sei. In diesem ersten Stocke aber befänden sich seines Wissens noch weitere Gemälde. So stiegen wir denn noch die stattliche Treppe hinauf und betraten die oberen Zimmer. Hier sah es nun freilich nicht so sauber und vornehm aus, wie in den unteren Räumen. In einigen, fast leerstehenden Zimmern sahen vereinzelte, ganz ebenso auf die Wände befestigte Bilder matt, nachgedunkelt, verwahrlost und mit Staub überzogen, ohne Licht und Glanz auf uns herab, ihrem Inhalt nach kaum zu entziffern. Nur in dem letzten, sehr großen Gemach, ungefähr fünf Meter im Quadrat, trat mir etwas Neues und Einheitliches entgegen. Mit Ausnahme der Fensterwand war hier alles mit tapetenartigen Malereien auf Leinwand bedeckt, Wand- und Zwickelbilder und Supraporten, auf rotem Grunde phantastische orientalische, figurelle und ornamentale Darstellungen zeigend. Ohne Frage Nothnagel'sche Arbeit, von der des Nähern auch erst in einem späteren Abschnitt, der den Malern und Bildern gewidmet ist, gesprochen werden soll.

Zunächst führte mich Herr Nègre weiter zu dem Hause des Herrn

Roubaud, des Bürgermeisters. Dieses nicht sehr umfangreiche, aber stattliche Gebäude liegt, weit freier als das des Herrn de Fontmichel, am sogenannten Cours, zwischen der Avenue St. Hilaire und der Avenue St. Lorette. Auch hier fanden wir trotz der Abwesenheit des Besitzers wenigstens in dem zu ebener Erde gelegenen Empfangssalon Einlaß. Als wir diesen hellen, nach französischem Geschmack in Weiß und Gold gehaltenen Raum betraten, und ich auch hier in ganz ähnlicher Weise in die Wand eingelassene Gemälde vorfand, mußte ich selbstverständlich zweifelhaft darüber werden, welches denn nun von den beiden Häusern das eigentliche Thoranesche sei. Herr Nègre konnte mir keine Auskunft darüber geben. Ich aber, als ich den Bildern näher trat, rief unwillkürlich aus: „Gevatter Seekatz!" Von ihm erzählt Goethe auf einer der letzten Seiten des dritten Buches, er habe zuguterletzt das Beste gethan, was er vermochte, indem er die vier Elemente in Kindern und Knaben nach dem Leben in Thürstücken darstellte und nicht allein auf die Figuren, sondern auch auf das Beiwerk den größten Fleiß verwandte. Diese Thürstücke mit den vier Elementen, sehr gut und sauber erhalten, sehr lustig anzusehen, weil in der That fein und sorgfältig ausgeführt, hatte ich hier vor meinen Augen. Auch eines unverkennbaren, ziemlich gut erhaltenen größeren Gemäldes von Trautmann, den Brand von Troja darstellend, sei hier sogleich noch Erwähnung gethan. Alles Weitere mußte ich einem späteren Tage überlassen. Zunächst konnte ich ja auch wahrlich zufrieden sein mit dem Gefundenen, und Herr Joseph Nègre war es mit mir; ja es war rührend zu hören, wie er bei meiner Verabschiedung seiner warmen und freudigen Teilnahme Ausdruck zu geben und damit alle Dankesworte, die ich für ihn hatte, zu übertönen wußte.

Nur wenige Tage nach der Rückkehr von dieser ersten Fahrt meldete mir ein Brief aus Grasse, daß der Bürgermeister, Herr Roubaud, wieder eingetroffen und bereit sei, mich zu empfangen. Nichts konnte mir willkommener sein, und ich eilte neuerdings hinüber zu der Thoraneschen Stadt. Herr Roubaud, ein sehr würdig aussehender Mann, begrüßte mich zunächst mit einer gewissen bürgermeisterlichen Hoheit, wurde aber alsbald sehr zugänglich und gesprächig und gab mir wichtige, ganz überraschende Aufschlüsse. Das Haus, in dem ich mich bei ihm befand, hatte seiner Zeit der Königslieutenant selbst erbaut und bewohnt, während jenes Haus in der rue des Dominicains eben das des älteren Bruders war und blieb. Und weiter hörte ich zu meinem höchsten Erstaunen,

IV



Photogravure Bruckmann



daß dieses zur Zeit dem Herrn Maire gehörige Haus von dem Grafen, der keineswegs in Westindien gestorben sei, nach seiner Rückkehr auf einem ihm vom Könige geschenkten Platze erbaut worden sei, daß er dabei eine nicht geringe Anzahl ihm besonders wohlgefälliger Gemälde aus dem Hause des Bruders herübergenommen, daß der merkwürdige Mann sich in älteren Jahren noch verheiratet habe, und daß es eine Tochter von ihm gewesen sei, aus deren Nachlaß der jetzige Besitzer das Anwesen erworben habe. Herr Roubaud wußte sehr genau Bescheid um „Dichtung und Wahrheit" und um die dort von Goethe erwähnten und beschriebenen Bilder. Wir betrachteten gemeinsam, was hier von diesen Bildern noch zu sehen war, und als ich die Bemerkung machte, daß diese zusammen genommen mit denen im anderen Hause doch noch immer nicht die Gesamtheit der aus Frankfurt hieher gelangten Gemälde bilden könnten, erfuhr ich alsbald noch mehr und noch Bedeutungsvolleres. Die große Mehrzahl, teilte mir Herr Roubaud mit, sei allerdings nicht mehr in Grasse zu finden, sondern in Mouans, auf dem Schlosse eines Grafen Sartoux, des Großneffen Thoranes, der seine Tante, also die Tochter des Königslieutenants, eine Marquise de l'Escarène, beerbt habe. „Und wo liegt dieses Mouans?" Sie sind ja daran vorbeigefahren, antwortete der Herr Maire. Es ist die einzige Eisenbahnstation zwischen hier und Cannes. „Und werde ich dort Einlaß finden?" Ohne Zweifel, lautete die günstige Erwiderung. Der Graf wird Sie gerne aufnehmen, da er, wie ich höre, beabsichtigt, einen Teil der in seinen Besitz übergegangenen Gemälde zu veräußern. —

So begab ich mich denn schon am nächsten Tage voll Spannung nach Mouans, das, wie ich hörte, nach seinem dermaligen Besitzer zumeist als Mouans-Sartoux bezeichnet wird. Unser vortrefflicher Arzt in Cannes, Herr Dr. Frank, hatte die Güte gehabt, mir eine Empfehlung der mit den Sartoux'schen Herrschaften befreundeten Frau Herzogin von Valombrosa zu verschaffen, die zur Zeit auf ihrem dortigen zauberhaft schönen Besitztum anwesend war. Mit dieser Empfehlung fuhr ich denn am Thore des Schlosses vor. Den Namen eines Schlosses hat dieses Gebäude mit seinen Mauern und Gräben in früheren Zeiten wohl ganz anders verdient als heute. Auch hier hat die Revolution ihr gewaltthätiges Werk gethan. Dem ursprünglichen Schloß gehört nur der untere Stock an, während der zweite und das Dach neueren Datums und recht unscheinbar sind. Durch das Thor gelangt man in einen kleinen Hof-

raum, der die Gestalt des ganzen „Schlosses" in verjüngtem Maßstabe zeigt, kegelförmig, die breite Basis nach der Einfahrt hin, die abgestutzte Spitze, in Gestalt einer alten einfachen Hausthüre, gegenüber. Rechts und links an den einschließenden Mauern sah ich kleine, von Wind und Wetter mitgenommene Jalousien vor verschlossenen Fenstern. Niemand war zunächst zu sehen und zu hören. Ich zog an dem Klingeldrahte, der langsam eine bescheiden läutende Glocke in Bewegung setzte, die mit ausgesprochener Verwunderung einige Seufzer von sich gab. Ich glaubte nicht, daß darauf jemand antworten würde und war daher um so angenehmer überrascht, als sich nach einigen Augenblicken die Thüre öffnete, und wie in einem Märchen ein feines reizendes Prinzeßchen vor mir stand, das seine zarten, dunklen Kinderaugen fragend auf mich richtete. Hinter ihm erschien alsbald die Großmama und eine englische Gouvernante, der ich meinen Empfehlungsbrief überreichte. Ich durfte in das Vor- und Treppenhaus eintreten, wo ich denn sofort, während ich bei dem Grafen Sartoux angemeldet wurde, an allen Wänden die Bilder der Frankfurter Maler Trautmann, Schütz, Junker, Hirth ohne Rahmen und ohne Ordnung herum hängen sah. Graf Sartoux empfing mich auf das freundlichste, ein Herr mittlerer Größe, damals wohl ein Vierziger, mit intelligentem Ausdruck und von edelmännischer Haltung. Wir traten zunächst in den Speisesaal im Erdgeschoß ein. Hier wiederum Bilder über Bilder! und vor allem sogleich ins Auge fallend ein Porträt, das zwar sicher dem vorigen Jahrhundert, aber ebenso sicher keinem der Frankfurter Maler angehörte. Wie sehr überraschte mich die Mitteilung des Grafen, daß dieses Porträt seinen Großonkel, den Grafen Thorane, den Königslieutenant, darstelle! Darauf kann ich eingehender auch erst später zurück kommen. Außerdem hing da unter anderen, gleichfalls ohne Rahmen, ganz so wie es in Grasse aus der Wand genommen sein mochte, ein großes, figurenreiches Gemälde, das ich mir auch ohne die Bemerkung des wohlunterrichteten Führers gedeutet hätte. Auf der erhöhten Rampe eines etwas phantastisch aufgefaßten antiken Bauwerks steht da in reicher Kleidung Joseph, gewissermaßen als Königslieutenant von Ägypten, Statthalter und Vertreter des Pharao, um den zu seinen Füßen an einem großen, runden Steintische durch Beamte sich vollziehenden Verkauf des von den sieben guten Jahren her aufgespeicherten Getreides zu überwachen. Auf meine wohlbedachte Frage, ob dieses das einzige Bild sei, das einen Gegenstand aus dem

I



Photogravure Bruckmann



biblischen Berichte über Joseph enthalte, wurde mir die Antwort: O nein! Es sind noch vier bis fünf andere vorhanden, deren ja Goethe Erwähnung thut. Der Graf lud mich ein, ihm in das erste Stockwerk zu folgen, in sein Arbeitszimmer. Hier hingen zunächst drei kleinere Gemälde gleichen Umfangs, deren eines den Verkauf des kleinen Joseph an die Midianiter, deren zweites die Brüder Josephs vor dem alten Vater darstellte, wie sie ihm den blutgetränkten Rock vorlegen, und deren drittes den Empfang der um Getreide einzukaufen nach Ägypten gekommenen Brüder vor Joseph, dem Hochgestiegenen, zeigte. Als wir das erstgenannte Bild zusammen betrachteten, bemerkte der Graf, indem er auf den kleinen, von den Brüdern verhandelten Josephknaben hinwies, kurz und gut: c'est Goethe! Wieso? fragte ich dagegen. Woher weiß man das? Er erwiderte, das habe ja Goethe selbst in „Dichtung und Wahrheit" berichtet. Dem mußte ich natürlich widersprechen. Darauf eilte Graf Sartoux kopfschüttelnd in ein Nebenzimmer und kehrte mit der alten Vitryschen Übersetzung von Goethes Selbstbiographie zurück, um sogleich die Stelle zu suchen und mir zu zeigen, auf die sich seine Behauptung gründete. Da er sie nicht sogleich fand, bat ich ihn um seine „poësie et verité" und las ihm vor, was Goethe bezüglich dieser Josephsbilder erzählt. Es heißt da unter anderem: So hatte ich auch öfters die Künstler vermocht, diesen oder jenen Gegenstand darzustellen, und solcher Vorteile bediente ich mich gegenwärtig mit Lust und Liebe. Ich erinnere mich noch, daß ich einen umständlichen Aufsatz verfertigte, worin ich zwölf Bilder beschrieb, welche die Geschichte Josephs darstellen sollten: einige davon wurden ausgeführt. — Hier war also nichts von einer wirklichen und bezeugten Porträtierung des Knaben Wolfgang zu lesen. Aber der Graf blieb dabei; dies sei die Tradition der Familie. „Ich, fügte er hinzu, habe es selbst aus dem Munde meiner Tante gehört, und woher anders sollte sie darum gewußt haben, als von ihrem Vater, dem Grafen Thorane?" Begreiflicherweise steigerte sich durch diese Mitteilung mein Interesse für dieses Bild aufs höchste. Gleichzeitig beschäftigte mich aber noch etwas anderes, das mir aufgefallen war. Beim Durchblättern des sauber gehaltenen Exemplars der Vitryschen Übersetzung hatte ich bemerkt, daß da überall der Name Thorane in seinem letzten Buchstaben diskret, aber deutlich korrigiert war. Das e war überall mit Tinte in ein c verwandelt. Graf Sartoux, darüber befragt, woher das käme, antwortete, diese

Korrektur komme von der Hand seines Onkels, des Marquis de l'Escarène, der auch die auf einem eingeklebten Papier verzeichneten Notizen über den Lebensgang des Grafen Thoranc niedergeschrieben habe. Thoranc habe nun eben der Königslieutenant geheißen, und es sei nur ein Druckfehler dieser Ausgabe, wenn da ursprünglich Thorane zu lesen war. Auch hier mußte ich widersprechen. Es war dem Grafen völlig unbekannt, daß es überhaupt keine Ausgabe von „Dichtung und Wahrheit" in der Welt gebe, in der der Name anders zu lesen sei als Thorane. Er fand dies unbegreiflich; und um mir gar keinen Zweifel an der Unrichtigkeit dieser Schreibart zu lassen, holte er das prächtig ausgestattete Diplom herbei, das die seiner Zeit in Frankfurt erfolgte Erhebung des Königslieutenants in den Grafenstand des hl. römischen Reichs enthielt. Da stand freilich ganz deutlich Thoranc, und dies war eine demonstratio ad oculos, gegen die es keine Widerrede gab. Die Aufzeichnungen des Herrn de l'Escarène waren aber ihrem Inhalte nach ebenso neu wie die bisher unbekannte richtige Namensschreibung. Und da der Graf mit sichtlichem Vergnügen die lebhaften Äußerungen meines Interesses für alles dies wahrnahm und zu billigen schien, so wagte ich es nunmehr, vor allem bezüglich der betreffenden Bilder die Frage an den Besitzer zu richten, ob es sich in Wahrheit so verhalte, wie ich gehört hätte, daß er nicht abgeneigt sei, das eine oder andere dieser Frankfurter Bilder zu veräußern. Der Graf stellte nicht in Abrede, daß er wohl daran gedacht habe, um die nötigen Mittel für den weiteren Ausbau dieses seines Wintersitzes zu gewinnen, aus der großen Anzahl seiner Bilder einige zu verkaufen. Zwar die hier in seinem Arbeitszimmer befindlichen seien davon ausgeschlossen, und er selbst befasse sich nicht mit dieser Angelegenheit. Er wolle mich seiner Frau vorstellen, und mit dieser könne ich ja darüber verhandeln. Dies geschah denn. Die Frau Gräfin bezeichnete mir nach kurzem höflichem Zwiegespräch einige größere Bilder, darunter eine Jahrmarktsscene (Kermesse) von Trautmann oder Seekatz, als verkäuflich. Meine Frage nach den etwa in Aussicht genommenen Forderungen wurde ohne Zögern und ohne Gegenfrage beantwortet. Aber diese Antwort sprach von Preisen, wie sie der öffentliche oder auch intimere Kunsthandel wohl für die besten niederländischen Vorbilder unsrer guten Frankfurter und Darmstädter Künstler, aber für diese selbst, so vergnüglich auch einst auf einzelnen Werken ihrer Hand die Knabenaugen

III



Photogravure Bruckmann



Goethes geruht haben mochten, weder im Himmel noch auf Erden kennt. Und so mußte ich mich zunächst leise gehegter Hoffnungen begeben und auf die Bitte beschränken, mir nur noch an Ort und Stelle die nötigen Notizen machen und wenigstens die Konturen des Kopfes abzeichnen zu dürfen, der die Züge Wolfgang Goethes tragen sollte, sowie die obengenannten Lebensnachrichten, die dem Marquis de l'Escarène zu verdanken waren, in Abschrift zu nehmen. Dies wurde in liebenswürdiger Weise bewilligt, und ich fuhr immerhin aufs neue bereichert nach Cannes zurück.

Unter den wenigen, denen ich nach meiner Heimkehr von diesen provençalischen Fahrten berichtete, war es vor allem Salomon Hirzel, das Haupt der damaligen sogenannten Goethegemeinde, der das lebhafteste Interesse für meine Mitteilung äußerte. Nur begegnete ich bei ihm besonders dem wiederholten Vorwurfe, daß ich es nicht durchzusetzen gewußt habe, wenigstens Photographien des merkwürdigen Josephbildes und des Thoranceschen Porträts mitzubringen. Ich kannte nun zwar die Schwierigkeiten, die der alte Herr unterschätzte, viel besser als er, hatte mir aber doch schon im Stillen etwas ähnliches selbst gesagt. Dieser esprit d'escalier konnte mir vorläufig nichts nützen; ich mußte mich und die befreundeten Männer damit trösten, daß mich voraussichtlich kommende Zeiten wieder an die Riviera, an die mir so überaus liebgewordenen reizvollen Ufer des mittelländischen Meeres zurückführen würden. Nach Jahr und Tag war es mir denn auch vergönnt, von Mentone aus nochmals Mouans und Grasse zu begrüßen und zu befragen. Ich möchte aber hier nur in Kürze die hauptsächlichsten Erfolge dieser zweiten Wallfahrt verzeichnen. Es waren besonders drei Dinge, an denen mir außerordentlich viel gelegen war, und die ich auch glücklich erreichte; zunächst die Überlassung des Thoranceschen Porträts behufs einer getreuen Reproduzierung irgend einer Art, ferner die Erschließung des schriftlichen Nachlasses des Königslieutenants und endlich die käufliche Erwerbung jener Bilder aus dem Leben Josephs, von denen oben berichtet worden ist, und die sich Graf Sartoux nach mancherlei Handel und Wandel endlich aus eigenem Antrieb entschloß, mir an Stelle früher angebotener Frankfurter Gemälde, die für mich ziemlich wertlos sein mußten, zu überlassen. Damit habe ich die Bestandteile des Materials genannt, das nunmehr der Gegenstand unserer weiteren Kapitel sein wird.

III.

Bevor ich jedoch mit dem beginne, was zunächst über die Herkunft, den Namen, den Lebensgang und die Persönlichkeit des Grafen Thoranc auf Grund zuverlässiger Belege und zu vielfältiger bester Bestätigung der Angaben und Schilderungen von „Dichtung und Wahrheit" zu sagen ist, möchte ich vor allem nachdrücklich betonen, daß wir es, wie der Titel unsers Buches meldet, mit dem Königslieutenant Goethes und nur mit diesem, keineswegs aber mit der Gutzkowschen Bühnengestalt zu thun haben, die zwar unleugbar dem Namen des französischen Edelmannes zu einer gewissen Popularität in Deutschland verholfen hat, alles in allem aber von dem wirklichen Königslieutenant ungefähr ebensoweit absteht, wie Gutzkow selbst von Goethe. Ich habe mich hier nicht des Breiteren mit der dramatischen Gelegenheitsdichtung zu befassen, die im Jahre 1849 zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Goethes in Frankfurt auf die Bühne gebracht wurde, aber etwas von dem vollauf berechtigten Urteil, das Julian Schmidt im dritten Band seiner Geschichte der deutschen Litteratur im neunzehnten Jahrhundert über diese Leistung Karl Gutzkows gefällt hat, kann ich mir nicht versagen, hier einzuschalten.

Es heißt da unter anderem: Am strengsten muß man mit dem Dichter über die Art und Weise rechten, wie er Goethe auftreten läßt. Gutzkow hat schon die Rolle des Spinoza der zweiten Liebhaberin übertragen; damit hätte es genug sein können. Nun gibt er uns Goethe in derselben Form; am Ende auch Luther und den alten Fritz. Sein Wolfgang ist ein frühreifes jungdeutsches Genie, das vollständige Gegenteil

V



Photogravure Bruckmann



des Bildes, das uns aus Wahrheit und Dichtung so anmutig entgegentritt. Der Vater, den Goethe in Wahrheit und Dichtung schildert, ist nicht von der Art, daß der elfjährige Wolfgang sich unterstanden hätte, ihm auf eine ernsthafte Mahnung zu erwidern: „Sieh, sieh, Vater, der Gedanke an Schulden macht dich außerordentlich poetisch". Die Mutter, die Goethe schildert, ist nicht von der Art, daß, wenn sie sich mit einem Hausfreund unterredet und den Sohn fortschickt, dieser zu sich selber sagen dürfte: „Wenn's nicht meine Frau Mutter wär', ich könnte fast meinen — hier passieren Geschichten. Wenn die mir wieder auf der Brücke zwischen Poesie und Prosa begegnen und mir gute Lehren geben wollen, dann weiß ich jetzt auch, was ich antworten werde." — Freilich würde die Frau Rath auch nicht ihrem elfjährigen Büblein, das eben im Begriffe ist, bei einer Schauspielertruppe die Rolle der Vorsehung zu übernehmen, zugerufen haben: „Geh, mein Sohn, folge dem Trieb deiner Seele! Ergreife die Hand der Götter, wo sie nur aus den Wolken herniederlangt. Geh, geh! Du hast von mir keine Fessel deines Genius zu fürchten!" — Ein elfjähriger Junge, zu dem seine Mutter solchen Unsinn geredet hätte, wäre nicht der Goethe geworden, zu dem wir noch heute aufblicken; und wenn er sich auch hier im Drama durch Redensarten wie: „Eben ein Gott, und nun wieder hinuntergeschleudert auf die Sekundanerbank, lern' ich durch Schmerzen, was — ein Dichter ist!" und durch geistreiche Urteile über Friedrich den Großen und die französische Poesie als Dichter legitimiert, und wenn auch der Königslieutenant zum Schluß erklärt: „Monsieur Wolfgang ist ein Kind von einer großen Schicksal und einer erhabene Zukunft — o Sie haben hier einen Sohn, von dem ich Ihnen gebe die Prophezeiung, daß er nicht sein wird bloß eine große Mannsperson für der Deutschland, sondern für alle der Nationen, welche noch lieben die Natur und der menschliche Herz!" — so sind das doch sehr wohlfeile Anticipationen. Der Gutzkowsche Goethe ist nichts anderes, als eine Reminiscenz jener Müllnerschen Jungen, die alle Weisheit dieser Welt durch Offenbarung anticipiert haben und sie anwenden, um sich so unausstehlich wie möglich zu machen. —

In gleicher Weise wie hier Julian Schmidt die Verzeichnungen in der von Gutzkow zur Darstellung gebrachten Knabengestalt Goethes betont, ließe sich auch das Bild, das wir aus seiner Dichtung vom Königslieutenant empfangen, als verfehlt und unwahr nachweisen.

Man wird z. B. in den folgenden Blättern so wenig wie in Goethes „Dichtung und Wahrheit" etwas von jener albernen Misogyne finden, die Gutzkow dem provençalischen Edelmann aufretouchiert hat, oder von den burlesken Sprachverdrehungen, die auf die Lachmuskeln eines untergeordneten Theaterpublikums berechnet sind. Und nun noch dazu die rechtschaffenen, keineswegs bedeutungslosen deutschen Maler, die der deutsche Dichter in ignoranter, unverantwortlicher Weise herabgesetzt und zu kläglichen Zerrbildern verunstaltet hat! Hier giebt es keine Ausflucht mehr, die den Namen der poetischen Licenz führen dürfte. Dies möchte ich bitten, vor dem Eintritt in die weiteren Mitteilungen als ein vorbeugendes Wort entgegenzunehmen. Es ist mir im Laufe der Jahre öfter, als mir lieb sein konnte, zu meiner jedesmaligen Überraschung widerfahren, daß selbst hochgebildete Menschen, wenn auf den Königslieutenant und meine ihm geltenden Forschungen die Rede kam, nach Dingen fragten, die wohl bei Gutzkow, aber nirgends bei Goethe zu finden sind. Das erstaunlichste Exempel dieser Art hat Karl Gutzkow selbst geleistet. In seinem Buche „Paris und Frankreich in den Jahren 1834—1874" kommt er im letzten Abschnitt auch auf seine Fahrt von Nizza nach Marseille zu sprechen, und in dieser Erzählung lautet eine Stelle folgendermaßen: „Im Sonnenlicht winkte auf der Höhe Grasse. Es war die Stadt, die jener spleenbehaftete Franzose aus Goethes „Dichtung und Wahrheit", Graf Thorane, als seine Heimat und den Ort bezeichnet, wo derselbe eine Besitzung gehabt haben wollte, für welche bei den Frankfurter Malern Seekatz, Trautmann, Hirth und Schütz von ihm jene wunderlichen Bilder bestellt wurden, an welchen alle zugleich arbeiten sollten. Bekanntlich hat Frankfurts Archivar, Professor Kriegk, seither über die Existenz dieser misogynen Einquartierung in dem Goetheschen Hause in den Akten nichts finden können." Hier, wo doch von dem wirklichen, nicht erdichteten Königslieutenant die Rede ist, citiert sich Karl Gutzkow selbst mit einer Überhebung, die uns wohl bestimmen darf, weiterhin ihn und „seinen" Königslieutenant „pour toujours" auf sich beruhen zu lassen.

IV.

Die oben erwähnte Notiz über den Lebensgang des Königslieutenants, die ich auf einem in die Vitrysche Übersetzung von „Dichtung und Wahrheit" eingeschalteten Blatte bei meinem ersten Aufenthalte in Mouans vorfand und abschreiben durfte, und die nach Angabe des Grafen Sartoux von der Hand des weiland sardinischen Staatsministers Marquis de l'Escarennes stammte, lautet wörtlich und buchstäblich, wie folgt:

Note. Mémoires de Goethe. Tom. 1. p. 84.

Thoranc (François de Theas, comte de), d'une famille noble de Provence, né à Grasse le 19 Janvier 1719, fit ses études chez les Jesuites à Aix et à Marseille, et entra au service en 1734 en qualité de Lieutenant du Regiment de Vexin, avec lequel il fit la guerre en Italie.

En 1758 il fut employé dans l'armée de Bohème et d'Allemagne, commandée par le Prince de Soubise et le Maréchal de Broglie, comme aide maréchal general des Logis, et il dirigea l'occupation par surprise de la ville Imperiale de Francfort sur mein. Il fut nommé Lieutenant de Roi de cette place, et ainsi que le dit Mr. Goethe, il en exerça les fonctions d'une manière si distinguée et surtout avec une delicatesse si scrupuleuse, que le senat n'ayant pu lui faire accepter aucun témoignage de la reconnaisance sollicita en sa faveur de l'Empereur François I[er], avec le consentement de la cour de France, la dignité de comte du Saint Empire Romain, transmissible à ses descendans des deux sexes. Le Diplome en fut expedié à Vienne le 21 Janvier 1762.

Mr. le comte de Thoranc fut nommé Brigadier des armées du Roi en 1763 et envoyé á St. Domingue pour y commander la partie du sud. Il n'y mourut point, comme le dit Mr. Goethe, il revint en Europe, fut nommé Lieutenant de Roi à Perpignan en 1768, maréchal de camp en 1770 et commandant de la province de Rousillon.

Il obtint ensuite sa retraite et revint se fixer, dans sa patrie, où il épousa Mlle. Julie de Montgrand de la Napoule et mourut le 15 Août 1794, laissant deux enfants: un fils, Mr. Jeanbaptiste, comte de Thoranc, chef d'Escadron de cavalerie et capitaine des hussards de la Garde Royale, mort sans alliance en 1823, et une fille, Mad. Flore Jacques Joseph de Theas, comtesse de Thoranc, épouse de Mr. le comte Tonduti de l'Escarennes, de la ville de Nice, aujourd'hui vivante, et qui possède plusieurs des tableaux, dont Mr. Goethe fait mention.

Die beiden in dieser Aufzeichnung ganz besonders ins Auge fallenden Punkte, die von der Goetheschen abweichende Schreibart des Namens, sowie die Mitteilung, daß der Königslieutenant aus Westindien in seine Vaterstadt Grasse zurückgekehrt und dort gestorben sei, waren wiederholt Gegenstand eingehender Besprechungen mit einigen befreundeten gelehrten Männern, und ich wurde jedesmal dazu gedrängt, zunächst wenigstens diese zwei Thatsachen zu veröffentlichen, schon deshalb, um mir das Recht der Priorität dieser „Entdeckung" zu wahren. Solche Prioritäten stehen bekanntlich mehr noch als anderswo auf dem deutschen Gelehrsamkeitsmarkte in nicht geringem, ja recht oft übertriebenem Werte. Es handelt sich aber hierbei zumeist viel weniger um die Sache selbst, als vielmehr um die jeweiligen persönlichen Interessen.

Für meine Unterlassungssünden blieb denn auch die Strafe, wenn es mir überhaupt eine solche war, nicht aus. Im Sommer 1883 las ich in der „Neuen freien Presse" eine Notiz des Inhaltes, daß ein Herr Graf Montgrand in der «Revue de Marseille et de Provence» einen Aufsatz veröffentlicht habe, in dem nachgewiesen werde, daß sich ein originaler Druckfehler von Ausgabe zu Ausgabe der Goetheschen Selbstbiographie vererbt habe. Der königliche Statthalter, lieutenant du Roy, der von Goethe erwähnt werde, habe nicht Thorane sondern

Thorenc geheißen. Ich war damals zur Kur in Marienbad und nicht in der Lage, mir sogleich das genannte Heft zu verschaffen, hielt es aber für angezeigt, die „Neue Freie Presse" um die Aufnahme einer richtigstellenden Mitteilung zu ersuchen. Diese Mitteilung wurde von der genannten Zeitung am 10. August 1883 gebracht, und ich gebe sie der Vollständigkeit wegen im Anhange nochmals wieder. Eben dort findet man auch eine kurze Beleuchtung der damals in verschiedenen deutschen Zeitungen erschienenen Besprechungen der Sache, darunter auch einer verwunderlichen des Herrn von Loeper. (S. Anhang 1.)

Hier betone ich nur das Nötigste und Hauptsächlichste, zu dessen Veröffentlichung ich mich damals sogleich bestimmt sehen mußte. Vor allem durfte ich sagen, daß man von der Unrichtigkeit der Goetheschen Schreibweise „Thorane" deutscherseits, wenn auch nur in engeren Kreisen, schon seit dem Jahre 1876 wisse, daß aber in Zukunft der Name nicht Thorenc, wie der Graf Montgrand wolle, sondern Thoranc zu schreiben sein werde. Die ältere Schreibart Thorenc, aus der ja wohl auch schwerlich jemals auf dem einen oder anderen Wege ein Thorane hätte werden können, sei von dem Königslieutenant zum mindesten von den Frankfurter Zeiten an in allen seinen Unterschriften durch die Schreibweise Thoranc ersetzt worden, wie sowohl aus den in Mouans befindlichen Briefen und Schriftstücken, als auch zum Teil wenigstens aus den Akten des Frankfurter Stadtarchivs, ausschlaggebend aber und letztgiltig durch die im K. K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien aufbewahrte Urkunde zu erhärten sei, welche die dem Franciscus de Theas Thoranc verliehene Erhebung in den Grafenstand des Heiligen Römischen Reiches enthält. Meine Ansicht über die Entstehung des Goetheschen Irrtums wiederhole ich hier nicht; auch sie ist in dem Artikel des genannten Wiener Blattes hinreichend ausgesprochen worden.

Bleiben wir vielmehr bei dem interessanten Aufsatze des Grafen Godefroy de Montgrand, der in dem Märzhefte der «Revue de Marseille et de Provence» vom Jahre 1883 vorliegt und bei der ebenso bemerkenswerten Besprechung, die der namhafte Historiker A. Chuquet, in der «Revue critique D'Histoire et de Littérature» vom 17. September 1883 der Angelegenheit mit der ihm eigenen Feinheit gewidmet hat. Die Mitteilungen, die Graf Montgrand über die Familie und den Lebensgang des Königslieutenants darbietet, decken sich in allen Hauptpunkten, zum größten Teil sogar dem Wortlaute nach, mit der «note»,

die ich an der Spitze dieses Abschnittes wiedergegeben habe. Darnach kann kein Zweifel darüber bestehen, daß hier eine gemeinsame Quelle vorhanden war. Die Abweichungen und Zuthaten, die in dem Montgrandschen Aufsatze zu bemerken sind, bleiben jedoch immerhin von nicht geringem Werte. Graf Montgrand bringt da vor allem genauere Datierungen, die er offenbar, wie aus der Besprechung von Herrn Chuquet hervorgeht, einer Anzahl von Werken genealogischen und militärischen Inhaltes entnommen hat. Ein Teil dieser Werke hat auch mir vorgelegen in der Münchener königlichen Staatsbibliothek. Ich werde später darauf zurückkommen. Der Montgrandsche Text findet sich mit besonderer Hervorhebung der genannten Abweichungen und Zuthaten im Anhang. (S. Anhang 2.)

Mir ist hier vor allem daran gelegen, aus dem bisher Erforschten und Berichteten das Folgende festzustellen, womit auch Herr A. Chuquet, sowie die historische Kritik überhaupt einverstanden sein wird. Als die provençalische Familie Théas Lehensgüter in ihren Besitz brachte und ihrem Namen denjenigen hinzufügte, den diese Lehensgüter trugen, was im Beginn des 17. Jahrhunderts geschah, lautete dieser Adelsname, wie aktenkundig, Thorenc. Thorenc ist und bleibt der ursprüngliche geographische und historische Name, so daß also in dieser Beziehung der Graf de Montgrand vollkommen Recht behält. Nur daß das andere ebenso feststeht, daß nämlich der Königslieutenant seinen Namen nicht Thorenc, sondern Thoranc schrieb. Aus welchem Grunde er die traditionelle Schreibart verlassen hatte, ist nicht ersichtlich. Jedenfalls finden wir diese selbige Schreibweise Thoranc sowohl, wie oben schon gesagt, in der Aufzeichnung des Marquis de l'Escarennes und in dem Grafendiplom von 1762, als auch in dem «Etat militaire de la France» für die Jahre 1767, 1770, 1771. Auch darüber Näheres im Anhange. (S. Anhang 3.) Herr Chuquet schließt seine Besprechung der Montgrandschen Ausführungen, nachdem er zuvor schon sehr richtig bemerkt hatte: «Ce qui nous explique la forme Thorane adoptée par Goethe et tous les éditeurs et traducteurs de ses Mémoires, c'est qu'on écrivait au siècle dernier aussi bien Thoranc, que Thorenc», mit den Worten: «L'orthographe du nom du Königslieutenant est Thorenc ou si l'on veut Thoranc». Si l'on veut, das heißt doch wohl, je nachdem man von der Familie, der der Königslieutenant entstammte, oder aber von ihm, dem einzelnen, selbst sprechen

will, und mit diesem letzteren haben wir es ja hier in erster und letzter Linie zu thun.

Ich verweise hier nur noch auf zwei allernächstliegende Fälle. Der Schwiegersohn des Königslieutenants, der zumeist als Marquis de l'Escarène in den jeweiligen Aktenstücken aufgeführt wird, schreibt, wie wir oben gesehen haben in der Notiz über Thorancs Lebensgang, seinen Namen eigenhändig Escarennes. Also auch hier offenbar willkürliche Schreibung. Und zum Anderen. Wie Goethe sich schrieb, so haben wir auch zu schreiben. Man weiß aber wohl, daß im vorigen Jahrhundert auch bezüglich der Schreibweise dieses nachmals großen Namens willkürlich vorgegangen wurde. Nicht nur, daß der Großvater, wie auch zeitweilig der Vater Goethes ihren Namen Göthe schrieben, der Jugendfreund Goethes, Henrich Sebastian Hüsgen, widmet sogar die 1790 erschienene zweite Auflage seines „Artistischen Magazins" auf einem besonderen Blatte: „Dem Herrn Geheimde Rath von Göhte!" Und daß wir es hier nicht etwa mit einem Druckfehler zu thun haben, geht aus weiteren Stellen dieses Buches hervor, vor allem aus der Überschrift des Artikels, den Hüsgen dem Künstler Johann Wolfgang von „Göhte" widmet. Diesen Artikel des wunderlichen Sohnes eines noch wunderlicheren Vaters — beide erwähnt und schildert ja Goethe in „Dichtung und Wahrheit" — kann ich mir übrigens nicht versagen, seines ebenso rührenden wie erheiternden Inhaltes wegen, der nicht eben allgemein bekannt sein dürfte, im Anhange wörtlich abzudrucken. (S. Anhang 4.)

Endlich sei noch bemerkt, daß man nur von dem einen oder anderen Heroldsamte eine genealogische oder heraldische Auskunft zu erbitten braucht, um sich durch Belege dafür überraschen zu lassen, wie selbst heute noch von Angehörigen alter Geschlechter mit den ererbten Namen umgegangen wird. Sollte dies noch von jenen Zeiten herkommen, da in der einen und andern Abteilung der menschlichen Gesellschaft die Schreibkunst nur wenig oder gar nicht geübt wurde? oder erklärt es sich aus jenem glücklichen Aufsichselbstberuhen, das altanerkannter Herkunft und ihrer Vorzüge sicher, den höher gestellten Namen in aller Welt Munde lebendig weiß und sich alles in allem wenig darum kümmert, ob dieser Name das eine Mal so, das andere Mal ein wenig anders zu Papier gebracht wird? —

V.

„Es war Graf Thorane von Grasse in der Provence unweit Antibes gebürtig, eine lange hagere, ernste Gestalt, das Gesicht durch die Blattern sehr entstellt, mit schwarzen feurigen Augen und von einem würdigen zusammengenommenen Betragen." Mit dieser Schilderung, die Goethe von der äußeren Erscheinung des Königslieutenants, wie sie ihm im Gedächtnis geblieben war, gegeben hat, ist das dieser Schrift vorangestellte Bildnis kaum in Übereinstimmung zu bringen. Das Originalporträt befindet sich, wie schon oben gesagt, im Besitz des Grafen Sartoux in Mouans. Es wurde mir nach den seiner Zeit mit dem Grafen getroffenen Abmachungen nach Deutschland geschickt und hier von dem trefflichen Schüler Friedrich Prellers, dem Maler Ernst Hemcken in Dresden, kopiert. Nach dieser äußerst gewissenhaften und gelungenen Kopie ist unsere Heliogravüre hergestellt worden. Aber, bei näherer Betrachtung läßt sich wohl an dieses Brustbild eine „lange hagere, ernste Gestalt" anschließen, auch können wir mit Hilfe einiger Phantasie uns die Augen noch etwas schwärzer und feuriger vorstellen, — ein durch die Blattern entstelltes Gesicht kommt hier unbedingt nicht zum Vorschein. Daß auf seiten des dermaligen Besitzers ein wirklicher Irrtum vorliegen sollte, ist meines Erachtens ausgeschlossen; denn er hat das Bild aus den Händen seiner Tante, der Tochter des Königslieutenants, ohne Umwege empfangen. So hat man denn die Lösung des scheinbaren Rätsels anderswo zu suchen. Am nächsten liegt vor allem der Hinweis auf die Art der Durchschnittsporträtmalerei des vorigen Jahr-

hunderts. Diese, wie zahlreiche Männer- und Frauenbildnisse bezeugen, ging mit einer Oberflächlichkeit zu Werke, die unter den Begriff der Perücke, des Puders und der Schminke fällt. Rembrandt hätte freilich die Blatternarben alle mitgemalt; aber ein Porträtmaler in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der einen vornehmen Herrn darzustellen hatte, ließ es sich nicht einfallen, der Naturwahrheit die Ehre zu geben. Graf Thoranc, 1719 geboren, war in den Jahren seines Frankfurter Aufenthaltes ein Vierziger; dem würde unsere Heliogravüre nicht widersprechen, und dennoch ist nicht daran zu denken, daß dieses Porträt von einem der Frankfurter Maler herstammen sollte. Ich wüßte es nach seiner ganzen Malweise keinem dieser Künstler zuzuschreiben; auch könnte man wohl auf den Gedanken kommen, daß der Königslieutenant, wäre er in Frankfurt porträtiert worden, auf diesem Porträt in militärischem Gewande, in der von ihm getragenen Uniform, dargestellt worden wäre. (S. Anhang 5.) Allein dieser letztere Einwand würde sich nicht als stichhaltig erweisen. So wie noch heute, so trugen auch im vorigen Jahrhundert die französischen Offiziere außerhalb des Dienstes nur selten die Uniform, sondern die übliche Gesellschaftskleidung, und es ist uns, ausgenommen natürlich Parade-, Marsch- und Schlachtenbilder, keine jener Zeit angehörige bildliche Darstellung höfischen, gesellschaftlichen oder familiären Charakters bekannt, welche neben den Galatrachten und Kavalierskleidungen auch Uniformen aufzuweisen hätte. Der Graf Thoranc selbst aber würde sich erst recht nicht in der damals von ihm getragenen Uniform haben verewigen lassen, denn, wie wir später sehen werden, dieser Uniform war er nichts weniger als hold, da sie dem militärischen Range nicht entsprach, den er mit dem größten Nachdruck, aber solange er in Frankfurt weilte, vergeblich erstrebte. Also bleibt, falls unser Porträt, wie doch mit aller Wahrscheinlichkeit angenommen werden darf, während des Frankfurter Aufenthaltes entstanden ist, nur die eine Frage bestehen, welchen deutschen Maler wir uns als den Urheber etwa denken könnten? Und hier drängt sich uns fast unabweisbar der Name eines Künstlers auf, der örtlich und zeitlich in größter Nähe steht, und dessen Technik und Manier leicht und deutlich in unserem Bilde hervortritt. Es ist der damals hochgeschätzte und vielbeschäftigte Porträtmaler Johann Christian Fiedler, gleich Seekatz landgräflicher Hofmaler zu Darmstadt. Fiedler unterscheidet sich von seinen Zeit- und Zunftgenossen durch eine weniger

schwerfällige, freiere und feinere Auffassung und Malweise; er verrät überall in seinen Bildnissen den Schüler der berühmten Porträtisten Rigaud und Largillière, zu denen ihn in seiner Jugend der edelmütige Herzog von Braunschweig nach Paris geschickt hatte. Näheres über ihn bringen wir zur Ergänzung der im Nagler'schen Künstlerlexikon enthaltenen Angaben in unserem späteren Malerkapitel. Hier sei nur noch gesagt, daß nicht nur wahrscheinlich, sondern thatsächlich Beziehungen Fiedlers zum Goetheschen Hause bestanden haben. Fiedler, der seinen Wohnsitz in Darmstadt hatte, arbeitete, wie wir wissen, wiederholt längere Zeit auch in Mainz, und beide Orte lagen ja nahe genug, um den Königslieutenant zu veranlassen, auch den vielgenannten Bildnismaler, wenn auch nur für sein eigenes Porträt, in Thätigkeit zu setzen. Nach Mainz aber führt uns eine ganz besondere Spur, die wir umsomehr Veranlassung haben zu verfolgen, als sie uns auch in anderer Beziehung zu einer erwünschten Aufhellung verhelfen kann. Wir kommen hier auf das von Blatternarben entstellte Gesicht Thorancs zurück. Goethe hat die äußere Erscheinung des Königslieutenants nach dem ersten Eindruck geschildert, den er oder den man bei dessen Eintritt in das Frankfurter Haus erhalten haben mochte. Aber wir haben allen Grund anzunehmen, daß sich hier doch ein kleiner Fehler in das Gedächtnisbild Goethes eingeschlichen hat. Uns liegt eine Anzahl sehr unterhaltender und für die damalige Zeit und Gesellschaft bezeichnender Briefe einer Frankfurter Aristokratin, der Frau Charlotte von Barckhaus-Wiesenhütten, geb. von Veltheim, vor, auf die wir wiederholt zurückkommen werden. Einer dieser Briefe ist unter dem Datum «Francfort, ce 28 août 1760» an den «Monsieur de Thoranc, Lieutenant du Roi de la ville imperiale de Francfort» nach Wiesbaden gerichtet, wo sich der genannte Adressat damals zur Kur aufhielt. Neben allerlei sonstigen Neckereien und geistreichen Bemerkungen finden wir da folgende, ganz hieher gehörige Stelle: On dit, Monsieur, que vous avés êtes hier a Mayence, que vous avés une santé parfaite, que vous avés pris de l'ambonpoin, que vous êtes devenus beaux comme Narcisse a force de vous laver, que votre bouche autre fois si pleine de dartre et de boutons est apresent d'un beau vermeille, que vous êtes gai et content etc. Hier ist also nichts von Blatternarben zu lesen, sondern von einem Finnen- und Flechtenausschlag um den Mund, der ja zeitweilig ent-

stellend genug sein mochte und wohl den Grafen mitbestimmt hatte, sich einer vielwöchentlichen Kur in Ems und Wiesbaden zu unterziehen, der aber zu bekämpfen war und, wie aus den obigen Worten hervorgeht, doch wohl mit Erfolg bekämpft worden ist. Damit aber haben wir einen neuen Wahrscheinlichkeitsbeweis für die Echtheit und auch Ähnlichkeit unseres Porträts, und wir brauchen nun nicht einmal den braven Fiedler, wenn er der Urheber war, einer allzu großen Verschönerungssucht zu bezichtigen. Daß der Orden, den Graf Thoranc auf diesem Porträt trägt, der des heiligen Ludwig ist, dessen Ritter er nach den verschiedensten Bezeugungen war, steht außer Zweifel. Der wohlwollende Ausdruck des Gesichtes widerspricht nun erst recht nicht alle dem, was wir von dem Charakter des Dargestellten wissen, und so dürfen wir alles in allem dieses Bildnis ohne Widerspruch, ja vielmehr mit der Sympathie, die dieser Mann verdient, hinnehmen und uns seines Vorhandenseins erfreuen.

Es erübrigt nur noch, in Kürze eine Beschreibung des Porträts beizufügen, um unsere schwarzweiße Wiedergabe wenigstens mit Worten zu kolorieren. Der Kopf mit dem gebrannten und gepuderten Haar, das rückwärts mit einem schwarzen Zopfband zusammengenommen ist und an den Schläfen deutlich den eigentlich brünetten Ansatz verrät, mit den schwarzen Augenbrauen und tief bräunlichen Augen, der fein gebauten Nase, dem etwas sinnlichen Mund mit dem starken und vollen Kinn ist in ziemlich tiefen Tönen gehalten, die immerhin zu einem südländischen Eindruck verhelfen. Die enganliegende Halsbinde mit dem Ansatz eines Spitzen-Jabots ist weiß; der Galarock zeigt blaugrünen Sammt mit einem schmalen Vorstoß von grauem Pelzwerk. Der Rock ist geöffnet, und statt des Gilets sieht man einen leichten Küraß. Auf der linken Brust trägt der Dargestellte am roten Bande den Orden des heiligen Ludwig, und von der linken Seite her ist noch ein Stück des ebenfalls pelzbesetzten, unter dem Arm getragenen Dreimasters zu bemerken.

Die Unterschrift unsers Titelbildes entstammt einem Briefe, den mir Graf Sartoux seiner Zeit mit andern Einzelheiten gütig überließ.

VI.

Die von der Hand des Grafen Thoranc herstammenden Schriftstücke, die mir seiner Zeit zur Durchsicht und Benützung anvertraut wurden, sind in der Hauptsache dreifacher Art. Zum ersten liegen da zusammenhängende Mitteilungen vor, besonders über die Frankfurter Jahre, vorwiegend militärischen und offiziellen Inhaltes. Mit der Vorbemerkung, daß ich mich überall genau an die von Thoranc und auch an die von andern hier eingeführten Personen beliebte Orthographie halten werde, nenne ich sogleich die Titel dreier Hefte. Sie lauten: Ma nomination à La lieutenance de Roy de Francfort. — Mes embarras à Francfort. — Mon elevation à la Dignité du comte de l'Empire. Eine zweite Abteilung seiner Papiere enthält Aufzeichnungen über persönlich Erlebtes und Gedachtes. Es sind tagebuchartige Mitteilungen — journaux —, die bunt durcheinander Einzelheiten des täglichen Lebens, des amtlichen wie gesellschaftlichen Verkehrs, Betrachtungen, Excerpte und Anekdoten über alles Mögliche enthalten. Graf Thoranc war sehr vertraut mit der Feder. Er schrieb offenbar gerne, und was er schreibt, verrät überall einen Mann, der der Bildungshöhe seiner Zeit, der Zeit Voltaires und Friedrichs des Großen, sehr nahe stand. Zum dritten endlich haben wir es mit überaus zahlreichen Briefen zu thun, aus denen die richtige Auswahl zu treffen, um nicht allzu weitläufig zu werden, nicht ganz leicht war. Die Handschrift selbst ist schlank und sympathisch; doch verliert sie sich leider oft, besonders in den späteren Jahren, ins Unleserliche. Einen Teil der am schwersten zu entziffernden Papiere hatte ich einem

jungen französischen Gelehrten, der an der Pariser Nationalbibliothek angestellt ist, durch befreundete Hände zur Durchsicht und Deutung übergeben; allein was er mir aus dem Unleserlichen ins Leserliche übersetzt hat, geht kaum hinaus über das, was ich selbst schon entziffert hatte. Vor allem ist es auch ihm nicht gelungen, etwas zu entdecken, was ich von Anfang an aufs eifrigste suchte und immer wieder schmerzlich vermißte.

In allen diesen Aufzeichnungen findet sich auch nicht ein einzigesmal der Name Goethe. Und nicht nur dieser Name fehlt, es fehlt auch jeder Hinweis auf das Leben in dem Hause am Hirschgraben zu Frankfurt, wo der Königslieutenant doch zwei und ein halb Jahre lang im Quartiere lag. Wie soll man sich das erklären? Bei dieser Frage sei es gestattet, zunächst zu verweilen.

Gleich auf den ersten Seiten seines «journal de Francfort» vom Jahre 1759, das den ausdrücklichen Vermerk «pour moy» trägt, spricht Thoranc von der Last und Mühe, die er mit den logemens der französischen Offiziere gehabt habe; er berichtet, daß der Prinz von Soubise in diesen Angelegenheiten so sehr mit Beschwerden überhäuft worden sei, daß er unmutig geäußert habe, er werde sich wieder nach Hanau zurückziehen, um diesen Belästigungen auszuweichen. Wie nahe lag es doch hier für den Tagebuchschreiber, des eigenen Quartiers zu gedenken, in dem zwar auch ein mürrischer Hausherr waltete, das aber doch sonst ohne Zweifel zu den besseren und besten der ganzen Stadt gehörte! Aber wir lesen nichts darüber.

Das oben erwähnte Heft «mes embarras à Francfort» enthält eine Schilderung der argen Anstrengungen und Aufregungen, die der Tag der Schlacht von Bergen für den gewissenhaften und energischen Königslieutenant brachte. Am Abend dieses Tages fand, wie wir in „Dichtung und Wahrheit“ hören, jener heftige Zusammenstoß mit dem Herrn Rath Goethe statt, der diesen fast auf die Hauptwache geführt hätte. Aber Thoranc erwähnt weder in dem genannten Hefte noch in seinen privatesten Aufzeichnungen irgend etwas von diesem Vorfall, während wir doch andere ärgerliche Dinge, die er zu richten und zu schlichten hatte, wenigstens kurz verzeichnet finden, wie zum Beispiel jenen von Kriegk in den „Deutschen Kulturbildern aus dem 18. Jahrhundert“ erwähnten Handel des Buchhändlers Varrentrapp mit zwei hocharistokratischen französischen Offizieren.

Über die familiären Beziehungen Thorancs zur Mutter und zu den Kindern des Goetheschen Hauses, die, wie wir wissen, ihren Königslieutenant Onkel nennen durften, ist ebenfalls keinerlei Notiz zu finden, obschon sonst in den Tagebüchern zahlreiche Berührungen mit Frankfurter Familien erwähnt werden. Im Verlaufe der Jahre, die Thoranc im Goetheschen Hause zubrachte, verloren die Eltern Goethes drei Kinder durch den Tod. 1759 starb der siebenjährige Knabe Hermann Jakob, in demselben Jahre die zweijährige Johanna Maria, 1761 der erst im Jahre zuvor geborene Georg Adolf. Nach dem Tode des erstgenannten, der an einer Dissenterie starb, die damals in Frankfurt epidemisch geworden war, richtete der Königslieutenant an den Magistrat die Aufforderung, den Genuß von Schweinefleisch zu verbieten, da, wie Kriegk in den „Brüdern Senckenberg“ erzählt, die Franzosen den Genuß dieses Fleisches für eine Ursache der Epidemie hielten, weshalb auch ihren Soldaten derselbe damals verboten war. Aber auch hier, bezüglich dieser Trauerfälle, bei denen der edelgesinnte Mann sicherlich nicht ohne Teilnahme geblieben war, bleiben die Thorancschen Tagebücher stumm.

In dem einen und anderen der Schriftstücke werden, wenn auch nicht eben ausführlich, die Namen und Bilder der Frankfurter Maler erwähnt, nicht zum letzten der Goethesche Gevatter Seekatz. Aber der kunstliebende Gevatter Johann Kaspar Goethe, dem doch der Königslieutenant die Vermittlung seines Verkehrs mit den Künstlern verdankte, wird nirgends auch nur mit einem Worte genannt. Dürfen wir hier nicht nochmals fragen, wie man sich dieses alles oder vielmehr dieses nichts wohl zu erklären habe?

An sorgsamer und gewissenhafter Durchsorschung der zur Verfügung gestellten Konvolute und ihres ausgiebigen Inhaltes an Schriftstücken der verschiedensten Art hat es nicht gefehlt. Aber weder in den früheren, noch in den späteren Papieren hat sich eine so sehr erwünschte Goethenotiz finden lassen. In den späteren? Wieso hätten, könnte man fragen, wenn die Frankfurter Aufzeichnungen nichts enthielten, die späteren etwas aufweisen sollen?

Hierbei wäre aber dennoch folgendes zu bedenken. Wie schon immer, so besonders in seinen letzten Lebensjahren, die er außer Dienst in seinem eigenen Hause zu Grasse zubrachte, war der bildungsbeflissene Graf Thoranc mit der älteren wie mit der zeitgenössischen Litteratur beschäftigt und befreundet. Venés Monsieur, schreibt im

Jahre 1783 nach Grasse en Provence die Frau von Barckhaus an den alten Freund, dem sie zuvor die Leerheit der Frankfurter Gesellschaft geschildert hat, venés nous parler Philosophie, beaux Arts etc., et vous serés certainement le bien venû. Und eine Frankfurter Buchhändlerrechnung vom Jahre 1761, überschrieben: fourni pour le service de Monsieur de Thorane, Lieutenant de Roi à Francfort etc. etc., par les Freres Van Duren, auf 145 Reichsthaler lautend, gibt in unserem Anhange (s. Anhang 6) eine überraschende Vorstellung von den litterarischen und wissenschaftlichen Beschäftigungen Thorancs. Hier sei nur erwähnt, daß die van Duren'sche Aufstellung beginnt mit: Julie ou la Nouvelle Heloise und schließt mit Pufendorf, Droit de la Nature et des Gens. Aus späterer Zeit aber haben mir in Mouans umfängliche Hefte, «peinture» und «architecture» betitelt, vorgelegen; sie enthalten Nachrichten, Auszüge und Betrachtungen hauptsächlich über italienische Kunst und Künstler; und die Dichtkunst ist in den eigenhändigen Schriften Thorancs durch einen von ihm ganz im philosophierenden Stil des vorigen Jahrhunderts abgefaßten Roman vertreten, der den Namen „Clitus" führt, den er sich auch sonst in Selbstbetrachtungen beilegt. Thoranc ist erst im Jahre 1794 gestorben. Da war Wolfgang von Goethe längst schon eine europäische Dichterberühmtheit. Sollte es denkbar sein, daß nicht wenigstens der in aller Welt verbreitete Goethesche Werther dem alten, dereinstigen Frankfurter Königslieutenant zu Gesicht gekommen wäre? Die ersten französischen Übersetzungen der Leiden des jungen Werther waren bereits in den Jahren 1775 und 1776 in Mastricht und Erlangen erschienen.

Daß jene vom Grafen Sartoux als traditionell bezeichnete Auffassung des kleinen Josephbildes als eines Goethe-Knabenporträts von keinem anderen herstammen konnte als von Thoranc, steht für mich außer jedem Zweifel, und ich wage ohne Bedenken allein daraus schon den Schluß zu ziehen, daß die Erinnerung an Wolfgang Goethe und diese Mitteilung über das Josephbild hervorgerufen waren durch den auch in das Haus am Cours zu Grasse gedrungenen Weltruf des inzwischen emporgestiegenen großen Dichters. Und somit wäre es doch wohl nichts weniger als verwunderlich gewesen, wenn wir in den erwähnten späteren Aufzeichnungen dem Namen Goethe begegnet wären?

Wie anders steht es doch umgekehrt! Wie nahe liegt der Gedanke, was wohl der Graf Thoranc gesagt haben würde, wenn er

„Dichtung und Wahrheit" noch erlebt und sich von dem großen Goethe so liebevoll und getreulich dargestellt gesehen hätte! Wäre ihm das nicht noch mehr gewesen, als das seiner Zeit mit so viel Freude begrüßte Grafendiplom? Wer in aller Welt wüßte denn heute noch etwas von ihm, dem trefflichen, hätte ihn nicht der deutsche Dichter in die eigene Unvergeßlichkeit mit hinaufgehoben? Zwar der Graf Sartoux, den ich später brieflich befragte, ob er mir nicht wenigstens eine Andeutung machen könne über die hypochondrischen Anwandlungen des Königslieutenants, die nach Goethes Bericht der Kammerdiener Saint-Jean auf ein Unglück zurückführen wollte, das sein Herr in früheren Jahren einmal angerichtet habe, antwortete mir, daß von alledem in der Familie nichts bekannt sei, daß ihm vielmehr seine Tante, die Marquise de l'Escarène, wiederholt mit Bitterkeit — amertume — von der irrtümlichen Beurteilung ihres Vaters, die man Goethe verdanke, gesprochen habe. Graf Sartoux hielt es dann weiter in dieser immerhin schätzenswerten Antwort für nötig, mir aus dem Munde seines eigenen Vaters, der im 87., und seines Onkels, der im 93. Lebensjahre verstorben sei, Zeugnisse für den wohlwollenden, gütigen und ungetrübten Geist und Charakter des Grafen Thoranc beizubringen!

Dem gegenüber sehen wir uns veranlaßt, nun auch unserer amertume Ausdruck zu geben. Unwillig, vielleicht auch etwas unbillig, treten wir der einzig übrigbleibenden Erklärung der im vorstehenden konstatierten Nichterwähnung des Goetheschen Namens und Hauses näher. Die Äußerung der Frau Marquise de l'Escarène, sowie die Mitteilung des Herrn Grafen Sartoux, nehmen sie sich nicht ganz wie ein Nachklang aus jenen Zeiten des ancien régime aus, in die wir uns versetzen müssen, um die Stellung zu verstehen, die selbst ein Mann wie der Graf Thoranc einem bürgerlichen Hause gegenüber einnahm?

Was war eine Familie des dritten Standes in den Augen jener höfischen und adeligen Gesellschaft, deren Hoch- und Übermut gerade während der mittleren Lebensjahre Thorancs in vollster Blüte stand, jener Gesellschaft, die zwar, um den nötigen esprit zu zeigen, mit den immer machtvoller vordringenden freien und freiheitlichen Gedanken der bedeutendsten Geister zu liebäugeln und zu spielen verstand, die aber gleichzeitig die Allerhöchstgestellten zum eigenen Vorteil und Vorzug anzurufen und auszunützen und dabei den erbärmlichsten Unter-

röcken, die am Hofe regierten, alle möglichen Rücksichten zu erweisen wußte? Die fürstlichen und adeligen Häuser, mit denen der Königslieutenant während seines Frankfurter Aufenthaltes ausschließlich verkehrte, sahen ohne Zweifel stolz genug auf das Haus am Hirschgraben herab, und alle Gerechtigkeitsliebe, Unbestechlichkeit, Herzensgüte und Bildung, die Goethe an seinem Königslieutenant rühmt, und die wir in allen Zeitakten bestätigt finden, konnte sicherlich nicht verhindern, daß auch Graf Thoranc an den nun einmal hergebrachten Vorurteilen seines Standes teilnahm.

Seine Achtung vor dem Magistrate und der Bürgerschaft Frankfurts war trotz aller Höflichkeit und Rücksicht, ja zuletzt Wärme, die er ihnen zu teil werden ließ, zeitweilig durchaus keine große. In einer seiner Journalaufzeichnungen spricht er ein recht scharfes Urteil über die an der Spitze der Stadt waltenden Männer aus. Er findet sie auf ihre Privilegien erpicht, schwer zugänglich für die notwendigsten Verbesserungen der vielfach unzulänglichen städtischen Einrichtungen, und macht die sehr bezeichnende Bemerkung, daß man nur dann etwas von ihnen erreiche, wenn man mit ihnen zu feilschen wisse — «marchander» —! En cela, fügt er wörtlich hinzu, on reconnoit l'esprit negociant. On peut dire, que nulle autre sorte d'esprit ne se fait remarquer dans la conduite de la magistrature, point d'élevation dans leurs vues, point de noblesse etc. Das gibt es, wenn es damals wirklich so gewesen sein sollte, selbstverständlich in dem heutigen Frankfurt nicht mehr. Aber an jenen so gewerteten Magistrat glaubte später der Herr von Thoranc das Ansinnen stellen zu dürfen, die Stadt Frankfurt möge doch dem Herzog de Broglie zum Zeichen höchster Verehrung und Dankbarkeit auf der Mainbrücke ein Denkmal mit der Inschrift pour les mérites militaires errichten! Dieser Vorschlag wurde in der vernünftigen Erwägung, daß die Welt- und Kriegsgeschichte doch über kurz oder lang noch einmal einen Haken schlagen könnte, mit Anstand abgelehnt, kann aber keinesfalls als ein Beweis besonderen Respektes vor der freien deutschen Reichsstadt und ihrer Bürgerschaft genommen werden, selbst dann nicht, wenn man zu Thoranc's Gunsten geltend machen wollte, daß ja dem französischen Herzog, dem Sieger in der Schlacht bei Bergen, sogleich von Wien aus die Reichsfürstenwürde verliehen worden war.

In gleicher Richtung bewegte sich auch die Meinung Thorancs über die einzelnen Bürger Frankfurts, die ihm oft genug widerspenstig, ja zuweilen in geschmacklosester Weise feindselig gegenübertraten. Was aber die Schätzung des Goetheschen Hauses, zu dem wir hier zurückkehren, betrifft, so darf ein Umstand nicht unerwähnt bleiben, der ohnehin bekannt genug ist. Jene einstmals viel gehörte Rede von dem Patrizierhause, dem Wolfgang von Goethe entstammt sein sollte, ist längst verstummt. Das Goethesche Vaterhaus war ein rechtschaffen bürgerliches, nichts mehr und nichts weniger. Der Titel eines kaiserlichen Rathes und die Eigenschaft eines bürgermeisterlichen Schwiegersohnes konnten, am allerwenigsten in jener Zeit, vergessen lassen, daß der Vater des Herrn Rath Goethe als Schneidergeselle in Frankfurt eingewandert und erst durch die Verheiratung mit einer Frankfurter Gastwirtswittwe zu Wohlstand und bürgerlichem Ansehen gelangt war.

„Dieser Hauswirt da, was will er?" sagt, wenn auch in gerechtem Unmute, der Königslieutenant am Abende der Schlacht von Bergen zu dem Dolmetscher. „Dieser Hauswirt da!" sagte der Graf Thoranc und «votre hôtesse»! Eure Hauswirtin! nennt einmal Frau von Barckhaus-Wiesenhütten die Frau Rath Goethe, «votre hôtesse»! Eure Hauswirtin! Mehr waren die Eltern Goethes alles in allem in den Augen jener Kreise nicht. Sie waren Leute, denen man, wie der gute süddeutsche Ausdruck lautet, „eigentlich nicht auf den Namen kommen kann"! Und so ist denn auch der Graf Thoranc in seinen Niederschriften nicht auf den Namen Goethe gekommen.

Ob er nicht doch, möchte ich hier wiederholen, die „Leiden des jungen Werther", die ja nicht nur Liebesleiden, sondern zugleich „gesellschaftliche" sind, noch gelesen hat?

Armer Thoranc! Wenn wir die schon mit unsicherer Hand geschriebenen Aufzeichnungen aus seinen letzten Lebensjahren entziffern, so tritt an die Stelle jener kleinen Bitterkeit, die wir im Vorstehenden nicht ganz unterdrücken konnten, ein großes Mitleid, und die Sympathie, die Goethe uns für seinen «Thorane» in die Seele gepflanzt hat, lebt mit ganzer Macht wieder auf. Das ancien régime ist dahin; die Revolution hat es weggefegt. Der alte Edelmann sieht in die «banqueroute», ja in ein wahres Chaos hinein. Aus dem Jahre 1793, also dem vorletzten seines Lebens, stammt eine kaum leserliche Aufzeichnung, die überschrieben ist: Fevrier 1793. Point de vue. Sie beginnt mit

den Worten: «Je sens mes forces diminuer de jour en jour, mon ame se ressent de la foiblesse du corps, je ne vois que malheur à la suite de cecy. le plus grand cas, celuy de manquer de pain, me paroit inevitable. désque la banqueroute sera complette, elle s'achevera par la perte progressive du papier (Assignaten), ma seule resource. quand il sera au pair du zéro, d'où tireray-je ma subsistance, celle de ma femme et des mes enfans? Cette idée m'accable.» Und so machten ihn die schwersten Sorgen und Kümmernisse lebens- und sterbensmüde. Der ci-devant maréchal des camps et des armées du roi, der aus altadeliger Familie entsprossene François de Théas, comte de Thoranc, stirbt am 27. Thermidor des Jahres II der Republik und wird in der fosse commune de Grasse beerdigt. «Aucune pierre tumulaire n'indique l'endroit, où reposent ses cendres.»

Wolfgang von Goethes sterbliche Überreste ruhen in der Fürstengruft zu Weimar.

VII.

Der Überfall der freien Reichsstadt Frankfurt durch die Franzosen, geschehen am 2. Januar 1759, ist auf deutscher Seite wiederholt zum Gegenstand historischer Darstellung gemacht worden. Die größeren Werke über den siebenjährigen Krieg, vor allem das Hauptwerk von Arnold Schaefer, geben zwar begreiflicherweise keine ausführliche Beschreibung des einzelnen Vorganges. Eine solche findet sich aber in verschiedenen Sonderberichten, hauptsächlich in denen der beiden Frankfurter Schriftsteller G. L. Kriegk und Wilhelm Stricker. Jener hat in seinem bereits erwähnten Buche „Die Brüder Senckenberg", dieser in dreimaliger Wiederholung, zuerst in seiner „Frankfurter Secularschrift" vom Jahre 1859, dann im sechsten Jahrgang der Hassel'schen „Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde" 1869, und zuletzt im „Neuen Reich" 1873, ausreichende Mitteilungen darüber gebracht. Wir müssen uns hier mit diesem Hinweis begnügen und auf zweierlei beschränken, was uns vor allem nahe liegt, auf eine Wiederholung dessen, was Goethe am Anfange des dritten Buches von „Dichtung und Wahrheit" erzählt, und auf den im Frankfurter Archiv aufbewahrten dienstlichen Bericht des damaligen Stadtkommandanten, des Obristen Theodor Wilhelm von Pappenheim.

Goethes Worte lauten: Der Neujahrstag 1759 kam heran, für uns Kinder erwünscht und vergnüglich wie die vorigen, aber den älteren Personen bedenklich und ahnungsvoll. Die Durchmärsche der Franzosen war man zwar gewohnt, und sie ereigneten sich öfters und häufig, aber doch am häufigsten in den letzten Tagen des vergangenen Jahres. Nach alter, reichsstädtischer Sitte posaunte der Türmer des Hauptturms, so

oft Truppen heranrückten, und an diesem Neujahrstage wollte er gar nicht aufhören, welches ein Zeichen war, daß größere Heereszüge von mehreren Seiten in Bewegung seien. Wirklich zogen sie auch in größeren Massen an diesem Tage durch die Stadt; man lief, sie vorbeipassieren zu sehen. Sonst war man gewohnt, daß sie nur in kleinen Partien durchmarschierten; diese aber vergrößerten sich nach und nach, ohne daß man es verhindern konnte oder wollte. Genug, am 2. Januar, nachdem eine Kolonne durch Sachsenhausen über die Brücke durch die Fahrgasse bis an die Konstablerwache gelangt war, machte sie Halt, überwältigte das kleine, sie durchführende Kommando, nahm Besitz von gedachter Wache, zog die Zeil hinunter, und nach einem geringen Widerstand mußte sich auch die Hauptwache ergeben. Augenblicks waren die friedlichen Straßen in einen Kriegsschauplatz verwandelt. Dort verharrten und bivouakierten die Truppen, bis durch regelmäßige Einquartierung für ihr Unterkommen gesorgt wäre. (S. Anhang 7.)

Und der Obrist von Pappenheim, der den Befehl über das Frankfurter Truppenkontingent führte, das in der Stadt zurückgeblieben war, meldete unter dem 3. Januar 1759 folgendes: Als mir der jetzt Wohlregierende Aeltere Herr Burgermeister den 1. Januar 1759 Abends eine von Monf. Foullon eingeschickte March-Route zusendete, daß das Regiment Royal Deux-Ponts und das Regiment von Bentheim den 2. dieses hier durch zu passiren communicirte, verfügte ich mich, nebst dem Herrn Major de la place und der ordinären wenigen Mannschaft zum Durchführen, um 9 Uhr nach Sachsenhausen, um solche zu erwarten, da dann endlich gegen 12 Uhr das Nassau-Saarbrückische Regiment ankam, und als sich solches dieser Stadt näherte, mir aber ziemlich groß vorkam, ritt gedachter Herr Major solchem entgegen und fragte den vorreitenden französischen Herrn Officier, ob solches nur ein Bataillon seye? welches der Officier mit Ja contestirte; deßhalben ließ ich solches auf die gegebene Parole passiren, und zwar um so mehr, weilen dabei nur zwei Fahnen zu sehen waren. Der diesseitige Major führte solches mit gewöhnlich weniger Mannschafft dem Thore zu, und als dieses (Bataillon) bereits über die Helffte in dieser Stadt (war), observirte ich, der ich in dem Hornwerk stunde, daß ein anderes Corps ohne Fahne und dichte an das erste angeschlossen, mitkam, deßhalb (ich) der Vorwacht zurief: den Schlagbaum zu und den Gattern beizumachen! — Es drange aber diese Mannschafft solchergestalt aufeinander

und fingen zugleich die Officiers an, mit ihren Degens und die Mousquetairs mit gespannten Hahnen und aufgepflanzten Bajonnets auf diesseitige wenige Mannschafft zu stoßen und zu schlagen, umringten zugleich solche; zu gleicher Zeit fingen diejenigen, so in der Mittelwacht im March (Marsch) waren, auch an, diesem Posten nach dem Gewehr zu greifen, (ihn) zu stoßen, zu schlagen und zu umringen, auch zu disarmiren, woran (ich) wahrnahm, daß solches auf rechte Hostilität angesehen war, riefe dahero, die Brücken aufzuwinden; es ware aber die diesseitige Mannschafft nicht mehr im Stande, solches zu bewürcken, weilen das Gewölbe schon verschlossen und (ich habe) dahero zu glauben Ursache, daß selbiges von denen diesseitigen kürzlich Desertirten, so alle Gelegenheit gewußt, geschehen, deren dann unter diesen Regimentern viele wahrgenommen wurden. Zu gleicher Zeit eileten Pelotons rechter und linker Hand in das Hornwerk und observirte (ich) von allen Seiten Cavallerie und Infanterie anrücken. Ich protestirte gegen solches feindliches Verfahren, indem daß das Höchst-Königliche Ministerium als auch Ihro Durchlaucht Prinz Soubise, Einem hiesigen Hoch Edlen Magistrat mündlich als schrifftlich alle Versicherungen gegeben, diese Stadt in alle Wege zu verschonen, worauf mir die Officiers, da sie bereits diese wenige Mannschaft disarmirt hatten, antworteten: Sie hätten Ordres. Darauf (ich) solchen replicirte: Wann ich mich solches zu versehen, daß ich mit Feinden zu thun gehabt hätte, so sollten sie wohl nicht im Stande gewesen sein, also an die Stadt zu kommen; ich wolte sie solchergestalt zusammenschießen lassen, daß ihnen die Lust vergangen wäre, indem ich bei denen Canons in dem Hornwerk Cardatschen und Kugeln parat (hätte). Worauf solche mir erwiderten: Ich solle nicht so groß sprechen. Man umringte mich, daß ich nichts weiter vorzunehmen im Stande. Ich setzte mich endlich zu Pferde und ritte nach dieser Stadt, man arretirte mich abermal an der Brück, um nicht herein zu kommen, weshalben wiederum zu retourniren mich gezwungen sahe, nahm den Weg in Sachsenhausen rechter Hand, und ließ mich durch einen Nachen überfahren, wo ich zugleich fande, daß die diesseitige schwach und zum Teil mit Burgers besetzten Wachen bemächtiget und disarmiret waren, welches also bei so gestalten Umständen, da man sich nichts Feindliches vorgestelt, keine Kunst war.

Im Anschluß an diese Berichte und zum Vergleiche mit ihnen teilen wir nun hier zum erstenmale eine französische Beschreibung der

„Überrumpelung" Frankfurts mit, die nicht nur deshalb, weil sie von der anderen Seite kommt und mancherlei Neues enthält, sondern vor allem wegen ihrer Authenticität und wegen der bisher unbekannten, hier aber erwiesenen Thatsache einer ganz wesentlichen Beteiligung Thorancs erhöhte Aufmerksamkeit verdient. Wir lesen zwar bereits in der Note des Marquis de l'Escarennes, sowie gleichlautend in den Mitteilungen des Grafen de Montgrand die folgenden Worte: «il dirigea l'occupation par surprise de la ville libre et imperiale de Francfort-sur-le-Mein»; allein dies ist ebenso zu viel wie zu wenig gesagt, zuviel, weil der Überfall der Stadt Frankfurt nicht von Thoranc, sondern unter dem Höchstbefehl des Prinzen von Soubise durch den General von Wurmser dirigiert wurde, und zu wenig, weil aus diesen unzutreffenden Worten die eigentliche militärische Bethätigung Thorancs, über die er selbst uns eingehend berichtet, nicht ersichtlich wird. Er war es, wie wir sogleich hören werden, der sich als aide maréchal des logis mit seinem nächsten Vorgesetzten, dem maréchal général des logis, Monsieur de Vault, geraume Zeit zuvor als Kundschafter in die Stadt begeben hatte, um die Brücke, die Wälle, die Thore, die Fallgatter, die Posten, die Arsenale, die in Betracht kommenden Straßen und öffentlichen Plätze zu besichtigen. Und aus seiner Feder stammte, wie wir mit Sicherheit annehmen dürfen, das «projet de s'emparer de la ville de Francfort», das dann General Wurmser dem Prinzen von Soubise vorlegte und mit dessen Zustimmung von sich aus als «ordre de bataille» kundgab. Mit dem genannten General begleitete Thoranc in den letzten Dezembertagen des Jahres 1758 ein nach hergebrachter Erlaubnis durch die Stadt marschierendes Bataillon, um sich von den Maßregeln zu überzeugen, die der offenbar schon Bedrohliches ahnende Oberstkommandierende des Frankfurter Kontingents für alle Fälle getroffen hatte. Am Tage des Einmarsches selbst aber war er jener mehrerwähnte Grenadier-Hauptmann, der an der Spitze des ersten Bataillons vom Regiment Nassau von der Brücke aus den Weg nach der Fahrgasse einschlug, dort die voraus marschierenden Frankfurter entwaffnete und dem davonsprengenden Major Textor nachgaloppierte, um womöglich gleichzeitig mit ihm vor der Hauptwache einzutreffen, und seiner Geistesgegenwart, wie seinem Takte war es zu verdanken, daß die bereits alarmierte Wache sich beschwichtigen ließ, und daß jener erste Schuß nicht fiel, der zunächst wohl ihn selbst aus dem Sattel geworfen und gleichzeitig das

Signal zu einem verhängnisvollen, blutigen Zusammenstoß gegeben haben würde.

Dies alles ist neu, und wenn auch nicht von welthistorischer, so doch für uns, weil für Goethes Königslieutenant, von willkommener einzelgeschichtlicher Bedeutung.

In dem Hefte, das er »Francfort I. Ma nomination à la Lieutenance de Roy de Francfort« betitelt hat, läßt sich Thoranc, wie hier nach genauester Abschrift mitgeteilt wird, folgendermaßen vernehmen:

A la fin de la campagne de 1758, Mr le prince de Soubise qui commandait notre armée en Allemagne forma le projet de se rendre maître de Francfort, pour en faire sa place d'armes au de là du Rhin. il chargea Mr de Vault, maréchal général des logis de son armée, d'aller dans cette ville examiner de quelle maniere on pourroit la surprendre.

Je servois dans la même armée en qualité d'aide maréchal des logis. le général jugea à propos que j'allasse avec Mr de Vault examiner la possibilité de l'entreprise. il avoit imaginé qu'on pourroit introduire des troupes dans la place de long du Meyn, et que des officiers et des sergens, à la faveur d'un déguisement s'empareroient d'une porte. après avoir examiné le local. Nous ne jugeames pas ce moyen aussi pratiquable que celui de faire passer un de nos bataillons par la ville avec la permission du magistrat, et de lui faire faire halte dès qu'il seroit entré pour donner le tems à d'autres troupes de le joindre et se trouver par là en force et maître de la ville. Cette maniere de s'en emparer ayant paru plus simple que tout autre, fut adoptée par Mr le prince de Soubise et ce fut d'après ce plan que l'entreprise fut arrêtée. l'execution en fut confiée à Mr le Baron Wurmser, et je lui fus adjoint. pour faciliter les moyens de faire les arrangemens qu'exigeoit ce projet, Mr le prince fit dabord faire une requisition au magistrat de donner passage à un de nos bataillons.

Mr de Wurmser et moy, nous étant mis à la tête de cette troupe pour voir la disposition des portes qu'occupoient celles de la ville, la traversames et observames qu'on prenoit aux portes et sur les remparts les mêmes mesures que l'on prend lorsqu'on se méfie d'une surprise. le commandant de la garnison, Mr le comte

de Papenheim, avoit fait marcher trente grenadiers, la bayonnette au bout du fusil, à la tête du Bataillon que nous conduisions. il avoit fait placer sur les remparts des canoniers, meche alumée à la main, près de pieces dirigées sur le chemin et avoit fait doubler les gardes.

Ce fut en consequence de ces dispositions que Mr de Wurmser fit les siennes. Mr le prince de Soubise lui donna douze bataillons et quatre escadrons pour son opération. il voulut qu'elle fut tenue secrette. je fus chargé de faire seul, sans l'aide même d'aucun secretaire les instructions et expeditions des ordres à donner pour le mouvement des troupes destinées à l'entreprise. il fut demandé au magistrat pour le jour marqué, paſsage pour deux bataillons; mais comme il n'en laiſsoit paſser qu'un à la fois, la requisition portoit que l'un paſseroit le matin et l'autre le soir. quoiqu'il ne fut besoin que d'un seul pour le succès de l'entreprise, il parut néceſsaire de demander paſsage pour un second, affin de diſsiper les soupçons qu'auroit pu faire naître la marche de ceux qui devoient soutenir le premier.

Voici les dispositions de Mr Wurmser concernant les manoeuvres qu'avoient à faire les premieres troupes à leur entrée dans la ville, et ce que j'avois à leur faire executer en consequence.

«Il est eſsentiel pour l'execution du projet que le Regt. de Naſsau arrive à la porte de cette ville en même tems que celui de Beauvoisis.

«Le regt de Naſsau entrera le premier ne formant qu'un bataillon, il n'aura que deux drapeaux deployés, les deux autres resteront dans leurs fourreaux et seront remis au Regt de Beauvoisis qui les joindra aux siens.

«Le regt de Naſsau sera disposé de cette maniere: à la tête de la colonne il y aura une compe de grenadiers suivie des canoniers du même corps qui formeront une division commandée par un officier; ensuite les deux pieces de canon, et à la queue de ceuxcy deux sergens intelligens avec un officier. les sergens et l'officier entreront dans une petite maison que j'indiquerai pour s'emparer de la herse qui ferme l'entrée du pont sur la rive droite du Meyn. ils empêcheront que personne n'y touche et ils y resteront jusqu'a nouvel ordre.

«Quant à la herse qui se trouve à la porte du faubourg Saxenhausen, je me charge pareillement d'y envoyer un officier et deux sergens qui s'en aſsureront.

«Il y aura à la queue de ce bataillon un peloton de 24 hommes qui sera commandé par deux capitaines du Regt d'Alsace, lesquels s'empareront,

avec douze hommes chacun des canoniers et canons qui sont dans les ouvrages avancés et ils tourneront les canons vers la ville pour en faire usage, au cas qu'il en fut besoin.

«Je me tiendrai à la queue avec quelques officiers et quatre sergens.

«un piquet de 50 hommes commandé par un officier choisi. La deuxieme comp. des grenadiers.

«M de Thoranc à la têtte des deux bataillons de Nassau, traversera le faubourg de Saxenhausen faisant marcher le pas ordinaire. il passera sur le pont du Mein et entrera dans la ville sans avoir l'air de s'embarraſser de ce qui se paſsera derierre lui et lorsqu'il arrivera à la fauſse porte de la rue dite ſhargaſs, il s'emparera des armes de la troupe qui doit marcher devant lui et tournant tout à coup sur la gauche, il fera mettre bas les armes au poste des canoniers qui a été reconnu. il s'emparera des deux canons qu'il trouvera à ce poste et continuant son chemin il s'emparera de même de l'arsenal des fusils qui est auprès. de là il se portera sur la grande place, s'emparera du poste de 50 hommes et des deux pieces de canon qu'il y trouvera, ainsi que de l'arsenal de la groſse artillerie qui est à portée de ce poste; et après avoir mis le reg^{t} de Naſsau en bataille sur la dite place d'armes, il ira se saisir de la porte de bopuenem (Bockenheim).

«Le regiment de Royal deux ponts gagnera du terrein le plus qu'il pourra pendant la marche de Nassau pour se mettre à portée de la Barriere et au moment que Mr de Rouſsillon qui le commande, et qui doit se tenir à une certaine distance en avant de son bataillon, verra le mouvement du piquet et de la comp^{e} des grenadiers il fera avancer son bataillon qui marchera au pas redoublé jusques à ce qu'il ait joint la queue du reg^{t} de Naſsau.

«La piece de canon qui aura été arrêtée à l'entrée de la ville se joindra aux deux pieces de Royal deux-ponts dèsqu'elles arriveront. alors je marcherai en avant jusqu'à ce que la moitié de ce bataillon soit dans la ville; et l'autre moitié restera sur le pont; et le dernier piquet s'arrêttera sous la porte qui est à l'entrée du pont.

«Au moment que je donnerai ordre d'arrêtter, les canoniers pointeront leurs pieces sur la rue nommée fargass. on doublera les divisions pour occuper toute la largeur de cette rue; et dans cette disposition j'attendrai l'arrivée des troupes qui doivent se reunir à oberrode (Oberrad) et auxquelles j'enverrai ordre de marcher des que la tête de Naſsau aura depaſsé la Barriere.

«Les cent dragons de Dapchon suivis des cent maîtres du Reg^{t} d'Archiat tiendront la tête des troupes raſsemblées à Oberrode (Oberrad) et se porteront à Francfort au grand trot dès qu'ils en recevront l'ordre.

«L'infanterie suivra d'auſsi près qu'elle pourra, de même que la cavalerie qui ferme la marche. à mesure que chaque troupe arrivera, il leur sera remis

sous la porte, qui est à la tête du pont du côté de la ville, une instruction sur les précautions qu'elles auront à prendre dans leurs postes; elles y seront conduites par des fourriers.» —

So der von Thoranc ausgearbeitete, von Wurmser gegebene Marschbefehl. Thoranc fährt dann fort:

Le jour de l'expedition, le reg[t] de Nafsau étant arrivé à la Barriere, le comte de Papenheim s'y trouva, avec les trente grenadiers qui devoient prendre la tête de ce Reg[t] et être conduits par le major des troupes de la ville. M. de Papenheim s'apperçut très bien que la troupe à la tête de laquelle je me presentois étoit composée de plus d'un bataillon et il me le dit. je lui répondis que nos régiments étrangers étant la pluspart composés de deserteurs, se trouvoient tantôt très forts et tantôt très foibles. cette réponse fut discutée par les officiers qui l'accompagnoient. le nombre des drapaux servit de preuve à ce que j'avois avancé, et l'on me dit que je pouvois marcher. à peine avois je fait quelques pas, qu'on s'apperçut de la tête du reg[t] des deux ponts. on me demanda quelle étoit cette troupe, je dis que c'etoit sans doute celle pour laquelle on avoit requis pafsage pour le même jour; mais que j'etois surpris de la voir arriver de si bonne heure, son ordre portant qu'elle ne pafseroit le Meyn que dans l'après-midi. on me laifsa continuer. je suivis ce qui m'etoit prescrit au sujet du desarmement. il se fit sans coup férir, mais le major qui étoit à cheval à la tête des grenadiers echapa à ceux qui l'avoient arrêtté et galopa vers le poste de la grand' garde sur la place d'armes. je craignis qu'il n'allât disposer ce poste à des hostilités et pour les prévenir je galopai après lui ayant donné ordre au lieutenant collonel de Nafsau de me suivre un peu lestement et de mettre son regiment en Bataille en face du corps de garde, quand il seroit arrivé sur la place. je trouvai la garde en mouvement tournant ses canons vers le Reg[t] de Nafsau et se préparant à le recevoir.

J'eus afsez de peine à me faire entendre. le major avoit echauffé les esprits. j'avois beau dire que nous n'etions pas des ennemis. on me répondit que nous ne devions pas être regardés autrement après en avoir agi de la maniere dont nous l'avions fait. il fallut expliquer le motif de ce désarmement. je dis que

Mr le prince de Soubise aprehandant que la ville de Francfort ne fut attaquée, venoit joindre ses troupes à celles qui s'y trouvoient; que dans le moment où je parlois, il traitoit peut être avec M. M. du magistrat de la maniere dont cette dèfense devoit être combinée; et que jusqu'a ce qu'on fut daccord là deſsus la précaution qui venoit d'etre prise avoit paru prudente et néceſsaire pour que tout se paſsât à l'amiable. mes raisons n'ayant pas satisfait, les officiers de garde et ceux qui accouroient de tous côtés et qui opinoient qu'il ne falloit pas que la grand' garde se laiſsât desarmer sans avoir resisté; je me vis obligé de leur faire observer que la partie n'etant pas égale, ils seroient victimes du parti qu'ils vouloient prendre et qu'un seul coup de fusil de tiré exposeroit peut-être la ville à un carnage qu'il ne seroit pas poſsible d'arrêter une fois qu'il seroit commencé. je leur conseillai de bien faire leurs reflexions sur ce que je leur disois. Le conseil que vous nous donnez, Monsieur, me dirent-ils, le suivriez vous si vous étiez à notre place? vous en avez un à prendre, Meſsieurs, que ne vous exposera à aucun reproche et auquel vous devez défferer. vous avez des superieurs; vous n'avez pas loin à aller pour recevoir leurs ordres. demandez les leurs et agiſsez en consequence; mais pour qu'aucun acte d'hostilité ne se commete entre les troupes respectives, il ne faut pas les laiſser en armes vis à vis les unes des autres. veuillez bien faire entrer vos soldats dans le corps de garde: je vous donne parole qu'il ne leur sera rien fait. on se rendit à cet avis. et je courus à mes autres operations. je n'y trouvai pas plus d'obstacles qu'aux premieres. une singularité marqua celle qui concernoit la porte de Boquenem. l'officier qui le gardoit s'etoit refugié avec sa troupe au corps de Garde de l'avancée: je l'y laiſsai tranquile m'etant aſsuré de l'interieur et je fis dire à M. de Wurmser que tout ce qu'il m'avoit prescrit étoit executé et que tout s'etoit paſsé fort paisiblement. il n'attendoit que cela pour prier M. M. du Magistrat de se rendre à l'hôtel de ville, où Mr le prince de Soubise desiroit venir conferer avec eux. le général y arriva en éffet s'etant tenu à portée des troupes. il demanda qu'elles fuſsent logées dans la ville dont il aſsura que tous les privileges seroient respectés. il fut fait entre lui et le magistrat une espece de capitulation qu'on promit d'observer. on

procéda auſsitòt à son execution en s'occupant des moyens de loger une forte garnison.

Mr le prince de Soubise pour marquer à Mr le Baron de Wurmser sa satisfaction le nomma commandant de la ville. il voulut bien m'en nommer lieutenant de roi. les attentions prises par de M. de Wurmser pour que l'operation dont il avoit été chargé ne portât aucun trouble à la ville, n'echaperent point au magistrat. il parut aplaudir à ce qui avoit été fait. il eut bientot occasion de s'appercevoir que je ne cherchois pas à mettre de la difficulté à ce qu'il pouvoit exiger de moi. notre propre sureté nous avoit obligés de faire construire en planches des grands corps de garde sur presque toutes les places. il s'en trouvoit un pour la cavalerie et un autre pour l'infanterie sur celle où se tenoit la foire de Francfort. le magistrat desira quils fuſsent démolis et transportés ailleurs. je ne mis aucune oposition a ce qu'il souhaitoit. il me firent dire par députation que je n'avois qu'a ordonner où, et de quelle maniere je voulois que fusſent remplacés les corps de garde à démolir; qu'une somme aſsez considerable étoit à ma disposition pour cet objet. cette façon de marquer leur reconnoiſsance en ménageant ou croyant ménager la délicateſse ne me fit pas perdre de vue ce que je me devois à moi même. je ne voulus en aucune façon me charger ni me mêler de la construction des corps de garde. je me contentai de désigner les emplacemens où ils ne puſsent nuire.

J'eus à ma déffendre peu aprės d'une marque de rennoiſsance d'un autre genre. ayant été aux Eaux de Visbaden, M. M. du Magistrat voulurent me gratifier d'une piece de vin de leur cave. je repondis à celui qui me fit cette offre de leur part que je les priois de ne pas se formaliser du refus que j'en faisois vu que n'etant pas allemand d'origine je ne pouvois faire honneur comme il conviendroit à un présent de cette espece. je n'aurois en effet jamais pu voir la fin d'un tonneau de onze cent bouteilles. ils revinrent à la charge dans la suite et mon refus ayant été reïteré, ils voulurent que j'en portaſse au moins une attestation de leur part à ce ſujet. je la rapporterai cy aprés.

Aus dieſen Aufzeichnungen erſehen wir vor allem, wie ſchon geſagt, die bisher unbekannte perſönliche Bethätigung Thorancs bei

dem Handstreiche, der die Stadt Frankfurt zum französischen Waffenplatze zu machen bestimmt war. Wir werden dabei zuverlässiger noch als durch die vorhandenen deutschen Darstellungen darüber belehrt, wie umsichtig und planvoll von französischer Seite dabei vorgegangen wurde. Über den gewaltthätigen Rechtsbruch, der sich damit angesichts der bestehenden Verträge vollzog, haben wir hier nicht zu Gerichte zu sitzen. Das war und ist à la guerre comme à la guerre, gleichviel ob in Freundes- oder Feindesland. Die Franzosen benötigten nach den Mißerfolgen des Jahres 1758 eines ausgiebigen und gesicherten Winterquartiers und so verschafften sie sich ein solches, so gut oder so übel es angehen mochte. Das ist alles. Hätte sich im gleichen Falle der König von Preußen besonnen, ein Gleiches zu thun? Man darf sich also alle Entrüstungsdeklamationen sparen. Ein ganz Anderes, das aber auch an dieser Stelle nicht bis ins Intime erörtert werden kann, ist jene heikle Frage nach der zwar fast allgemein angenommenen, aber doch durch rechtschaffene Beweise noch immer nicht erhärteten, vielfach als Verrat bezeichneten Beteiligung einiger österreichisch gesinnter Frankfurter Ratsherren, vor allem des Stadtschultheißen Textor, des Goetheschen Großvaters. Kriegk in seiner mehrerwähnten Veröffentlichung hat aus dem Tagebuche des Arztes Senckenberg bösartigen Klatsch und gehässigste Mitteilungen über Textor zusammengetragen und dabei lange nicht scharf genug die Angriffe und Vorwürfe des giftigen Schreibers zurückgewiesen, vor allem den schlimmsten nicht, nämlich den, daß der Stadtschultheiß und seine Gesinnungsgenossen von den Franzosen mit goldenen Kugeln attakiert und erobert worden seien. Dafür liegt auch nicht der Schatten eines wirklichen Beweises vor. Wenn der französischen Occupation der Stadt Frankfurt, wie es allerdings mehr als wahrscheinlich ist, von der österreichisch gesinnten Partei, die auf der Seite des Kaiserhauses stand, dem Frankfurt seine Privilegien verdankte, in der einen oder anderen Weise Vorschub geleistet wurde, so geschah dies unter allen Umständen mit demselben Rechte politischer Überzeugung, das die Gegner für sich in Anspruch nahmen, und was liegt näher, obschon es bisher nirgends ausgesprochen oder auch nur angdeutet worden ist, als jenen doch ohne Zweifel für das Wohl ihres Staatswesens ernstbedachten Männern einen weiteren politischen Blick zuzuschreiben, als der von gerechter Bewunderung für den großen König und von ebenso gerechter Ab-

neigung gegen die Franzosen erfüllten, aber eben dadurch benommenen Bürgerschaft?

Schon im April 1758 hatte, wie wir bei Arnold Schaefer lesen der französische Kriegsminister Belleisle eine Denkschrift an den Wiener Hof gerichtet, in welcher er die Gründe entwickelte, weshalb Frankfurt französische Besatzung erhalten müsse: „anders könne man weder für die Verbindungen der Armee noch für die Treue der Reichsstände eintreten". Damals widerriet man in Wien dieses Vorhaben aufs dringendste, und sobald die Sache verlautete, machten Rat und Bürgerschaft von Frankfurt Gegenvorstellungen, denen der Kurfürst von Mainz sich anschloß. Belleisle ließ daraufhin die Sache einstweilen ruhen und beseitigte eben dann später alle Widersprüche mit der vollendeten Thatsache. Man wußte also in Frankfurt recht wohl von den längst gehegten und ausgesprochenen französischen Plänen und durfte sich doch sagen, daß diese auch ohne Beihilfe und Vermittelung des Stadtschultheißen, dann aber ohne Zweifel in einer weit rücksichtsloseren und verhängnisvolleren Weise durchgeführt werden konnten. Mehr zu sagen ist hier nicht der Ort. Nur auf das eine sei noch hingewiesen, daß aus der Thoraneschen Darstellung, die wir mitgeteilt haben, nirgends ersichtlich wird, daß er und seine nächsten Vorgesetzten in gewisse Abmachungen eingeweiht gewesen wären, die schon vor dem französischen Einmarsch zwischen Frankreich und Frankfurt bestanden hätten. Wäre dies der Fall gewesen, würde sich's dann gelohnt haben, nur um eine Komödie aufzuführen, auf alle militärischen Maßregeln so eingehend und ernsthaft Bedacht zu nehmen? Non liquet.

VIII.

Die letzten Sätze der oben abgedruckten Frankfurter Erinnerungen des Grafen Thoranc, die der eigentlichen Berichterstattung über die «surprise» nicht mehr angehören, bedürfen noch einer besonderen Erwähnung und Zurechtstellung. Sie erzählen, der Magistrat habe sich an den Königslieutenant mit dem Ersuchen gewandt, daß die auf den größeren Plätzen aus Brettern errichteten Wachhäuser — corps de garde — hauptsächlich im Hinblick auf die bevorstehende Messe wieder abgebrochen und anderwärts aufgestellt werden möchten, und als Thoranc diesem Wunsche bereitwillig zugestimmt habe, sei ihm von einer Ratsdeputation eine ziemlich beträchtliche Summe zur Ausführung dieser Ab- und Neubauten zur Verfügung gestellt worden, offenbar in der Meinung, daß er, der Königslieutenant, dabei seinen persönlichen Vorteil nicht vergessen solle und werde. Dies habe er aber rundweg abgelehnt; er habe nur die Plätze bezeichnet, an denen ohne Schaden für den einen wie für den anderen Teil die Wachhäuser neu aufgestellt werden könnten, und im übrigen Arbeit- und Kostenbeschaffung dem Magistrate selbst überlassen.

So tritt, wie wir sehen, schon in den ersten Wochen seiner Verwaltung der rechtliche und ritterliche Sinn Thorancs zu Tage, dem mit keinerlei unmittelbarer oder mittelbarer Bestechung untergeordneten Ranges beizukommen war.

„Später hatte ich mich“, so fügt dann aber Thoranc weiter hinzu, „einer Dankesbezeugung anderer Art zu erwehren. Nachdem ich im Bade Wiesbaden gewesen war, wollten mir die Herren vom Magistrat

ein Faß Wein aus ihrem Keller schenken. Ich antwortete dem, der mir dies Anerbieten in ihrem Auftrage machte, daß ich die Herren bäte, mir die Verweigerung der Annahme nicht übel zu nehmen, aber da ich kein Deutscher von Geburt sei, könnte ich einem derartigen Geschenke nicht die nötige Würdigung zu teil werden lassen. Ich wäre wirklich einer Tonne von elfhundert Flaschen nicht auf den Grund gekommen. Später machten sie einen neuen Versuch; auf meine wiederholte Weigerung wünschten sie, daß ich wenigstens eine Bestätigung von ihnen darüber bekäme. Ich werde über diese weiter unten berichten."

Dies verhielt und verhält sich etwas anders als Thoranc es hier aus seinen Erinnerungen hinstellt. Das erste Anerbieten des Rates der Stadt Frankfurt gelangte an den Königslieutenant noch während seines Aufenthaltes in Wiesbaden und war, was das Quantum des angebotenen Weines betrifft, ein weit bescheideneres. Wir entnehmen darüber den Akten des Frankfurter Stadtarchivs folgendes. Es heißt da unter anderem:

„Sambstags, d. 23. Junii 1759. Wurde auf geschehenen Vortrag des älteren Herrn Bürgermeisters in praesentia etc. — per unanimia resolviert, dem Lieutenant du Roi, Herrn von Thorranc, welcher dermalen in dem Wißbad ist zur Kur, ein praesent von 50 halbmäßigen Bouteillen Wein zu machen und solche in 1726er recht guter Qualität aus der geheimen Cassa zu bezahlen."

Mit einem kurzen Schreiben sollte der Wein franko übersendet werden. Das Schreiben ist vorhanden und auch bei Kriegk zu finden. Es bietet sehr höflich den Wein an «au raffermissement d'une santé, qui ne peut que nous être chère». Die darauf erfolgte, eigenhändig geschriebene Antwort Thorancs, die Kriegk eine undatierte nennt, weil er offenbar nicht das Original aufgesucht, sondern sich mit einer Schreiber-Kopie begnügt hat, lautet wörtlich:

«De Visbaden, le 27 Juin 1759.

Messieurs!

Je suis sensible, comme je dois l'être, à la bonté que vous aviez de m'envoyer du vin du Rhin (Kriegk: «vin de Rhine!»). Je vous supplie de ne pas vous offencer de ce que je ne le garde pas. S'il m'était permis, je me fairois un devoir de l'accepter et ce seroit avec autant de satisfaction, que j'en trouve dans l'attention obligeante dont il est la preuve. Je ne suis point, Messieurs, etat libre

et independant comme vous l'êtes; mon etat est très subordonné, et des lois superieures, aux quelles je ne dois ni ne puis me soustraire, en aucun cas imaginable et de quelque façon que ce puisse être, me lient (Kriegk: «tiennent!») les mains et ne permettent qu'à mon coeur de repondre aux marques de votre bienveillance. Il est entièrement ouvert à la satisfaction, qui en est inseparable, il en est extremement reconnaissant. Continuez la moy, Messieurs, cette precieuse bienveillance et soyez, je vous prie, bien persuadés de l'envie que j'ay de la meriter.

J'ay l'honneur d'être avec une veneration infinie et avec le plus respectueux attachement, Messieurs, votre très humble et très obeissant serviteur

Thoranc.»

Als sich hierauf Bürgermeister und Magistrat nochmals brieflich an Thoranc wandten und um Entgegennahme des Weines baten, indem sie sich dagegen verwahrten, als hätten sie ihn in Widerspruch mit seinen Pflichten bringen wollen, — «ce peu de vin», heißt es da, könne er ja annehmen «non comme un présent, mais plutôt comme une marque du désir sincère, que nous avons de contribuer au retablissement ou raffermissement de Votre Santé» — antwortete der Königslieutenant in einem zweiten Briefe wie folgt:

«De Visbaden, le 30 Juin 1759.

Messieurs!

Puisque vous voulez, que je n'envisage (tout autre consideration cessante) le vin, que vous avez la bonté de m'offrir, que relativement aux effets, qu'il peut produire sur ma santé (Kriegk: «sur mon santé!»), je ne puis le regarder que comme chose tres pernicieuse pour moy, car les medecins me l'ont expressement interdit; n'en pouvant donc faire usage, trouvez bon, que je ne le garde point. Ne croyez pas, je vous prie, Messieurs, que je mette de la consequence à l'accepter et à le boire; j'aurois fait avec grand plaisir l'un et l'autre sans l'ordonnance de la faculté. Puisque l'ordonnance donc s'oppose à ce que j'en boive, qu'il n'y aye donc pas de consequence à ce que je ne l'accepte point. Par là l'économie de ma santé et de mon repos n'en sera point troublée, et il ne vous

restera aucune raison, messieurs, de vouloir exiger que je me prete aux empressemens reiterés que vous me faites la grace de me marquer. Je vous conjure de vouloir bien cesser toute instance, soit pour le moment, soit pour tout autre tems. Deferez de grace à mes prières et aux raisons rapportées dans ma precedente lettre.

Je vous reitere mes remercimens et j'ay l'honneur d'être avec le plus respectueux attachement, Messieurs, votre très humble et très obeissant serviteur

Thoranc.»

Kriegk läßt in beiden hier mitgeteilten Briefen die Namensunterschrift Thorane, also in der Goethe'schen Lesart, lauten, während die Originale deutlich den Namen Thoranc aufweisen, und gleich darauf fährt er mit den erstaunlichen Worten fort: „Die Stadt Frankfurt verließ Thorane im Juni 1761." Wenn das heißen soll, daß der Abschluß des Thorancschen Aufenthaltes in Frankfurt bereits in den Sommer des Jahres 1761 gefallen sei, und das soll es heißen, denn Kriegk sagt gleich darauf, der Graf habe sich erst 1763 vom 26. Januar bis 27. Februar nochmals in Frankfurt aufgehalten, so ist das ebenso unrichtig wie die Angabe des nachmaligen Frankfurter Stadtarchivars, des Herrn Dr. Grotefend, der den Grafen Thoranc nur sechs Monate in dem Hause des Herrn Rath Goethe verbleiben läßt. Der Königslieutenant hat vom 2. Januar 1759 bis in den Sommer 1761 in dem Hause am Hirschgraben Lit. F. No. 74 im Quartier gelegen und hat dieses Quartier erst im Herbst des letztgenannten Jahres mit einem anderen in einem Hause der neuen Rothhofstraße Lit. E No. 67 vertauscht. Wie Grotefend auf den nur sechsmonatlichen Aufenthalt gekommen ist, weiß ich nicht. Bleiben wir zunächst bei Herrn Kriegk! Hätte der Treffliche seine Akten etwas genauer durchgesehen, so würde er aus dem Jahre 1762 zwei Schriftstücke gefunden haben, die allein schon beweisen, daß sich der Königslieutenant auch in diesem Jahre noch in Frankfurt aufhielt. Diese Aktenstücke dienen uns hier gleichzeitig zur Aufhellung des kleinen Irrtums, der in den Thoranc'schen Aufzeichnungen bezüglich des erwähnten Weingeschenkes mit untergelaufen ist. In den Schöffenprotokollen vom Jahre 1762 findet sich pag. 590 folgender Vermerk:

„Thorranc. Sodann ist anjetzo resolvieret worden, daß dem Herrn Marq. des Salles wegen ihrer der Stadt erzeigten vielen Gefälligkeiten

ein gut Stück Wein, dem Herrn Grafen von Thoranc aber Vier Ohm zum Präsent zu geben seyen, und daß DDni Deputati solches bei dem Abschieds-Compliment ihnen zu hinterbringen, und dabei zu melden hätten, wie solches zu ihrer Disposition parat liege. Freitags den 24. December 1762."

Und eben da heißt es in einer wenige Tage späteren Notiz, pag. 591:

„Thorranc. Referirte Dus Consul Senior, es hätte ihm der Adjutant Antoni hinterbracht, daß der Herr Graf von Thoranc das offerierte Weinpräsent von 4 Ohm refüsiret habe. Solle man solches in ein Präsent von Silber-Geschirr verwandlen und vor lôbl. geheimbden Rathschlagung davon weiter reden. Mittwochs den 28. December 1762."

Hieraus ist deutlich zu ersehen, daß Graf Thoranc, wenn er auch von einer zweimaligen Weinanerbietung spricht, doch die vom Jahre 1759 mit der vom Dezember 1762 confundiert hat; denn mit der letzteren und nicht mit jener ersten stimmt es überein, wenn er von elfhundert Flaschen Wein berichtet. Ob er das ihm zugedachte Silber-Geschirr entgegengenommen hat? Wir dürfen es bezweifeln. Denn nicht eben lange zuvor hatte der Magistrat die recht hohen Taxgebühren in Wien bezahlt, die mit der für den Königslieutenant erwirkten Erhebung in den Reichsgrafenstand verbunden waren. Die Stelle aber, in der Thoranc wie er ankündigte, auf diese ganze Sache noch zurück kommen wollte, findet sich in einem späteren Hefte unter dem Vermerke: «Regrets du magistrat sur le Refus du vin d'honneur, lettre du dit au Roy» und lautet: «J'ai parlé cydevant d'une piece de vin que le magistrat de Francfort m'avoit offerte. il ne voulut pas laisser ignorer le refus que j'en avois fait. il ne voulut pas non plus laisser ignorer au Roy le contentement qu'il avoit eu de ma gestion.»

Im Frankfurter Archiv findet sich unter „Militaria, französische Akten, tom. XVII" eine Kopie des Schreibens, das der Bürgermeister und Magistrat von Frankfurt als die obengenannte «attestation» anfangs Januar 1763 an den König von Frankreich «à Sa Majesté Très Chrétienne» gerichtet hat. Der Wortlaut dieses Briefes ist folgender:

«Sire. Parmi les marques multipliées de la grace Royale dont Votre Majesté nous a daigné honorer, qui resteront gravé dans nos coeurs, et que la posterité la plus reculée regardera avec

veneration, nous comptons à juste titre la choix que Votre Majesté a fait des Officiers Generaux pour commander dans notre Ville et ses environs pendant cette guerre, et dernierement de Mr. le Marquis des Salles Son Lieutenant General, dont la sagesse, les desinteressement, l'amour de justice et l'exactitude de remplir ce poste nous rendront sa memoire à jamais venerable.

Apprès Sire que nous presentons Votre Majesté nos actions de grace les plus humbles pour ce bien fait aussi bien que pour la choix de Son Lieutenant en cette Ville dans la Personne de Mr. le Comte de Thoranc, dont les merites et le desinteressement ne sauroient être asses loûé, et qui s'est donné de soins infatigables de se rendre digne de la confiance de Votre Majesté.

Daignés permettre Sire que nous Supplions encore Votre Majesté de la continuation de ses Graces Royales pour nôtre Ville. Nous sommes avec le plus profond Respect, Sire, de Votre Majesté Les plus humbles et les plus obeisssans Serviteurs Bourgemestre et Magistrat.»

IX.

Im Anhange des Heftes, dem wir das Bisherige entnommen haben, finden sich nun noch zahlreiche Auszüge aus Briefen, die damals gelegentlich seiner Ernennung zum Königslieutenant und in Bezug auf diese Stellung teils von Thoranc selbst geschrieben, teils an ihn gerichtet worden sind. Zunächst werden da mit deutlich erkennbarer Befriedigung Glückwünsche und anerkennende Schreiben von befreundeten Männern sowie von hohen und höchsten Gönnern registriert. Bald aber wird der Gegenstand ein anderer und die Stimmung eine entgegengesetzte. Diese steigert sich vom Herben bis zum Heftigen, und wir sehen den diensteifrigen, gewissenhaften und gebildeten Mann, der ohne Frage in jeder Beziehung über dem Durchschnitte seiner Berufsgenossen stand, verärgert und gekränkt, ja bis zu der desperaten Erwägung getrieben, ob es nicht ratsamer sei, in fremde Dienste überzutreten. Um was handelte sich's denn? Was war es, das ihn und seine rastlose Feder wochen- und monatelang, ja noch länger, immer wieder so sehr beschäftigte, daß allein schon daraus jene zeitweilige wunderliche Zurückgezogenheit erklärbar werden könnte, die, wie man in „Dichtung und Warheit" liest, durch nichts und niemand gestört werden durfte? Es war dieses.

Francois Théas de Thoranc war 1734 in seinem fünfzehnten Lebensjahre als Lieutenant in das Regiment de Vexin eingetreten und hatte zunächst den Krieg in Italien mitgemacht. Er stand jetzt nach den ersten Jahren des deutschen Feldzuges in seinem fünfundzwanzigsten Dienstjahre und hatte es doch noch nicht weiter als bis zum Hauptmann in einem Infanterieregiment gebracht. Er war zwar inzwischen als

aide maréchal général des logis dem Stabe zugeteilt worden, hatte auch wohl schon vor 1759 den Orden des heiligen Ludwig erhalten, er war jetzt nach glücklich vollzogener Besetzung Frankfurts von dem Prinzen Soubise durch die Berufung auf den wichtigen Posten des Königslieutenants der Stadt Frankfurt ausgezeichnet worden, aber dies alles war kein eigentliches militärisches Avancement. Er war und blieb Hauptmann und konnte es nicht erreichen, wie er so dringend wünschte, zu dem Range eines Colonel befördert zu werden. Dieser Wunsch war nicht nur der seines sehr begreiflichen persönlichen Ehrgeizes, sondern entsprang gleichzeitig der einleuchtenden Erwägung, daß es für den Dienst, für das verantwortungsreiche Amt, das ihm übertragen worden war, notwendig sei, dieses mit dem entsprechenden Range auszustatten. Denn der Königslieutenant hatte es selbstverständlich vielfach auch mit Leuten zu thun, die eine höhere militärische Charge bekleideten als er und ihn gelegentlich in empfindlicher Weise fühlen ließen, daß er eben doch nur der capitaine de Thoranc sei. In den Aufzeichnungen eines anderen Heftes berichtet er z. B. über die Insubordination eines Offiziers, der die Anordnungen des verantwortlichen Königslieutenants entgegennehmen sollte und sich einfach weigerte, von dem Thore, an dem er befehligte, zu dem «rempart» hinaufzusteigen, auf dem Thoranc zu Pferde hielt. Und an einer andern Stelle hören wir, daß bei einer Prozession am Fronleichnamstage ganz unerwartet der Kriegskommissär de la Vallone eingetroffen sei und sich auf den dem Königslieutenant gebührenden Platz an der Seite des Generals de la Saone begeben habe, sodaß er selbst, Thoranc, vor aller Welt erst in zweiter und dritter Reihe antreten durfte. Diese Dinge mochte er vielleicht mit einer allzugroßen Empfindlichkeit betrachten, aber gewiß hatte er vollauf Recht, wenn er das eine bemerklich machte und betonte, was denn nach solchen Vorkommnissen im Ernstfalle geschehen solle, wenn in der Abwesenheit der eigentlichen Höchstkommandierenden, was leicht geschehen konnte, feindliche Truppen sich der Stadt Frankfurt näherten, und alsdann alle Verantwortung auf ihn fallen müßte, ohne daß ihm dem höheren und niederen Kriegsvolke gegenüber die erforderliche militärische Autorität zu Gebote stünde? Und so war es vor allem dieser militärische Gesichtspunkt, von dem aus er seine Beförderung zum Obersten für notwendig hielt. «Mais nous ne sommes pas militaires», schreibt er einmal im Ärger über die höheren Offiziere der französischen Armee; «nous ne

sommes pas militaires; et je ne sais si nous le deviendrons jamais. le Roy de Prusse est militaire, ses favoris le sont, les ministres etc. Quels generaux n'a-t'il pas formé!»

So mußte ihm die Verweigerung seines Wunsches immer unerträglicher erscheinen; ja wir gehen wohl kaum irre, wenn wir jenes Duell, von dem Goethe sagt, daß es dem obersten Polizeimeister arg verdacht worden sei, auf ein Vorkommnis erwähnter Art zurückführen. Und so schrieb und schrieb denn der unmutige Mann Briefe über Briefe, um direkt vom Kriegsminister oder durch die Fürsprache ihm wohlgesinnter, hochgestellter Herren allendlich das ersehnte Ziel zu erreichen.

Aber alle seine Bemühungen blieben erfolglos. Dies war der Grund zu der gereizten Stimmung und auch zu jener gewissen Erlahmung im Dienste, von der Goethe in folgenden Worten zu berichten weiß: „Der Königslieutenant wohnte noch immer in unserm Hause. Er hatte sein Betragen in nichts geändert, besonders gegen uns; allein es war merklich, und der Gevatter Dollmetsch wußte es uns noch deutlicher zu machen, daß er sein Amt nicht mehr mit der Heiterkeit, nicht mehr mit dem Eifer verwaltete wie anfangs, obgleich immer mit derselben Rechtschaffenheit und Treue. Sein Wesen und Betragen, das eher einen Spanier als einen Franzosen ankündigte, seine Launen, die doch mitunter Einfluß auf ein Geschäft hatten, seine Unbiegsamkeit gegen die Umstände, seine Reizbarkeit gegen alles was seine Person oder Charakter berührte, dieses zusammen mochte ihn doch zuweilen mit seinen Vorgesetzten in Conflict bringen. Hierzu kam noch, daß er in einem Duell, welches sich im Schauspiel entsponnen hatte, verwundet wurde, und man dem Königslieutenant übel nahm, daß er selbst eine verpönte Handlung als oberster Polizeimeister begangen. Alles dieses mochte, wie gesagt, dazu beitragen, daß er in sich gezogener lebte und hie und da vielleicht weniger energisch verfuhr."

Wie sehr stimmt das mit dem Inhalt unserer Briefe überein! Diese jedoch, wenn auch nur im Auszuge sämtlich mitzuteilen, will nicht wohl angänglich und auch nicht nötig erscheinen. Man lernt die Angelegenheit, um die es sich handelt, sowie die Meinung und das Vorgehen Thorancs hinreichend kennen aus einigen besonders nachdrücklichen Stellen, die wir hauptsächlich seinem Briefwechsel mit dem Kriegsminister Belleisle, ferner mit dem ihm freundschaftlich nahestehenden Herrn de Bourcet, und endlich mit seinen Gönnern, dem

Prinzen von Soubise, dem Herzog von Broglie und anderen entnehmen.

Von dem erstgenannten, dem Minister und Marschall de Belleisle bringt unser Heft nicht weniger als sechs an den Königslieutenant von Frankfurt gerichtete Antwortschreiben und hierzu die zurückbehaltenen ersten Niederschriften dreier Briefe Thorancs an seinen höchsten Vorgesetzten. Diese Briefe werfen ein günstiges Licht auf beide Männer. Thoranc wiederholt unentwegt mit freimütiger Motivierung seine vor allem zu Nutz und Frommen des königlichen Dienstes gestellten Ansprüche, und Belleisle antwortet ihm jedesmal eigenhändig, er, der vielbeschäftigte Minister, der, wie Herr de Bourcet einmal schreibt, «est accablé de demandeurs, dont il ne connait pas à la verité les talens, mais qui se font tous blancs de leur manteau.»

Belleisle weicht freilich immer wieder aus und lehnt die Thorancschen Wünsche ab; aber mit welcher Achtung, Höflichkeit und Geduld begegnet er dabei dem braven, offenbar auch in seinen Augen ungewöhnlich bedeutenden Offizier. Dieselbe Anerkennung äußert er den Fürsprechern gegenüber, die sich für ihren Freund und Günstling mündlich und schriftlich verwenden. Der genannte Herr de Bourcet, Brigadier und General, der General von Wurmser, der Marquis de Castries, später Marineminister — «j'ai ecrit à M. le Māāl de Belleisle comme de moy même» — der Prinz von Soubise, der Herzog von Broglie, alle berichten dem Königslieutenant darüber, freilich mit jedesmaligem Bedauern, daß ihre Bemühungen erfolglos geblieben seien. Ganz besonders bezeichnend ist das Eintreten eines Freundes, des Herrn von Andlau, der aus eigener Initiative sich an Belleisle gewendet hatte, und dem alten Kameraden Thoranc sogar eine Abschrift des Briefes zuschickt, den er an den Kriegsminister geschrieben. Wir teilen hier den Wortlaut des Briefes mit:

«Je sais, Monseigneur, que vous êtes sollicité par gens attachés au metier et respectables par leur façon de penser à cet egard, pour procurer le brevet de colonel à M. de Thoranc lieutenant de Roy à Francfort. Permettez que je joigne mes sollicitations à celles qu'on a l'honneur de vous faire en faveur de cet officier. Son merite, son intelligence, sa façon de vivre et le credit qu'il s'est attiré dans le pays où il est employé sont dignes d'une distinction qui ne peut que devenir utile au service du roy. je

ne saurois assez vous dire combien il est important de menager un officier de cette espece qui est propre à tout ce dont on voudra le charger. il a du talent, des connoissances et des suites d'application qui méritent les éloges que je ne donne point en l'air. je me flatte que vous êtes bien persuadé de ces motifs, qui n'ont d'autre but que l'avantage du service du roy etc.»

Nach alle dem sind wir, meine ich, berechtigt, anzunehmen, daß dem wohlgesinnten Kriegsminister in der einen oder anderen Weise die Hände gebunden waren, daß er, wie gewiß auch in vielen anderen Fällen, beeinflußt und abhängig von Versailles war, das hier gleichbedeutend ist mit Madame de Pompadour.

Und hier, bevor wir die Belleisle-Thoranceschen Briefe mitteilen, möchten wir einiges einschalten, was zwar dem zweiten Hefte «mes embarras à Francfort» angehört, aber dennoch am besten jetzt sogleich seine Stelle findet. Thoranc schreibt dort unter anderem:

J'aurois beaucoup à dire si je rapportois les choses qui me caussoient journellement du tracas. ils sont inévitables dans une position telle que celle ou je me trouvois. on les surmonte aisément avec un peu de zele, d'amour pour ses devoirs et en perseverant dans des principes de justice, pourvu qu'on ne soit pas contrarié par deux autorités superieures. l'embarras augmente quand elles ne sont pas d'accord, et qu'on ne sait quel parti il y a à prendre pour ne s'atirer le blâme de l'une ni de l'autre. en plus d'une occasion je me suis trouvé dans ce cas là.

J'ai pensé être victime de mon zele, pour avoir mis beaucoup d'ardeur à la supression d'un libelle qui avoit été imprimé en Allemagne contre Mde de Pompadour. J'avois pris des précautions pour être averti aussitôt qu'il en parviendroit quelque exemplaire à Francfort. je ne me trouvai pas dans cette ville lorsqu'il en fut introduit. j'etois aux eaux de Visbaden, où j'en fus informé sur le champ. j'en ecrivís à M le Mis de la Saone qui commandoit à Francfort, et je rendis compte à M le Maal de Broglie dans le moment et dans la suite de ce qui avoit rapport à ce libelle et je m'en tenois là, croyant avoir rempli tout ce que la subordination pouvoit exiger de moi. on ne pensa pas de même à Versailles et sans les soins que M. le Maal de Broglie et quelques autres voulurent bien se donner pour dissiper l'orage

qui se formoit contre moi, je me serois mal trouvé peutêtre, de n'avoir pas su me conduire politiquement et en courtisan. j'aurois au contraire pu tirer parti de cette occasion pour peu que j'eusse su manoeuvrer en homme qui sait faire sa cour.»

Diese Verstimmung, die er recht unschuldiger Weise in Versailles veranlaßt hatte, wurde ihm, wenn auch, wie er sagt gütige Vermittler das Unwetter, das zunächst gegen ihn im Anzuge war, abgewendet hatten, ohne Frage andauernd nachgetragen. Er selbst sagt, er habe sich in dieser Angelegenheit weder als Politiker noch als Höfling bewährt, und an diese Worte dürfen wir noch folgendes anschließen. Der geistreiche Witz, der ihm zu Gebote stand, kam ihm im gesellschaftlichen Verkehr, auf den Bällen und in den Salons der Landgräfin von Hessen, der Herzogin von Broglie, der Gräfin Gersdorf, der Frau von Barckhaus-Wiesenhütten und anderer, sowie im kameradschaftlichen Leben, nicht minder auch in seiner amtlichen Thätigkeit bei jenen zumeist mit einer heiteren Wendung begleiteten Salomonischen Entscheidungen zu statten, von denen Goethe erzählt, ohne leider, wie er selbst bedauert, Einzelheiten darüber mitteilen zu können. Aber dieser prickelnde Esprit mochte ihn wohl hin und wieder auch verleiten, selbst über Dinge und Personen, die den höchsten Kreisen angehörten, pikante Bemerkungen zu machen, die dann womöglich noch entstellt und verschärft durch geschäftige Zungen an den Ort ihrer Bestimmung befördert wurden, wo sie einschlagen konnten und verletzen mußten. „Er schien sich", lesen wir bei Goethe, „den Herzog von Ossunna zum Vorbild genommen zu haben." Dieser spanische Herzog (1579—1624) aber war, wie wir aus Loepers Kommentar und den dort angeführten Quellen erfahren, der einstmals wegen seiner Bonmots und beißenden Bemerkungen an den Höfen von Spanien und Frankreich mehr gefürchtete als beliebte Vicekönig von Sizilien und Neapel, also ein nicht ganz ungefährliches Vorbild.

Wir halten uns jedoch hier nicht bei den Ossunna-Missethaten Thorancs auf, auch nicht bei einer von ihm ausführlich berichteten unerquicklichen Klatschgeschichte, die dem sicherlich nicht immer ganz vorsichtigen und weisen „Salomo" zeitweilig sogar Huld und Gunst des Herzogs von Broglie entzog, sondern kommen nun zu dem weit wichtigeren brieflichen Austausch zwischen dem Königslieutenant und dem Marschall von Belleisle.

X.

Die Ernennung Thoranes zum Königslieutenant von Frankfurt war dem Kriegsminister gemeldet worden, und dieser schreibt alsbald unter dem 13. Januar 1759 an den Neuernannten, er habe gern von dem Anteile gehört, den Thorane an der glücklich vollzogenen Besetzung der Stadt Frankfurt gehabt habe; er billige durchaus die Wahl des Prinzen von Soubise und sei überzeugt, daß der Dienst des Königs in den besten Händen sein werde.

Im Juni desselben Jahres hatte sich hierauf der Königslieutenant durch die vielen Schwierigkeiten, die ihm die Frankfurter Aufgaben bereiteten, veranlaßt gesehen, an den Minister das Gesuch zu richten, ihn dieses Dienstes zu entheben und statt dessen dem neu zu bildenden Generalstab der Armee beizuordnen, deren Oberbefehl, wie es hieß, dem Prinzen von Soubise übertragen werden sollte. Die Antwort Belleisles auf dieses Gesuch, datiert vom 5. Juli 1759, lautet:

J'ai reçu, M., la lettre que vous m'avez ecrite le 24 du mois dernier pour demander à servir dans l'état major de l'armée qu'on vous a dit que M. le Ma͠al de Soubise commanderait.

Le roy ayant agreé que vous restiez à Francfort pour y être chargé du détail du service de cette place, il ne faut pas que vous songiez à en sortir pendant que les troupes françaises y resteront. C'est une place de distinction dont vous devez être flatté qu'on vous ait donné la préferance et S. M. (Sa Majesté) vous saura autant de gré des services que vous y rendrez que si vous la serviez dans ses armées etc.

Über diesen «refus» war Thoranc so unglücklich, daß er ernsthaft daran dachte, wenigstens den Frankfurter Posten zu verlassen, und sich um eine außerhalb des Kriegsschauplatzes gelegene Lieutenance du Roy, und zwar die in der Stadt Lille vakant gewordene, zu bewerben. Man hatte sich für ihn und diesen Wunsch bei dem Kriegsminister verwendet. Dieser aber schreibt darüber unter dem 22. März 1760 an Thoranc:

Le Roi n'a point encore disposé de cette place, je vous ai fait mettre sur l'etat de ceux qui sollicitent ce poste et lorsqu'il sera question de le remplir je rendrai volontiers compte au roi des témoignages qui sont revenus en votre faveur. vous pouvez au surplus être persuadé qu'en continuant à servir comme vous avez fait jusqu'à present je ne negligerai aucune occasion de vous procurer les grâces dont vous serez susceptible.

Dazu macht Thoranc folgende Bemerkung: Malgré l'esperance des graces dont mes services me rendroient susceptible, M le Mãal de Belleisle me refusa le grade de colonel qui fut accordé aux officiers de l'etat major de l'armée.

Und später lesen wir Folgendes:

Je ne me desistai point de la demande du grade de colonel. J'ecrivis à ce sujet au Mãal de Belleisle:

Monseigneur,

Permettez que je revienne sur la demande que j'ai eu l'honneur de vous faire si souvent. s'il vous revient que je me tire avec honneur de la besogne qui m'est confié, qu'il paroisse que vous en êtes satisfait, je ne puis m'empêcher de le dire: on se persuadera qu'il y a en moy quelque tache vicieuse qui m'exclud des graces du roy si l'on me voit rester dans un grade subalterne: puisque la place que j'occupe semble devoir tout naturelement m'en tirer. il n'y a pas deux lieutenans de Roy de Francfort. Il semble que tout le tracas qu'occasionne la guerre, se soit donné rendez vous ici. il n'y a point d'autre debouché que Francfort pour tout ce qui arrive ou qui part de L'armée. tout fond sur moy et je suis le plastron des prétentions que tout le monde y apporte. je n'entrerai point, Monseigneur, dans le detail de tous les embarras. je puis vous attester qu'ils sont cruels pour un homme qui est doux et humain et qui veut bien vivre avec tout

le monde. ils seroient moindres si l'autorité dont je suis depositaire étoit soutenue d'un grade qui en imposât plus que le mien. il est bien difficile à un cap[t] d'infanterie de faire agréer ses decisions à des gens qui se croyent superieures à lui. je serois souvent en contestation si je me sabrois contre ceux qui cherchent à éluder l'entiere obeissance. je suis très attentif à éviter tout ce qui peut y donner lieu et j'ose vous repondre que le service ne souffre point de mes tolerances. on ne me soupçonnera pas de chercher à m'enrichir au service. qu'aurai je à y gagner si je manquois les grades? etc. etc.

Hierauf erwidert der Kriegsminister unter dem 8. Mai 1760:

J'ai reçu, M, la lettre que vous m'avez ecrite le 29 du mois dernier. vous savez ce que je vous ai déja répondu sur la demande que vous avez faite d'un Brevet de colonel. je sais que vous avez du mérite et des talens; et c'est en cette considération que je me suis déterminé à vous procurer un Brevet du roy pour vous faire remplir la place que vous occupez, mais dont je vois que vous ne connoissez pas toute la valeur puisque beaucoup d'officiers généraux se feroient un honneur de l'occuper. la lieut[e] du Roy d'une place comme Francfort emporte par elle même une considération et une autorité beaucoup plus grande que la commission de colonel: ainsi M[r], vous ne pouvez rien faire de mieux que de continuer à remplir, comme vous avez fait jusqu'à présent les fonctions de cette place et je serai très disposé, lorsque la paix sera faite à vous faire jouir des avantages qu'elle peut vous procurer. etc.

Dieser Brief Belleisles hat sich ohne Frage mit einem von Thoranc am 15. Mai abgesendeten gekreuzt, was bei den damaligen Verkehrsverhältnissen nicht wunder nehmen kann. Thoranc erhielt den Brief vom 8. Mai erst, nachdem er den seinigen vom 15. Mai abgesendet hatte, und daraus erklärt es sich, daß wir gleich darauf einen Brief vom 17. Mai vorfinden, der das erwähnte Schreiben des Kriegsministers vom 8. nun erst beantwortet. Wir lassen hier beide Briefe folgen. Der vom 15. Mai hat folgenden Wortlaut:

Monseigneur, j'ai à justifier la demande que j'ai eu l'honneur de vous faire du grade de colonel. J'espère après cela que vous ne me trouverez ni fort ambitieux ni fort interessé.

J'ai quarante et un an passés: je n'ai que le grade de capitaine, quoique je serve depuis 27 ans. a cet age ce grade là guerit de toute ambition. je suis cadet d'une famille de Provence, nombreuse et peu opulente, je n'en suis pas pour cela plus avide de récompenses pécuniaires. je n'en ai jamais demandé, pas même après avoir fait à mes dépens, sans avoir un sol d'apointemment ni de gratification, la campagne de 1758 en qualité d'aide Marêchal général des logis surnumeraire. j'en étois cependant alors à ma vingt cinquieme année de service. j'ai été obligé de servir gratis cette année, puisque vous avez exigé, Mgr, que je renonçasse à la comp. que j'avois dans le reg[t] de Vermandois. Ce fut en consequence de vos ordres que j'envoyai ma démission a M. le M[is] de Timbrune, colonel du reg[t], elle lui parvint plusieurs mois avant l'ordonnance qui suprime tout concordat et tous les arrangemens qui faisoient trouver une somme d'argent à un officier, qui quitoit son corps en vertu de ces arrangemens, une somme assez considerable devoit être le prix de ma retraite. C'étoit une affaire convenue et sur laquelle je comptais pour payer l'équipage qu'il me fallut faire pour servir dans l'etat major de l'armée. malgré toute convention j'ai été frustré de ce qui m'etoit promis et il m'a fallu avoir recours à d'autres ressources; car dèsque l'ordonnance qui suprime tout concordat, fut arrivé au reg[t], une partie de mes camarades jugea qu'il ne m'etoit rien dû puisque le roi deffendoit qu'on me donnat. l'autre partie jugea que rien ne pouvoit dispenser de payer une dette contractée. à la premiere nouvelle que j'eus de ces difficultés, je les terminai en renonçant à tout argent provenant du concordat. j'offris sur le champ d'en donner quittance, pour mettre en repos la consience de ceux qui me le disputoient et je n'en ai plus voulu entendre depuis lors. je puis bien vous dire après cela, M[gr], que je ne sers le roy que pour des distinctions. Si la place où je suis est un obstacle à mon avancement j'ai été une dupe de l'accepter; elle n'a été pour moy en ce cas qu'un sujet de disgrâce. C'est elle qui a empêché que je n'aie été employé l'année dernière dans l'etat major de l'armée; c'est elle encore qui a été cause sans doute, que vous avez jugé à propos M[gr] de me rayer de la liste des aides marêchaux des logis que M[r] le Maal de Broglie à

proposés pour servir cette campagne cy dans son armée. quel avantage puis je donc y trouver en y restant? qu'il me soit permis de n'en rien faire, je me soumis à la résidence l'année derniere dans l'espoir d'obtenir ce que je desire. C'etoit là ce qui soutenait mon zele. dès qu'il n'a plus d'apui, il faut bien que j'abandonne la place; car je la remplirois mal: je suis etc.

Der weitere Thoranc'sche Brief vom 17. Mai lautet folgendermaßen:

Monseigneur, la lettre dont vous m'avez honoré le 8 de ce mois m'annonce une grâce qui seroit satisfaisante pour quelqu'un qui aimeroit les récompenses qui procurent une vie douce et agréable. je ne puis que vous marquer la respectueuse reconnoissance dont je suis pénétré pour le brevet de lieut^e de Roy que vous avez la bonté de me procurer. je suis desesperé de n'y point voir les choses après lesquelles je cours. je n'y vois que l'assurance des avantages qui à la paix doivent être attachées à cette grâce. il ne s'y trouve ni avancement ni grade et il ne m'est pas possible de souhaiter autre chose. j'ai ici un poste d'officier général, j'en tombe d'accord, mais si ce grade m'exclud du grad de colonel, je ne puis me dispenser de le quitter. j'aime mieux renoncer au bien que vous voulez me faire. donnez ma place et tous les avantages que vous voulez y attacher à quelqu'un qui cherche l'aisance et ne soyez point en peine de mon sort. j'ai beau me grossir la consideration et l'autorité qu'emporte par elle même la lieut^e de Roy de Francfort; il n'en est pas moins vrai, si après l'avoir remplie je venois à rentrer dans le reg^t d'ou je sors, je n'y ferois le service qu'après les cap^es en pied. voila ce qui fait, Mgr, que je ne puis me défaire de l'idée que cette lieutenance de roy sans le brevet de colonel n'est guere propre à me donner du relief. je ne saurois trahir mes sentimens, ni me rendre à ce qu'ils n'adoptent point etc.

Einen Brief ganz ähnlichen Inhaltes, ja zum Teil genau desselben Wortlautes hatte Thoranc am 29. April desselben Jahres an den Herzog von Choiseul gerichtet. Diesen Brief mit einigen anderen, auf die wir zurückkommen werden, hat Herr Dr. Pallmann in den Berichten des „Freien Deutschen Hochstiftes", Jahrgang 1890, veröffentlicht. Die Originale befinden sich in dem Frankfurter Goethe-

haus, dem sie seinerzeit von Herrn Hugo Freiherrn von Bethmann in Paris, einem geborenen Frankfurter, geschenkweise überlassen wurden. Choiseul stand damals in hoher Gunst bei dem Könige und bei der Madame de Pompadour und war bekanntlich ein noch weit mächtigerer Minister als der Marschall von Belleisle. Ein Wort von ihm hätte genügt, um Thorancs Wunsch zu erfüllen; aber auch Choiseul that nichts für ihn; nicht einmal eine Antwort auf das Thoranc'sche Gesuch liegt uns vor, wird also wahrscheinlich überhaupt nicht gegeben worden sein. Belleisle aber schrieb ihm endgiltig, Bezug nehmend auf einen Thoranc'schen Brief vom 20. Dezember 1760, dessen Niederschrift nicht vorhanden ist, am 7. Januar 1761 folgendes:

Je ne repondrai rien de plus, M, à votre lettre du 20 du mois dernier que ce que je vous ai déja fait dire par Mr Devault et mandé moy même plusieurs fois lorsque vous avez insisté pour obtenir le grade de colonel et je vous répéterai que lorsque M. le prince de Soubise vous a placé dans l'employ que vous occupez vous n'avez jamais dû esperer que les services que vous y rendriez fussent capables de vous procurer un grade que Sa Majesté n'accorde qu'à des services actifs et jamais aux officiers qui sont regardés comme placés. La lieut^e^ de roy de Francfort étoit comme vous le dites vous même au dessus du grade de cap^t^; elle etoit par consequent une récompense prématurée, mais vous la meritiez sans doute par la maniere dont vous aviez servi dans l'etat major de l'armée et par les qualités personnelles qui vous mettoient en etat de vous bien acquitter comme vous l'avez fait, de cet employ; mais encore une fois M^r^ vous ne devez en tirer aucun avantage pour obtenir le rang de colonel et vous ne pouvez mieux faire que de perdre cette idée de vue. je serai au reste fort aise d'avoir d'autres occasions de vous obliger et de vous marquer etc.

Nach diesen letzten Ablehnungen schreibt der Königslieutenant die hoffnungslosen Worte in sein Tagebuch:

Le ministre persista dans son refus. j'en eus le coeur navré et songeai à passer dans un service étranger. j'ecrivis à ce sujet à M. le comte de St. Germain et M. de Bulow qui avoient, l'un et l'autre passé au service de Dannemarck. ils me dissuaderent de l'idée que j'avois. Und an einer anderen Stelle spricht er mit

Bitterkeit von der «obstination avec la quelle on m'a refusé une grâce que naturelement j'aurois eue sans aucune difficulté s'il n'y avoit pas eu des gens acharnés à me nuire. il falloit bien que cela fut, puisque c'etoit contre la regle que le ministre m'objectoit que le service dont j'etois chargé à Francfort ne me rendoit pas susceptible d'avancement.»

Endlich aber lesen wir dann von der Beschwichtigung, die er seinem Freunde, dem Herrn de Bourcet, zu danken hatte. Es heißt da:

Malgré les duretés qui me portoient à tout abandonner, je me trouvais combatu par des conseils auxquels je devois déférer. Ceux de M. de Bourcet entr'autres m'imposoient une Loi dont je ne pouvois guere m'ecarter, und schließt mit den Worten: voici ce qu'il me marquoit. Hier folgt der Brief des Herrn von Bourcet vom 13. März 1761:

Votre dernière lettre mon cher Monsieur m'a étonné au de la de tout ce que je pourrois vous dire. est il possible que vous vouliez perdre dans un moment le fruit de vos services et surtout celui de votre résidence à Francfort qui est des plus distingués suivant les témoignages que toute l'armée de Broglie en a rendu? le siecle dans le quel nous vivons est dur à bien des egards. le mérite reste en arriere, et les intrigues ou cabales prévalent. mais un militaire aussi reflechi que vous, peut-il prendre un parti aussi violent? Songez que vous allez donner des armes contre vous; qu'il faut multiplier les torts d'autrui pour assurer sa raison particuliere; que le ministre est accablé de demandeurs, dont il ne connait pas à la verité les talens, mais qui se font tous blancs de leur manteau, et qu'enfin c'est peut-être l'aider à se debarasser de quelque engagement; car il en prend de lui même, et on le force d'en prendre sans distinction. Ce n'est plus le tems auquel on cherchoit de contenter les bons militaires et c'est peut-être un malheur aujourd'hui d'avoir trop bonne réputation. quoiqu'il en puisse être, mon avis que vous preniez patience jusques à la paix et qu'alors vous demandiez la recompense qui vous est due et dont on ne peut éluder le motif. il sera tems pour lors de refuser ce qui ne vous paroîtra pas convenable et de parler avec force. au lieu qu'en quittant aujourd'hui, non seulement vous indisposeriez les esprits, mais encore vous tomberiez dans le cas d'un

blâme qui éffaceroit tout le merveilleux des opérations qui ont été confiées à vos soins. J'ensiste donc à ce que vous resistiez à la tentation et à ce que vous continuez l'exercice de votre commandement. Post tenebras lux. c'est une prédiction trop respectable pour ne pas y avoir confiance. j'attends des nouvelles de vos reflexions sur ce que je prends la liberté de vous dire et vous assure de mon plus tendre et fidele attachement.

An dieser Stelle können wir uns nicht versagen, über den weisen und edelgesinnten Freund Thorancs, den Herrn de Bourcet, noch einiges Mitteilenswerte einzufügen. Herrn de Bourcet, geboren in der Dauphinée und in seiner militärischen Laufbahn hauptsächlich dem corps du génie angehörig, einem in dieser Eigenschaft von seinen Vorgesetzten hochgeschätzten Offizier, verdankt man ein bisher nur sehr wenig benütztes Werk (Schäfer nennt es z. B. nicht), das erst nach seinem 1780 erfolgten Tode, im Jahre 1792 unter dem Titel «Memoires historiques sur la guerre que les François ont soutenue en Allemagne depuis 1757 jusqu'en 1762» erschienen ist. In diesem Werke nennt zwar Bourcet seinen Freund und Kameraden Thoranc nicht bei Namen, was wohl der nicht ohne weiteres verständlichen Entstehung und Zusammenstellung des Buches entsprechend sein mag, aber eine Stelle aus dem discours préliminaire ist hier zur weiteren Bestätigung des in dem obenstehenden Briefe enthaltenen freundschaftlichen Vorhaltes Bourcets gewiß sehr angebracht. Sie enthält nichts Neues für die Weltgeschichte, wirft aber auch auf die Versailler Willkürlichkeiten auch in militärischen Dingen ein Licht, das gerade hier zu weiterer Aufhellung dienen kann. Sie lautet:

«La marquise de Pompadour, après avoir été la maîtresse du roi, voulut, quand ses charmes furent flétris, être son principal ministre, et elle le fut. Incapable de soutenir seule le fardeau des affaires, elle dominoit despotiquement les généraux et les ministres, dans la recherche desquels elle fut rarement heureuse. Quelques-uns avoient été ou étoient ses amans: ils pouvoient réunir les talens agréables à une femme libertine, mais ils n'avoient pas ceux qui conviennent pour commander des armées, pour gouverner un état; d'ailleurs leur ambition et leurs intérêts personnels occasionnerent toutes au détriment de la chose publique. Les variations étoient continuelles, et aucun général

ne commanda plus de deux campagnes de suite, à l'exception du prince de Soubise, que ses intimes liaisons avec la favorite firent reparoître à plusieurs reprises.»

So hielt denn der Königslieutenant trotz alledem auf seinem Posten aus und nur eines versagte er sich nicht, um wenigstens zeitweilig aus der Frankfurter Atmosphäre herauszukommen. Auf den Rat des Herrn von Bourcet wandte er sich direkt und allein an den Herzog von Broglie und erbat sich für einige Monate Urlaub, um nach Grasse, in seine provençalische Heimat, zu reisen. Dies geschah im Juni 1761. Wir wissen etwas Genaues über diesen Aufenthalt in der Provence nicht. Noch ehe er jedoch damals Frankfurt verließ, um seinen Urlaub anzutreten, hatte er die zahlreichen, für Grasse bestimmten Gemälde in Kisten und Kasten verpacken lassen, und als sie fortgeschafft wurden, konnte sich, wie Goethe erzählt, der Vater, der Herr Rath, „des Wunsches nicht erwehren, den Grafen hinterdrein zu schicken". Und weiter lesen wir auf den letzten Seiten des dritten Buches von „Dichtung und Wahrheit": „Kaum hatten also die Kisten und Kasten das Haus geräumt, als der früher eingeleitete, aber unterbrochene Betrieb, den Grafen zu entfernen, wieder angeknüpft wurde. Man suchte durch Vorstellung die Gerechtigkeit, die Billigkeit durch Bitten, durch Einfluß die Neigung zu gewinnen, und brachte es endlich dahin, daß die Quartierherren den Beschluß faßten, es solle der Graf umlogiert und unser Haus in Betracht der seit einigen Jahren unausgesetzt Tag und Nacht getragenen Last, künftig mit Einquartierung verschont werden. Damit sich aber hierzu ein scheinbarer Vorwand finde, so solle man in eben den ersten Stock, den bisher der Königslieutenant besetzt gehabt, Mietleute einnehmen und dadurch eine neue Bequartierung gleichsam unmöglich machen. Der Graf, der nach der Trennung von seinen geliebten Gemälden kein besonderes Interesse mehr im Hause fand, auch ohnehin bald abgerufen und versetzt zu werden hoffte, ließ es sich ohne Widerrede gefallen, eine andere gute Wohnung zu beziehen und schied von uns in Frieden und gutem Willen."

Nach seiner Rückkehr im Herbste 1761 wohnte der Königslieutenant, wie schon erwähnt, in einem Hause auf der neuen Rothhofstraße, von dem wir nur wissen, daß es bei einem Straßendurchbruch verschwunden ist.

XI.

Alle die vorerwähnten Briefe und wie viele andere noch kamen und gingen indessen während der Jahre, die der Königslieutenant im Goetheschen Hause zubrachte. Man kennt die Zimmer, die er bewohnte, das Kabinet, das für jedermann verschlossen blieb, wenn ihn „Unmut, Hypochondrie, oder wie man den bösen Dämon nennen soll", veranlaßt hatten, sich dahin zurückzuziehen. Ob wir eintreten dürfen? Dem Dolmetsch, der es gewagt hatte, um für den der Verhaftung bereits überwiesenen Herrn Rath Goethe Fürsprache einzulegen, rief damals der Graf zornig entgegen: „Was wollt ihr? hinaus mit euch! Hier hat niemand das Recht einzutreten als St. Jean!" Aber als schon vertrautere Freunde werden wir doch wohl eingelassen, um einige ernste Selbstgespräche mit anzuhören, die uns über die von Goethe wiederholt erwähnte und gerühmte Selbstbeherrschung Thorancs belehren können. Nach allem Verdruß, nach aller Kränkung weiß er sich „zusammenzunehmen" und war er auch zuvor außer sich geraten, doch alsbald wieder zu sich selbst und seiner vornehmen Sinnesart zurückzufinden.

Wir teilen hier einige Aphorismen mit, die er in jenen Zeiten niedergeschrieben hat. Sein «Journal pour moy» enthält unter anderem folgende Stellen:

J'ay bien commencé, mais il y a des ecueils. il faut les eviter. pour cela il ne faut autre chose que penser a quitter cette place avec applaudissement des troupes et des habitans.

Les petites discussions qui ne prenent rien pour objet que mon amour propre ne sont pas dignes de m'occuper, il faut etre superieur à la petite faiblesse de n'etre pas regardé comme le premier. c'est en faisant beaucoup mieux que par le passé qu'on ne peut manquer d'etre regardé comme un homme peu ordinaire.

Je me suis remis a lire, le gout m'en avait presque passé. j'ay besoin de l'entretenir, la lecture nourrit l'âme, recueille les gouts et la passion pour l'estime d'autruy.

Quels sont les embarras, quels sont les ecueils, quels moyens d'etre approuvé? une meditation frequente les faira tous appercevoir.

Une grande attention a tout ce qui peut etre agreable dans tous les momens, l'envie de plaire doit etre un motif continuel faute de passion à d'objet assez vehement pour occasionner de l'enthousiasme. c'est de cet envie d'etre agreable a tous que je dois me servir.

Ne suis je pas trop heureux deja? le plus fort est fait. il reste peu à faire pour laisser appres moi une reputation assez flatteuse.

Je n'ay pas gagné des batailles, je n'ay pas fait des lois, je n'ay rien fait d'extraordinaire, je ne dois pas m'attendre à un eclat qui ne peut etre que le prix des grandes choses. Mais je puis meriter une estime universelle; c'est un bonheur que de se trouver dans cette passe là.

Si j'examine bien le fonds de mon ame, je trouveray peut etre qu'il est peu de gens qui ayent tant a remercier dieu pour avoir si peu fait: quels sont les faits qui parlent pour moy? quels motifs a-t-on eu de faire quelque chose pour moy? tout bien examiné j'ay a me louer extremement de mon etat; une conduite sage et prudente doit me soutenir dans le train ou je me trouve.

Il faut se servir des moyens qui dependent de moy, mediter, reflechir, envisager les choses par plus d'un coté, les combiner.

Voilà ce qu'il faut que je m'accoutume de faire pour donner un peu d'étendue a l'esprit. je n'en ay gueres et je ne l'avoue point. c'est le moyen de devenir stupide. que me fais je sur les choses qui importent à ma reputation, à l'accomplissement de mes devoirs? ce que je fais pour trouver des arrangemens, pour meubler disposer et orner ma retraite, ces memes combinaisons employées aux choses du devoir rendroient mes idées bien superieures.

Independamment de ce travail sur l'esprit qui est un peu moins dependant de moy que l'exercice des moyens que j'ay quelquefois mis en oeuvre, je dois m'etayer de ces moyens et les faire servir à me faire aimer. ils sont surs. des façons nobles et desinteressés fairont fortune toujours. des honnetetés egalement. chacun y trouve son compte. Que m'en coute-t-il au fonds?

XII.

Das zweite Thorancsche Heft, das eine zusammenhängende Darstellung enthält, «mes embarras à Francfort», führt uns in das Jahr 1759 zurück. Es enthält vor allem eine Schilderung der Last, Not und Aufregung, die der Charfreitag, der 13. April dieses Jahres, der Tag der Schlacht bei Bergen dem Königslieutenant auferlegte. Über den Anlaß, Verlauf und Ausgang dieser Schlacht selbst liegen die Darstellungen berufener Historiker vor, und zwar in erster Linie die vorzüglichen Berichte und Beleuchtungen der von den Offizieren des preußischen großen Generalstabes bearbeiteten „Geschichte des siebenjährigen Krieges". (Dritter Teil. Der Feldzug von 1759. Berlin 1828.) Wir aber beschränken uns zunächst wiederum auf das, was uns die Selbstbiographie Goethes davon erzählt.

Einleitend bemerkt da Goethe, der Aufenthalt des Königslieutenants in seinem väterlichen Hause habe ihm und den Seinen den Vorteil verschafft, alle bedeutenden Personen der französischen Armee nach und nach zu sehen und besonders die ersten, deren Namen schon durch den Ruf zu ihnen gekommen waren, in der Nähe zu betrachten. „So sahen wir," berichtet er, „von Treppen und Podesten, gleichsam wie von Gallerien, sehr bequem die Generalität bei uns vorübergehen. Vor allem erinnere ich mich des Prinzen Soubise als eines schönen leutseligen Herrn, am deutlichsten aber des Marschalls von Broglio als eines jüngern, nicht großen aber wohlgebauten, lebhaften, geistreich um sich blickenden, behenden Mannes."

Wir fügen hier hinzu, daß diese genannten Herren sowie viele andere höhere Offiziere oft genug das Goethesche Haus betraten, um

den Einladungen Thorancs zum Mittags- oder Nachtmahle zu folgen. Der Königslieutenant hielt auf eigene Kosten Küche, Keller und Tafel und legte darauf einen gewissen Wert. Wir lesen z. B. in seinem Journal die folgende Aufzeichnung: «Une bonne table est un sujet de louange. Quel bonheur que par la je puisse en meriter.» Und hierauf gibt er sich selbst den Rat, «avoir moins de monde, mais plus souvent des gens qui ne puissent pas se plaindre de n'y etre pas invités.» Diese generöse «façon de vivre» machte ihm sicherlich manche Freunde, aber doch wohl auch Neider, ja es scheint fast, daß er in dieser Richtung zu weit ging und seinen ganzen Königslieutenantsposten ohne jedes Entgelt verwaltete und repräsentierte. Wir entnehmen dies einer Äußerung seines Freundes Bourcet, der ihm einmal schreibt: «Vous avez deux torts, mon cher ami, l'un d'être faché de rester à Francfort, parceque ce service Vous a plus fait connoitre que celui de l'etat major et qu'il va mieux à votre objet; l'autre de manger du vôtre dans cette place; c'est une duperie ridicule, permettez moi le terme, et qui peut induire à de fausses conjectures.»

Goethe fährt dann fort: Der Marschall von Broglio, kam (Anfang April) mehrmals zum Königslieutenant, und man merkte wohl, daß von wichtigen Dingen die Rede war. Wir hatten uns im ersten Vierteljahr der Einquartierung kaum in diesen neuen Zustand gefunden, als schon die Nachricht sich dunkel verbreitete, die Alliirten seyen im Anmarsch, und Herzog Ferdinand von Braunschweig komme, die Franzosen vom Main zu vertreiben. Man hatte von diesen, die sich keines besondern Kriegsglückes rühmen konnten, nicht die größte Vorstellung, und seit der Schlacht von Roßbach glaubte man sie verachten zu dürfen; auf den Herzog Ferdinand setzte man das größte Vertrauen, und alle Preußischgesinnten erwarteten mit Sehnsucht ihre Befreiung von der bisherigen Last. Mein Vater war etwas heiterer, meine Mutter in Sorgen. Sie war klug genug einzusehen, daß ein gegenwärtiges geringes Übel leicht mit einem großen Ungemach vertauscht werden könne: denn es zeigte sich nur allzudeutlich, daß man dem Herzog nicht entgegen gehen, sondern einen Angriff in der Nähe der Stadt abwarten werde. Eine Niederlage der Franzosen, eine Flucht, eine Vertheidigung der Stadt, wäre es auch nur um den Rückzug zu decken und um die Brücke zu behalten, ein Bombardement, eine Plünderung, alles stellte sich der er-

regten Einbildungskraft dar und machte beiden Parteien Sorge. Meine Mutter, welche alles, nur nicht die Sorge ertragen konnte, ließ durch den Dolmetscher ihre Furcht bei dem Grafen anbringen; worauf sie die in solchen Fällen gebräuchliche Antwort erhielt, sie solle ganz ruhig sein, es sei nichts zu befürchten, sich übrigens still halten und mit niemand von der Sache sprechen.

Mehrere Truppen zogen durch die Stadt; man erfuhr, daß sie bei Bergen Halt machten. Das Kommen und Gehen, das Reiten und Laufen vermehrte sich immer, und unser Haus war Tag und Nacht in Aufruhr. In dieser Zeit habe ich den Marschall Broglio öfter gesehen, immer heiter, ein- wie das anderemal an Geberden und Betragen völlig gleich, und es hat mich auch nachher gefreut, den Mann, dessen Gestalt einen so guten und dauerhaften Eindruck gemacht hatte, in der Geschichte rühmlich erwähnt zu finden.

So kam denn endlich, nach einer unruhigen Charwoche, 1759, der Charfreitag heran. Eine große Stille verkündigte den nahen Sturm. Uns Kindern war verboten, aus dem Hause zu gehen; der Vater hatte keine Ruhe und ging aus. Die Schlacht begann: ich stieg auf den obersten Boden, wo ich zwar die Gegend zu sehen gehindert war, aber den Donner der Kanonen und das Massenfeuer des kleinen Gewehrs recht gut vernehmen konnte. Nach einigen Stunden sahen wir die ersten Zeichen der Schlacht an einer Reihe Wagen, auf welchen Verwundete in mancherlei traurigen Verstümmelungen und Geberden sachte bei uns vorbeigefahren wurden, um in das zum Lazaret umgewandelte Liebfrauenkloster gebracht zu werden. Sogleich regte sich die Barmherzigkeit der Bürger. Bier, Wein, Brod, Geld ward denjenigen hingereicht, die noch etwas empfangen konnten. Als man aber einige Zeit darauf blessierte und gefangene Deutsche unter diesem Zug gewahr wurde, fand das Mitleid keine Gränze, und es schien als wollte jeder sich von allem entblößen, was er nur Bewegliches besaß, um seinen bedrängten Landsleuten beizustehen.

Die Gefangenen waren jedoch Anzeichen einer für die Alliirten unglücklichen Schlacht. Mein Vater, in seiner Parteilichkeit ganz sicher, daß diese gewinnen würden, hatte die leidenschaftliche Verwegenheit, den gehofften Siegern entgegen zu gehen, ohne zu bedenken, daß die geschlagene Partei erst über ihn wegfliehen müßte. Erst begab er sich in seinen Garten vor dem Friedberger Thore, wo er alles einsam und ruhig fand; dann

wagte er sich auf die Bornheimer Heide, wo er aber bald verschiedene zerstreute Nachzügler und Troßknechte ansichtig ward, die sich den Spaß machten nach den Grenzsteinen zu schießen, so daß dem neugierigen Wanderer das abprallende Blei um den Kopf sauste. Er hielt es deshalb doch für gerathener zurückzugehen und erfuhr bei einiger Nachfrage was ihm schon der Schall des Feuerns hätte klar machen sollen, daß alles für die Franzosen gut stehe und an kein Weichen zu denken sei. Nach Hause gekommen, voll Unmut, gerieth er beim Erblicken der verwundeten und gefangenen Landsleute ganz aus der gewöhnlichen Fassung. Auch er ließ den Vorbeiziehenden mancherlei Spende reichen; aber nur die Deutschen (!) sollten sie erhalten, welches nicht immer möglich war, weil das Schicksal Freunde und Feinde zusammen aufgepackt hatte.

Die Mutter und wir Kinder, die wir schon früher auf des Grafen Wort gebaut und deßhalb einen ziemlich beruhigten Tag hingebracht hatten, waren höchlich erfreut, und die Mutter doppelt getröstet, da sie des Morgens, als sie das Orakel ihres Schatzkästleins durch einen Nadelstich befragt, eine für die Gegenwart sowohl als für die Zukunft sehr tröstliche Antwort erhalten hatte. Wir wünschten unserm Vater gleichen Glauben und gleiche Gesinnung, wir schmeichelten ihm was wir konnten, wir baten ihn etwas Speise zu sich zu nehmen, die er den ganzen Tag entbehrt hatte; er verweigerte unsere Liebkosungen und jeden Genuß, und begab sich auf sein Zimmer. Unsere Freude war indessen nicht gestört; die Sache war entschieden: der Königslieutenant, der diesen Tag gegen seine Gewohnheit zu Pferde gewesen, kehrte endlich zurück; seine Gegenwart zu Hause war nöthiger als je. Wir sprangen ihm entgegen, küßten seine Hände und bezeugten ihm unsere Freude. Es schien ihm sehr zu gefallen.

Wohl! sagte er freundlicher als sonst: Ich bin auch um euertwillen vergnügt, liebe Kinder!

Er befahl sogleich uns Zuckerwerk, süßen Wein, überhaupt das beste zu reichen, und ging auf sein Zimmer, schon von einer großen Masse Dringender, Fordernder und Bittender umgeben.

Wir hielten nun eine köstliche Collation, bedauerten den guten Vater, der nicht Theil daran nehmen mochte, und drangen in die Mutter ihn herbeizurufen; sie aber klüger als wir, wußte wohl, wie unerfreulich ihm solche Gaben seyn würden. Indessen hatte sie etwas Abendbrot zurecht gemacht, und hätte ihm gern eine Portion auf das Zimmer

geschickt; aber eine solche Unordnung litt er nie, auch nicht in den äußersten Fällen; und nachdem man die süßen Gaben bei Seite geschafft, suchte man ihn zu bereden, herab in das gewöhnliche Speisezimmer zu kommen. Endlich ließ er sich bewegen, ungern, und wir ahnten nicht, welches Unheil wir ihm und uns bereiteten. Die Treppe lief frei durchs ganze Haus an allen Vorsälen vorbei. Der Vater mußte, indem er herabstieg, unmittelbar an des Grafen Zimmer vorübergehen. Sein Vorsaal stand so voller Leute, daß der Graf sich entschloß, um mehreres auf einmal abzuthun, herauszutreten, und dies geschah leider in dem Augenblick, als der Vater herabkam.

Der Graf ging ihm heiter entgegen, begrüßte ihn und sagte: Ihr werdet uns und euch Glück wünschen, daß diese gefährliche Sache so glücklich abgelaufen ist.

Keineswegs! versetzte mein Vater mit Ingrimm: „Ich wollte sie hätten euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren sollen."

Wir übergehen die weitere Erzählung Goethes, auch das ganz dramatisch gestaltete köstliche Zwiegespräch zwischen dem Gevatter Dolmetsch und dem Grafen, der sich schließlich bestimmen ließ, den gegen den Rath Goethe erlassenen Haftbefehl aus Rücksicht auf die Familie zurückzuziehen, und damit auf's Neue Großmut und Güte bewährte.

Wir halten inne, um hier etwas auszusprechen, was wir nicht zu verschweigen brauchen und nicht verschweigen wollen. Man hat das Auftreten und die soeben angeführte Rede des Herrn Rath Goethe wiederholt als eine deutschpatriotische That feiern wollen. Selbst Julian Schmidt, den wir gerne nach ciceronianischer Höflichkeitswendung nur honoris causa nennen möchten, hat sich seinerzeit zu folgender Äußerung darüber bestimmt gesehen: „Es ist für jedes deutsche Herz ein erfreuliches Schauspiel, wenn ein deutscher Biedermann den welschen Gast trotz der Bajonette, über welche derselbe gebieten kann, mit Entschiedenheit in seine Schranken zurückweist und die Idee des einigen und freien Deutschland gegen die ausländischen Tyrannenknechte vertritt". Das ist in unsern Augen ein geradezu trostlos schiefes Gerede, wie es schiefer und trostloser ein sonst tüchtiger Schriftsteller in dem Lande des Chauvinismus selbst nicht leisten könnte. Und dagegen möchten wir uns verwahren.

Wir können mit Bedauern in jener Großthat dem so überaus wohlwollenden und ritterlichen Königslieutenant gegenüber, der so

wenig wie irgend ein anderer Offizier jener Zeit, der seines Königs oder seines Kaisers Rock trug, ein Tyrannenknecht war, sondern einfach in ernstem militärischen Berufe stand und für die politische Lage doch wahrlich nicht verantwortlich war, nichts anderes als eine jener „abstrusen" Ungeschlachtheiten erblicken, wie sie damals nach vielfacher Bezeugung in den bürgerlichen Kreisen der „beschränkten Stadt" zu Hause waren. Dem Kaiserlichen Rath Goethe, der, nebenbei gesagt, seinen schönen Titel doch wohl nicht aus Preußen bezogen hatte, hierbei eine tief- und weitblickende politische Einsicht und Voraussicht zuzuschreiben, will uns durchaus unstatthaft erscheinen. Davon deutet auch Goethe der Sohn nicht das Geringste an; aus seiner ganzen Darstellung ist vielmehr klar ersichtlich, daß er das Gebahren des Herrn Vaters keineswegs als ein kluges und richtiges, am allerwenigsten aber als den Ausfluß einer patriotischen Gesinnung höheren und höchsten Verstandes hinstellen wollte. Immerhin, den franzosenfeindlichen furor im allgemeinen, die immer erneute trotzige Auflehnung gegen alle und jede Einquartierungslast im besonderen, und vor allem den wütenden Ärger des soeben in seinen Hoffnungen getäuschten und von der unternommenen Siegespromenade auf der Bornheimer Haide durch Troßknechte heimgeschickten Parteigängers können wir wohl begreifen, nicht aber den vor zahlreichen Zeugen an den Tag gelegten gänzlichen Mangel an Selbstbeherrschung und Anstand. Und so wäre der genaue und wörtliche Bericht darüber aus Pietät für den Vater doch vielleicht besser unterblieben? Das ist in der That unsere Meinung, unbeschadet aller Goetheverehrung, nein vielmehr um dieser selbst willen. Wir sind auch überzeugt, daß diese Stelle eine von denen war, die nach dem Erscheinen des ersten Bandes von „Dichtung und Wahrheit" den hochfürstlichen Herrn und Freund Carl August verstimmt hatten und ihm den Anlaß zu einer wenig schmeichelhaften Äußerung über Goethes Memoirenschreiben gaben. — Wie sagt doch im vierten Buche dieser Memoiren der „Timonische Mentor" Wolfgangs, der alte Hüsgen? „Auch in Gott entdeck' ich Fehler!"

Lesen wir nun, nicht was Thorane selbst darüber sagt — denn er schweigt ja, wie wir wissen, über diesen Vorfall — sondern was er sonst über seinen Charfreitag 1759 eigenhändig berichtet. Er schickt voraus, daß er, als der Prinz Ferdinand sich Frankfurt näherte, die Hoffnung gefaßt habe, von seinem Königslieutenantsposten loskommen

zu können. Er erbat sich die Stelle eines Adjutanten an der Seite des Herzogs von Broglio, um auf diese Weise wieder in den eigentlichen Generalstab zurückzukehren. Allein auch dieser Wunsch wurde ihm durchkreuzt. Er mußte bleiben, wo er war, und nahm infolge dessen an der eigentlichen Schlacht nicht Teil. Um so größer aber gestaltete sich die Aufgabe, die er in der Stadt zu bewältigen hatte. Er schreibt:

Je puis dire que j'ai peut-être fait pour le service du roy le jour de la bataille de Berghen plus que je n'ai fait pendant le reste du tems que j'ai été occupé à ce qu'exigeoient mes fonctions dans le même endroit. — La bataille de Berghen se donna le vendredy Saint; M. le Maãl de Broglie à la premiere nouvelle de la marche du prince Ferdinand, avoit rapproché ses quartiers de Francfort, de façon que toutes ses troupes pouvoient se rendre en une marche à Berghen, qui n'en est qu'à une lieue et où il avoit choisi son champ de bataille. Bien lui en prit d'avoir fait ce raprochement; car le prince Ferdinand qui paroifsoit avoir changé d'objet, pour faire perdre de vue les précautions qu'il y avoit à prendre pour parer à son entreprise, la reprit tout à coup et se porta fort vivement sur Francfort. M le Maãl de Broglie ne s'y attendoit point. Il étoit dans cette ville le soir du Mercredy Saint occupé à voir la cérémonie qui s'y observe tous les ans, à l'occasion de l'ouverture de la foire de Francfort. il n'eut que le tems, dès qu'il fut averti de la marche du prince Ferdinand, d'expedier les ordres nécessaires pour rassembler toute son armée le lendemain à Berghen, où il se rendit lui même le jeudy au matin pour y préparer ses dispositions à mesure qu'il lui arrivoit des troupes. il me laifsa dans Francfort avec une Brigade, sans me donner aucune instruction particuliere sur ce que j'avois à faire. il ne me laifsa pas oisif pour cela le jour de la Bataille; et la besogne à laquelle il m'employa se trouva d'autant plus difficile, qu'elle avoit été moins préparée. Dès le matin du vendredy saint il m'envoya ordre de faire faire un pont de Batteaux sur le Mein et il ne me fournit pour cela autre chose qu'une compagnie d'ouvriers. il fallut trouver sur le champ des Batteaux, des madriers, des planches, des cordages, et je ne fus pas peu embarrafsé quand le magistrat me fit envisager comme impofsible la

prompte fourniture de toutes ces choses. je ne m'arrettai point aux difficultés, et je pris mes mesures pour les surmonter, ayant trouvé sur la riviere afsez de batteaux, pour ce qu'il y avoit à faire, grâces à l'activité du capitaine d'ouvriers et de sa troupe le pont fut construit.

Peu après avoir reçu l'ordre qui avoit rapport à cet objet, j'en reçus un de faire placer sur les remparts de la ville du canon pour favoriser la retraite de l'armée en cas d'echec. mais je n'avois pas à ma disposition ce qu'il falloit pour l'execution de cet ordre. il n'y avoit dans Francfort d'autre artillerie que celle qui appartenoit à la ville et elle étoit dans un arsenal dont je n'avais pas les clefs. Ce ne fut pas sans un peu de peine que je déterminai le magistrat à me les confier. Cela obtenu, ce ne fut pas une petite besogne que de faire conduire les pieces de canon dans les endroits où il me parut nécefsaire de les placer. nous n'avions point de chevaux d'artillerie. Ceux que je fis prendre partout où il s'en trouva n'etoient pas harnachés, pour cette opperation. Ce fut certainement la plus difficile de celles qu'il y eut à faire ce jour là. on en vint à bout cependant ainsi que de toutes celles que demandoit un moment si critique. de gré ou de force il falloit se procurer des fournitures dependantes de ce que le besoin et les ordres que je recevois coup sur coup exigeoient.

Il n'avoit point été pourvu à des établissemens concernant le service des hopitaux excédent le journalier; et dès les neuf heures du matin du vendredy saint, il commença à arriver des blefsés. qu'on juge du surcroît de mon embarras, quand il fallut pourvoir à leur soulagement, n'ayant pas même des emplacemens propres à cela en chercher, en prendre partout où il s'en trouvoit, faire toutes ces choses là, sans laifser ralentir l'ardeur avec laquelle devoient être suivies celles qui devoient être mises en train. Ce fut l'occupation de ma journée. quelques mouvements que je me donnafse dans l'interieur de la ville, je ne perdois pas un instant de vue, ce qui se pafsoit au dehors. j'envoyai plusieurs mefsages à M. le marechal de Broglie pour le tranquiliser sur l'execution de tous les ordres qu'il m'avoit donnés. je n'avois pas attendu ceux qu'il avoit oublié de me laifser en sortant de Francfort, concernant la destinée de quelques régimens qui, s'etant trouvés

les plus éloignés, à la rive gauche du mein, n'arriverent que le vendredy matin. je les fis paſser à Berghen sans leur donner le tems de se reposer: la chose étoit urgente. en faisant prevenir M. le Mãal de Broglie de ce que je venois de faire, de crainte qu'un retard ne fit arriver aprés coup les troupes dont il s'agit, je l'aſsurai qu'il pouvoit être tranquile sur la disposition où se trouvoient les esprits qu'il avoit pu croire nécеſsaire de contenir; et que si ce n'etoit que pour cela, qu'il avoit laiſsé une brigade à Francfort, il pouvait sans crainte l'en tirer; que je lui répondois de la conservation de la ville avec les simples gardes qui en occupoient les portes ou les autres postes. M. le Mãal parut me savoir gré des attentions que j'avois eues pendant toute la journée, pour que rien de ce qui avoit pu dépendre de moi pour concourir à ses vues et au bien du service, ne restât en souffrance. il m'en marqua plus particulierement sa satisfaction, lorsqu'il rentra à Francfort après la retraite du prince Ferdinand; et il trouva que j'avois fait bien des choses en peu de tems. si à Versailles elles euſsent été envisagées comme elles l'etoient sur les lieux, on n'eut surement pas dit que par deffaut d'activité je n'etois pas susceptible d'avancement. comment faut-il donc se remuer pour s'en rendre susceptible; et pour obtenir des encouragemens à la place des mortifications que je n'ai ceſsé d'eſsuyer? ce fut en vain que je tentai de m'y soustraire, au moment où se preparoit une seconde bataille à Berghen. la lettre que j'ecrivis pour cela à M. le Mãal, ne fut point rendu, et je fus obligé de continuer mes fonctions à Francfort.

XIII.

«Continuer les fonctions à Francfort», das war für Thorane immer wieder die Losung ganze volle vier Jahre lang. Fand diese lange Zeit nun wenigstens den verdienten, wohlthuenden und rühmlichen Abschluß? Allerdings; aber zunächst noch nicht, wie erwünscht und gerecht gewesen wäre, von Versailles aus. Frankfurt, die dankschuldige, aber auch dankbereite Reichsstadt, war es, deren Magistrat für die Krone sorgte, die dem Verdienste gebührte. In „Dichtung und Wahrheit" lesen wir nichts davon.

Goethe stand, als der Königslieutenant nach dritthalbjährigem Aufenthalt das Quartier am Hirschgraben verließ, in seinem dreizehnten, und als 1762 im Dezember die Franzosen die Stadt räumten, in seinem vierzehnten Lebensjahre. Allzu verwunderlich ist es somit nicht, daß er, abgesehen von seiner überragenden Begabung, die starken Eindrücke der damaligen vielbewegten Zeit auch als Sechzigjähriger noch in wacher und lebendiger Erinnerung hatte. Immerhin, mit wie großer Genugthuung man auch überall aufs Neue die Angaben seiner Selbstbiographie bestätigt findet, gewisse Einzelheiten lassen sich doch vermissen und vermißte Goethe ja selbst auch, als er im Jahre 1810 mit der Abfassung seiner Selbstbiographie begann. In den „Biographischen Einzelheiten" findet sich die folgende Stelle: „Cellini sagt, wenn ein Mann, der glaubt, etwas geleistet und ein bedeutendes Leben geführt zu haben, im vierzigsten Jahre steht, so soll er seine Lebensbeschreibung beginnen, die ereignisvolle Zeit seiner Jugend treulich aufzeichnen und in der Folge fortfahren. — Cellini hat ganz Recht; denn es ist keine

Frage, daß uns die Fülle der Erinnerung, womit wir jene ersten Zeiten zu betrachten haben, nach und nach erlischt, daß die anmutige Sinnlichkeit verschwindet und ein gebildeter Verstand durch seine Deutlichkeit jene Anmut nicht ersetzen kann."

Und in seinen „Tag- und Jahresheften" schreibt er unter 1811: „Bei meiner Mutter Lebzeiten hätt' ich das Werk — die Aufzeichnung der frühesten Lebensgeschichte — unternehmen sollen; damals hätte ich selbst noch jenen Kinderscenen näher gestanden und wäre durch die hohe Kraft ihrer Erinnerungsgabe völlig dahin versetzt worden. Nun aber mußte ich diese entschwundenen Geister in mir selbst hervorrufen und manche Erinnerungsmittel gleich einem notwendigen Zauberapparat mühsam und kunstreich züsammenschaffen." Gewiß! wie viel Erinnerungsmaterial würde ihm die Frau Rath ganz besonders auch aus jener französischen Okkupationszeit haben darbieten können! Goethe selbst begnügt sich damit, die Haltung und Führung des Königslieutenants wiederholt als eine gerechte, unbestechliche, geistreiche, treue und rechtschaffene zu bezeichnen, aber welche Verdienste im einzelnen Thorane sich während seiner langen Frankfurter Polizeimeisterzeit um die Truppen wie um die Frankfurter Stadt und Bürgerschaft erworben hatte, darüber weiß er kaum etwas wesentliches zu berichten. Eben diese thatsächlichen Verdienste aber, nicht nur die gewinnende Persönlichkeit und Eigenart waren es, die der Frankfurter Senat belohnt wissen wollte und um deren willen er in Wien bei der Kaiserlichen Majestät dem Königslieutenant die Reichsgrafenwürde zu verschaffen suchte. Auch darüber schweigt „Dichtung und Wahrheit". Goethe führt vielmehr seinen Helden des dritten Buches sogleich vom Anfang an als den Grafen Thorane ein. Dies hätte gewiß die erinnerungsfeste Frau Mutter sogleich zurecht gestellt. Sie würde auch über die Blatternarben besser Bescheid gewußt und überdies so manches mitteilenswerte Vorkommnis jener Jahre in Erwähnung gebracht haben; ebenso hätten ihr wohl ohne Frage zahlreiche, einzelne Belege für Thoranes energische und zugleich wohlwollende Thätigkeit zu Gebote gestanden. Hier öffnet sich uns aber wenigstens nachträglich eine ergiebige Quelle in den Akten des Frankfurter Stadtarchivs.

Als es mir seinerzeit vergönnt war, von diesen Akten Kenntnis zu nehmen, fand ich mit Erstaunen und Genugthuung in den zwischen dem Königslieutenant und dem Frankfurter Magistrat geführten Korre-

spondenzen eine große Menge bemerkenswerter Anordnungen und Vorschläge Thorancs, die von seiner verdienstlichen Thätigkeit Zeugnis ablegen. Die Notizen aber, die ich mir damals darüber machen durfte, und die nur zum geringeren Teile bereits durch Kriegk und andere bekannt geworden waren, decken sich so sehr mit den Angaben eines Vortrages über den Königslieutenant, der im Jahre 1883 von Herrn Dr. Grotefend in Frankfurt gehalten wurde und in den Berichten des „Freien deutschen Hochstiftes" vorliegt, daß ich wohl am besten thue, das von dem genannten Herrn dort Mitgeteilte in seiner Fassung hier wieder zu geben. Dazu sehe ich mich um so mehr veranlaßt, einmal weil Herr Grotefend dabei selbst bekannt hat, daß er zuerst durch mich angeregt worden sei, jenen Akten nähere Aufmerksamkeit zu schenken, und zum anderen, da ich das hieher Gehörige nicht besser zusammenstellen könnte, als es dort bereits geschehen ist.

Grotefend hebt in seinem Vortrage die interessantesten Einzelheiten, auf die allein es auch uns hier ankommen kann, aus den zahlreichen Akten heraus, um zu erweisen, welchen vorteilhaften Einfluß das Walten und Wirken Thoranc's auf die äußere Ordnung der Stadt ausgeübt habe.

„Das städtische Laternenwesen war eine Schöpfung Thoranc's. Die heute noch der Grundsteuer-Kataster zu Grunde liegende Häusernumerierung nach Quartieren (Litera und Numero) haben wir der französischen Einquartierung zu verdanken; die Wohlthat der Gossen und Trottoirs verdankt in Frankfurt Thoranc's stetem Andringen ihre erste Entstehung, zu der regelmäßigen Abholung des Kehrsels, jetzt eine lukrative Einnahme der Stadtkasse, mußte der Rath durch eine ganze Reihe der eindringlichsten Briefe Thoranc's nahezu mit Androhung der Gewalt gezwungen werden; endlich wie schon gesagt, ist auch die öffentliche Erleuchtung der Stadt auf Thoranc's unermüdliches Wirken zurück zu führen.

Das Fremden-Meldewesen erhielt durch die von Thoranc geforderten Maßregeln fortan eine feste Einrichtung und die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sitte durch Verbot der Spielhäuser und Einschränkung des Dirnenwesens war nur Thoranc's persönlichem energischem Einschreiten zu verdanken. Begleitet von seinem Adjutanten, dem Frankfurter Lieutenant Antoni, und dem Dolmetsch übernahm Thoranc selber von Zeit zu Zeit die Visitation aller Herbergen und Winkel, in denen

das Laster seine Zuflucht suchte. Die sanitärische Ordnung in Frankfurt lag ihm gleichfalls am Herzen. Wie schon seine polizeilichen Maßnahmen dieselbe beförderten, so suchte er auch auf die Ordnung des Spitalwesens seinen Einfluß zu verwenden. Bei Seuchen, die im Gefolge des Krieges nicht ausbleiben konnten, sorgte Thoranc unnachsichtlich für strenge Durchführung der einmal erlassenen Ge- und Verbote. Seine anatomische Schule, die alle in Frankfurt stationierten Militärchirurgen besuchen mußten, kam auch den einheimischen Ärzten, die ihre Einrichtungen sehr lobten, zu Gute. Kurz, es gab keinen Zweig des öffentlichen Lebens, in dem er nicht alle in Paris gemachten und gesammelten Erfahrungen für Frankfurt zu verwerthen suchte. Und der Dank dafür? Der Rat sah in Thoranc immer nur den Eindringling, erblickte in allen seinen Maßnahmen, die er wohl oder übel gut heißen mußte, denen er sich aber meist mit passivem Widerstande entgegensetzte, aufgedrungene Polizeiplackereien und Willkürlichkeiten, jedenfalls aber fürchtete er stets Eingriffe in seine Souveränität, die er höher hielt als die Wohlfahrt der Bürger und des Gemeinwesens. Die bereits am 20. April 1759 ergangene Aufforderung, falls man etwas erführe, was die Regeln oder die in dergleichen Fällen in der Stadt üblichen Gewohnheiten verletzen würde, dem Königslieutenant Nachricht davon zu geben, damit er deshalb prompte und nachdrückliche Hilfe leisten könne, benutzte der Rat fast nur zu Protesten und Einreden gegen Vorkehrungen Thoranc's. Das Beispiel des Rats stärkte natürlich den Widerstand der einzelnen Bürger, von denen ja eine beträchtliche Anzahl, gleich Goethes Vater, in den Franzosen ihre Feinde sahen, während wiederum andere, namentlich Patrizier, in ihnen nur die lästigen Störer ihrer behaglichen Ruhe und die Schädiger ihrer meist usurpierten Prärogativen (namentlich der Quartierfreiheit) bekämpften. Thoranc's Benehmen in derartigen Klagen, seine Unparteilichkeit in den Entscheidungen zwischen Bürger und Militär zeigen ihn in weit günstigerem Lichte, als Kriegk's Mitteilung in den deutschen Kulturbildern es vermag. Niemals ist er brutal gegen den Magistrat, stets sucht er durch Güte, durch Überredung, selbst durch Bitten zu erreichen, wozu ihm, im Lichte des Kriegsrechts besehen, die Gewalt mit vollem Recht zur Seite gestanden hätte. In Allem zeigt er sich durch die Akten des hellen Lichtes wert, in das unser größter Dichter ihn in seinen Jugenderinnerungen versetzt hat. Er ist das Ideal eines strammen

und durchweg edlen Soldaten, und das Lob, welches der Prinz Soubise am Tage nach dem Einzuge am 3. Januar 1759 bei seiner Einsetzung als Königslieutenant ihm erteilte, indem er dem Rate erklärte: Si je connoissois dans l'armée que je commande un sujet plus propre que Mr. de Thoranc à faire regner la bonne intelligence entre vos habitans et leur nouveaux hotes, je vous le donnerois. Je compte bien vous prouver, en vous le donnant, combien votre ville m'est chère! es hat sich vollauf bewährt." Soweit Dr. Grotefend. —

Damit dürfen wir uns, meine ich, an unserem Teile begnügen. Wir überlassen es gern der genaueren Spezialforschung, die ja nicht ausbleiben wird, den vorhandenen Akten noch weitere Einzelheiten zu entnehmen, und schließen hier sogleich an die eben erwähnten Worte des Prinzen Soubise, die sich, wie Grotefend mit Recht sagt, so vollauf bewährt haben, die Anerkennungen an, die der endlich doch zu besserer Einsicht und aufrichtiger Dankbarkeit gelangte Magistrat von Frankfurt dem Königslieutenant nicht nur nicht versagte, sondern durch nachdrückliche Hervorhebung in Versailles und in Wien geltend zu machen wußte.

Der Brief an den König von Frankreich, jenes rühmliche Abgangszeugnis, das der Frankfurter Senat dem scheidenden Königslieutenant ausstellte, ist bereits oben mitgeteilt worden. Die Verhandlungen mit Wien wegen der Verleihung des Grafentitels an Thoranc beginnen jedoch schon im Januar 1761. Diese Verhandlungen fanden keineswegs, wie es wohl zeitweilig dargestellt worden ist, auf ausdrücklichen Wunsch Thorancs selbst statt, sondern gingen aus der eigenen Initiative einiger Ratsherren hervor. Wir hören darüber sowohl in Thorancs drittem Hefte «mon elevation à la Dignité du comte de L'empire» als auch in den Akten des Frankfurter Archives ganz Zuverlässiges. Das erwähnte Heft beginnt mit folgenden Sätzen:

De tout ce qui m'est arrivé au Service, aucun évenement ne m'a autant flatté que celui cy. il fut préparé à mon insu dans l'interieur de l'hôtel de ville de Francfort. Ce fut par un des habitans de cette ville, frere d'un des premiers membres du Sénat, que je fus averti de la déliberation qui y avoit été prise à cet sujet.

Je dois nommer ici le respectable magistrat dont la mémoire me sera toujours chere. il ne m'a jamais parlé de ce que ses

dispositions à mon egard lui firent faire en ma faveur; mais j'ai tout lieu de croire que ce fut lui qui imagina le moyen qui fut pris pour me donner une marque de reconnoissance si distinguée. C'est Mr. de Glaubourg et c'est par Mr. de Lersner son frère grand maître de la maison du Landgrave de Hesse-Darmstadt qu'il me faisoit savoir, non sans la participation du Senat, mais très secretement pourtant, les deliberations dont j'etois l'objet. Le magistrat ecrivit à son agent à Vienne pour savoir de quelle maniere il falloit s'y prendre pour l'execution de son projet et ce qu'il en conteroit.

Damit stimmt das Protokoll der geheimen Deputation vom 5. Januar 1761 vollkommen überein und ebenso das Protocollum Senatus vom 6. Januar desselben Jahres. Wir lesen da: „Thoranc. Alß ex parte der löbl. Geheimen Rathschlagung folgende Proposition geschehen: „Es habe der Hr. von Thoranc Lieutenant pour le Roy in seinem bisherigen Betragen der Stadt und Burgerschaft bekanntlich so viele Essentielle Dienste geleistet, daß man sich in jetzigen Zeitumständen bewogen sähe, umb Ihn ferner bei seinen guten Gesinnungen zu erhalten, Ihme eine Marque einer wahren Erkänndtlichkeit zu geben, wo sich dermahlen eine Gelegenheit äußere, solches auf eine schickliche und seiner uninteressirten Gemüths Beschaffenheit gemäße Arth thun zu können; Es stehe allso dahin, ob E. Hoch Edler Rath dieße Sache, weilen Selbige unter wenigen zu tractieren nötig seye, nicht für die angeordnete sogenannte französische Deputation mit Zuziehung derer darbei seyenden Herrn Bürger verweißen und derselben alles besonders auch in Ansehung der dazu benöthigten Ausgaben überlassen wolle, was zu solchem Endzweck erforderlich seye. :/: Solle man nach dem Vorschlag Verfahren."

Hierauf erfolgte alsdann im Februar 1761 die Eingabe des Bürgermeisters und des Rates der Stadt Frankfurt an die Kaiserliche Majestät in Wien. Wir teilen sie nicht aus den Akten des Frankfurter Archivs, sondern nach einer Kopie mit, die wir unter den Thorancschen Papieren neben einer französischen Übersetzung derselben vorfanden. Über die letztere sowie auch über eine solche des später in seine Hände gelangten Diplomes selbst äußert sich Thoranc in einer kurzen Niederschrift mit folgenden Worten:

Je fus bien aise d'avoir une traduction en françois bien exacte; je m'adressai pour cela à M. de Moser, publiciste très renommé dans le droit public. je lui communiquai celle que j'avois fait moi même, il y trouva peu à dire comme il paroit par la lettre qu'il m'ecrivit.

So geringfügig diese Notiz erscheinen mag, sie giebt uns doch eine wertvolle Nachricht darüber, daß Thoranc Beziehungen auch zu diesem hervorragenden, von Goethe wiederholt rühmlich erwähnten Frankfurter Manne, zu dem in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" als Philo eingeführten, geistig hochstehenden und ebenso viel bewunderten wie gehaßten Schriftsteller Friedrich Karl von Moser gehabt hat. Mosers Brief an Thoranc ist leider nicht mehr vorhanden.

Das erwähnte Schreiben des Magistrates hat folgenden Wortlaut:

Allerdurchlauchtigster rc. rc.

Ewr. Kaiserliche Majestät geruhen allergnädigst zu erlauben, daß Allerhöchst denenselben wir hierdurch in allertiefestem Respect vorstellen dürfen, was maßen der vorhin bey der Königlich französischen Armee als Aide Maréchal general des Logis gestandene, und nachhero, bey erfolgter Besetzung hiesiger Stadt mit Königl. französischen Trouppen, zu dem Policey Wesen dahier bestimmte Lieutenant pour le Roi, oder so genannte Königs-Lieutenant, Monsieur de Thoranc, seither dem 2.ten Januarii 1759, und also nunmehro schon in das dritte Jahr lang, in denen fast täglichen, und zum öffteren schwehren und verdrieslichen Vorfallenheiten sich dergestallten geneigt und willfährig gegen Uns und sämtliche Einwohner hiesiger Kayserlichen freyen Reichs-Stadt erzeiget, daß durch deßen Interposition, Verwendung und Vorsprache, auch besonders durch Handhabung guter Ordnung und Beobachtung rühmlicher Manns-Zucht, in denen schwehren Zeiten, so hiesige Stadt, während gegenwärtigen fast gantz Teutschland hart drückenden Krieges, betroffen, und in denen Umständen, da sich nebst einer volkreichen Einwohnerschaft, zugleich seit der französischen Occupation beständig eine zahlreiche Garnison, und die Haupt-Niederlage aller Lebensmitteln, derer Hospitälern, der Artillerie, und das Haupt-Quartier, mit dem großen Embarras, womit solches verknüpft zu seyn pfleget, dahier be-

funden, und respective außer dem Haupt-Quartier sich noch dahier befinden, gleichwohlen dem hiesigen gemeinen Stadt-Wesen noch manche Consolation und etwelche Erleichterung angediehen ist. Immaßen dann auch dadurch der Ruhm derer fürtreflichen Eigenschafften und guten Gesinnungen wohlermelten Monsieur de Thoranc sich überall verbreitet hat, so, daß wir nicht zweifeln, daß solcher auch bis zu Ew. Kays. Maj. allerhöchsten Hoflager gekommen seyn wird.

Wie nun wir demselben bey einem so gütigen und freundschafftlichen Betragen, wodurch Er sich um das hießige gemeine Stadt-Wesen sehr verdient gemacht, zwar die größte Obligation haben, bey deßen uneigennützigen und völlig uninteressirten Gemüth aber, alle Gelegenheit, um ihnen Unsere Danckbegierde bezeigen zu können, uns entstehet, und eine so edle Gedenckungsart, fast durch nichts anders, als angedeyhende hohe Ehren und Würden gerühret und vergnüget werden kan. Also mögen wir bey diesen Umständen nichts sehnlicheres wünschen, als daß Ew. Kayserliche Maj. aus allerhöchster Kayserlicher Gnade, als der alleinigen geheiligten Urquelle aller Ehren und Dignitäten in dem Heiligen Römischen Reich, die Verdienste obbelobten Monsieur de Thoranc mit Erhöhung deßelben für sich und seine eheliche Leibes Erben in den Reichs-Graffen-Stand, zu belohnen allerhuldreichst geruhen wollten.

Wir nehmen uns dahero mit anhoffender allergnädigster Erlaubnus die allerunterthänigste Freyheit, bey Ew. Kayserlichen Majestät, um diese Kayserliche allerhöchste Gnade für gedachten Monsieur de Thoranc in allertiefster Submission hierdurch um so mehr nachzusuchen, als wir fest versichert sind, daß derselbe nicht alleine um diese allerhöchste Kayserliche Gnade fernerhin in allen künftigen Vorfallenheiten sich verdienstlich zu machen allerunterthänigst sich bestreben, sondern auch daher auf uns und hiesiges gemeines Stadt-Wesen noch viel gutes und ersprieslichės redundiren wird.

Sothane Kayserliche allerhöchste Huld und Clemenz werden auch wir, an unserem allerunterthänigsten Ort, zeitlebens mit allerdevotestem Dank verehren; inzwischen, unter anhoffender allermildester Willfahrung, Ew. Kayserliche Majestät dem allwaltenden Macht-schutz Gottes zu ferners gesegnet und allerhöchst beglückter Kayserlicher Regierung, und allem selbst wehlenden allerhöchsten Wohlweßen, allergetreuest, uns aber, und gesammtes hiesiges Stadt-Wesen, zu beharrlicher Kayserlicher aller-

höchster Huld und Gnade allersubmissest empfehlende, und in allertiefster Veneration allstets beharrende.

Datum den 7.ten Febr. 1761.

Ew. Kayserlichen Majestät
allerunterthänigst treugehorsamste
Burgemeistere und Rath
der Stadt Franckfurt.

Dieses Gesuch begegnete in Wien wohl nicht ganz vorausgesehenen Hindernissen, und die Angelegenheit zog sich fast anderthalb Jahre hin. Es war hauptsächlich der Minister Colloredo, der sich anfangs ablehnend verhielt. Bei Thoranc lesen wir darüber:

M. le comte de Colloredo vice-chancelier de l'empire parut d'abord mal disposé pour la ville de Francfort vu qu'elle avoit manqué aux ordres de l'empereur en ne se soumettant pas dabord à ce que porte le decret de la commission imperiale, au sujet des monaies. il pensa que la grace dont il s'agit etoit trop considerable pour être accordée sans reserve; que s'il ne s'agissoit que du titre du Baron, on n'y regarderoit pas de si près; que la cour de Vienne n'a voit pas lieu d'etre contente du commandant des troupes françoises à Francfort; qu'il faudroit que l'on fut bien sûr que M. de Thoranc n'a point eu de part à ce qui a occasionné le mecontentement et qu'en ce cas on pourrait bien faire quelque chose pour lui, mais purement par rapport à ses mérites et nullement à la récommandation de la ville de Francfort.

Und weiterhin heißt es:

Je fus d'abord effrayé de la dépense dans laquelle alloit jetter la ville de Francfort la grâce qu'on demandoit pour moy. mais quand j'eus apris qu'il y avoit moyen d'obtenir de l'electeur de Maïence une modération sur ces fraises, je dis à M. de Lersner que si cette affaire avoit lieu je me faisois fort de faire remettre à la ville par l'electeur, la partie de la taxe qui étoit à sa disposition.

Es scheint nicht, daß dieser Vorschlag Thorancs vom Frankfurter Magistrat angenommen wurde. Wir lesen vielmehr in den Akten der „geheimen Deputation", daß sich die Taxkosten in toto auf 6888 Gulden

57 Kreuzer belaufen sollten und schließlich nur die geringe Reduktion auf 6302 Gulden 30 Kreuzer erfuhren, welcher Betrag laut Repertorium rerum memorabilium Tom. IV. sub voce Thoranc — Januar 1762 — in Wien gezahlt wurde. Das kurze Aktenstück darüber lautet:

„Thorrant. Für die Erhöhung in den Reichsgrafenstand für Messire François de Theas de Thorrant, Lieutenant pour le Roy seind pro taxa Juribus Cancellariae mit Wappenkönig und Mahlen verguldeter Capsul und Schnur nebst den Siegeln, dann pro incolatu Juribus Remissionibus, Rescriptis intimatoriis sind bezahlt worden, 6302 fl. 50 kr.: den 20. Januar 1762."

Wir dürfen hier wohl unser eigenes Erstaunen über diese Opferwilligkeit des Frankfurter Senates zum Ausdrucke bringen und eine Vermutung über noch ein anderes Motiv als das der Dankbarkeit aufstellen. Wir meinen hier nicht den Wunsch des Magistrates, den Königslieutenant bei gutem Willen zu erhalten, sondern ein gewisses Mitgefühl für den von Versailles aus so wenig begünstigten verdienstvollen Offizier. Man wird kaum daran zweifeln können, daß im Laufe der Jahre die Unzufriedenheit Thorancs mit seiner Frankfurter Stellung und zwar hauptsächlich wegen der Verweigerung der von ihm immer wieder nachgesuchten militärischen Rangerhöhung in den hohen Frankfurter Kreisen, in denen Thoranc verkehrte, bekannt geworden war, vielleicht sogar, daß man sich an oberster Stelle der Reichsstadt gleichsam selbst dadurch verletzt fühlte und deshalb um so geneigter war, von sich aus das Möglichste für eine stark ins Auge fallende Anerkennung zu thun, gleichviel, ob man sich dabei der Zustimmung des Königs und der Minister von Frankreich zu versehen haben mochte oder nicht.

Die erste Nachricht, die Thoranc dem Herzoge von Choiseul, der inzwischen an die Stelle des Kriegsministers Belleisle getreten war, über dieses Vorgehen des Magistrates gab, wurde denn auch von diesem übel genug aufgenommen. «Ma lettre», berichtet Thoranc, «fut mal reçue. Le ministre me manda que le Roy avoit fort desaprouvé que j'eusse acquiescé à La proposition sans en avoir obtenu son consentement. je ne puis rapporter cette lettre parce que je l'envoyai en original pour faire voir à M. de Broglie la dureté que j'éprouvois au lieu des marques de satisfaction qui auroit naturelement dû me venir de la part de M. L. D. de Choiseul.»

Dies hinderte indessen nicht, daß man von Frankfurt aus in Wien fortfuhr, den genannten Zweck weiter zu verfolgen, und hierbei that, wie wohl sehr begreiflich, Thoranc selbst durch eine eifrige Korrespondenz über die nun einmal in Lauf gekommene Angelegenheit auch das Seinige. Er verzeichnet in unserem Hefte mehr als zwanzig Briefe, die er an die verschiedensten maßgebenden Leute damals geschrieben habe. Diese alle hier zu erwähnen, will uns überflüssig erscheinen. Es genügt ja wohl, zu erfahren, was uns ein kurzes Schöffenprotokoll vom 7. Juni 1762 meldet:

„Sodann ist anjetzo auf beschehene Anzeige Herrn Scab. Moors beliebet worden, daß dem Mr. Thorranc das Diploma wegen seiner Standes-Erhöhung in den Grafen-Stand und dazugehörige Sachen in der Cantzlei zu vidimiren seyen."

Damit war die Sache erledigt und unser Königslieutenant nahm das schön ausgestattete Reichsgrafen-Diplom erfreut und dankbar entgegen. Wir bringen hier nicht den ganzen, umständlichen Wortlaut dieser kaiserlichen Urkunde, deren getreue, von befreundeter hochgelehrter Seite aufgenommene Kopie uns aus dem K. K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv — Imperat. Francisci Privilegia tom. ab anno 1754—1764 Fol. 669 — vorliegt. Den Titel derselben haben wir früher schon mitgeteilt; auf ihn folgen nach der im achtzehnten Jahrhundert üblichen Anordnung solcher lateinisch abgefaßter Diplome die Rubriken: merita, creatio, descriptio armorum, praedicatum et mandatum. Hier nur die merita und die descriptio armorum!

Cum igitur, heißt es da, Nobis expositum fuerit, Franciscum de Theas Thoranc, Copiarum Gallicarum in Imperiali Nostra Civitate Francofurti ad Moenum nunc commorantium, Locumtenentem Regium, ex perantiqua et a pluribus jam saeculis in Provincia |celebri Galliae Regione:| clara prosapia nobilem originem trahere hancque prosapiam virtutis et meritorum praestantia non minus, quam contractis cum illustrioribus familiis matrimoniis, adeo insignem sese reddidisse, ut non solum pluribus honorum et dignitatum gradibus condecorari sed et praesenti adhuc tempore inter nobiliores Provinciae familias reputari meruerit: Ponderantes praeterea conspicuas animi dotes et meritorum commendationem, quibus supradictus Franciscus de Theas Thoranc in dicta Imperiali Civitate Nostra Francofurti ad Moenum praesenti suo pro communi

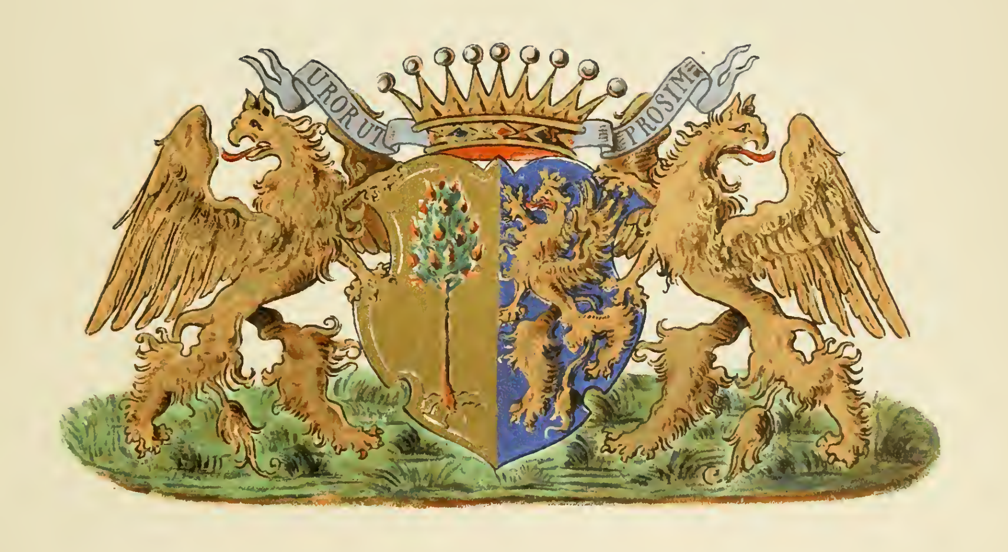
re praeclare defungendo officio, omnem consecutus est existimationem, Nos, quo Nostrum desuper clementissimum bene placitum ad seram transmittamus posteritatem, sicque testatum reddamus, quanto praeclarum ejus de Nobis ac bono communi benemerendi studium prosequemur affectu, in publicum peculiaris gratiae ac benevolentiae Nostrae Caesareae pignus, eum Sacri Romani Imperii Comitis dignitate insignire decrevimus, certe confisi, ab ipso in posterum nullam intermittendam iri occasionem, qua de Nobis, de S. R. Imperio ac Augusta Domo Nostra magis magisque mereri possit.

Die descriptio armorum lautet folgendermaßen:

Ut autem eo luculentius de collata hac S. R. Imperii comitatûs dignitate omni Posteritati constet, non solum antiqua ejus Insignia clementer laudamus et approbamus, ac quatenus opus est de novo concedimus, sed ea quoque pro praedicato Comitum statu exornata sequentem in modum omni posthac tempore gestanda ac ferenda benigne elargimur, videlicet: Scutum militare erectum perpendiculariter sectum, in cujus parte dextera, aurea, Pinus viridis, flammis rubeis scintillans, sinistra vero parte caerulea, Gryphus aureus dextrorsum collocatus, exserta lingua rubea, unguibusque ejusdem coloris, corona aurea ornatus cernitur. Scuto huic incumbit corona S. R. Imperii Comitis dignitati propria, sub qua ex utraque parte schedula inscriptitia lemmate latino: Uror ut prosim prominet, Telamones utrimque sunt Gryphi aurei. Prout haec omnia in medio Hujus Nostri Caesarei Diplomatis vivis coloribus accuratius depicta ante oculos ponuntur.

Die hier beigefügte Wiedergabe des Wappens durfte ich dem oben erwähnten Wiener Staatsarchiv entnehmen, während das auf der Einbanddecke unsers Buches angebrachte das alte frühere Theas-Thoranc'sche zur Anschauung bringt, das wir dem deutlichen Siegelabdruck eines vom Königslieutenant nicht abgesendeten, sondern wieder geöffneten und zurückbehaltenen Briefes verdanken.

Uror ut prosim, war dies die alte Devise des Geschlechtes der Théas, und kam die pinus flammis aureis scintillans erst in das Wappenfeld des erworbenen Adels als Versinnbildlichung des Spruches? Oder geschah es umgekehrt? Wurde dem brennenden Baume des Schildes erst nachträglich seine Erklärung hinzugefügt? Die Siegelabdrücke des


UROR UT
PROSIM



Thoranc'schen Wappens mit der gewöhnlichen französischen Adelskrone, die wir aus der Zeit vor der Erhebung in den Grafenstand besitzen, zeigen die Fichte wirklich in Flammen stehend, nicht nur scintillans, aber nicht wie ihrer Kleinheit wegen begreiflich ist, mit der Banderole und ihrer Inschrift. Wurde diese erst bei der Herstellung des Grafendiploms beigegeben? Aber auf wessen Vorschlag und nach wessen Wahl? Hatte man bei Thoranc angefragt nach seinem persönlichen Wahlspruche? Dieses alles wissen wir nicht zu beantworten. Was wir aber wissen, ist dieses, daß, wie alt oder wie jung immer das schöne lemma: uror ut prosim gewesen sein mag, sicherlich keinem früheren Théas dieses Wort mehr zukommen durfte als unserem im Dienste seines Königs, in seinem Berufe, in seiner menschenfreundlichen Thätigkeit, wenn auch nicht sich verzehrenden, doch von feurig edelster Gesinnung beseelten François de Théas, dem Goetheschen Königslieutenant.

Die große Auszeichnung, die dem Kapitain der Infanterie, dem Herrn de Thoranc, von der kaiserlichen Majestät des heiligen römischen Reiches zu teil geworden war, konnte in Versailles nicht unbemerkt und nicht unberücksichtigt bleiben. Vom 1. Dezember 1762 datiert das Patent Thorancs, das ihn zum Lieutenant-Colonel im Regiment de Vermandois ernennt, und schon im Jahre darauf, 1763, avancierte er zwar nicht zum Colonel — diesen vielbegehrten Rang hat er also nie erreicht — sondern sogleich zum Generalmajor und wurde als Brigadier und Gouverneur nach St. Domingo entsendet, was bei den schwierigen damaligen kolonialen Verhältnissen noch als eine ganz besonders hervorragende Anerkennung seiner Tüchtigkeit betrachtet werden mußte.

Den Abschluß dieses Kapitels möge ein Brief und wohl der letzte Thorancs an den Frankfurter Magistrat bilden, der noch einmal in rührender Weise den Dank des Königslieutenants ausspricht. Er ist datiert vom 28. Dezember 1762 und findet sich Militaria Originalacten Tom. XIV. Die Eingangsworte dieses Briefes erläutern sich durch die im XV. Kapitel erwähnte, für Seekatz unternommene Verwendung, sowie durch unsere im Anhang (s. Anhang 8) befindliche Notiz über den Dolmetsch Diene. Der Brief hat folgenden Wortlaut:

«J'ai l'honneur de remercier Messieurs de Magistrat de la grace qu'ils ont bien voulu faire au sieur Seekatz. Je les remercie de celles, qu'ils ont faites a ma priere, a d'autres personnes qui m'ont paru dignes de leur bontés. Je suis penetré de la plus vive

reconnoissance pour celles qui me concernent particulierement, je me glorifie de les devoir aux chefs d'une ville dont le souvenir sera gravé pour toujours dans mon coeur, je voudrois y avoir merité plus que je n'ay fait les temoignages d'estime et d'amitié que j'y ay reçu; je m'en eloigne avec un regret infini, je fairay partout ou je seray des voeux pour son bien etre et celuy de tous ses habitans. Ce sera demain au matin que les portes et tous les postes qu'occupent nos troupes seront remis aux troupes de la ville. Cette remise se faira de la maniere qui sera la plus convenable a messieurs du magistrat; si d'icy a demain je puis leur donner encore quelque preuve de mon empressement je les prie de disposer de mon zele, je voudrois ne laisser icy aucune affaire qui puisse leur donner du soucy; en leur faisant mes adieux, je voudrois les voir tranquilles a tous egards pour long tems. Le c[te] de Thoranc.»

XIV.

Der Adelsnachweis, der in Wien behufs Erlangung der Reichsgrafenwürde beigebracht werden mußte, hat mir in einer eigenhändigen Niederschrift Thorancs vorgelegen. Diese «Preuves de la Noblesse», deren getreue Kopie in meinen Händen ist, stimmen vollkommen überein mit den Angaben, die wir im 12. Band des «Dictionaire de la noblesse par de la Chesnaye-Desbois. 2. éd. Paris 1770—1778» vorfinden, sowie mit dem, was ich einer dritten Quelle entnehmen durfte, die ich sogleich hinzunennen will. Der in Grasse ansässige, rechts- und geschichtskundige Notar, Herr Frédéric Perrolle Licencié en droit, mit dem es gelungen war, in brieflichen Verkehr zu treten, teilte mir seinerzeit in der gütigsten und uneigennützigsten Weise alles mit, was ihm hauptsächlich aus den archives communales von Grasse an genealogischen und familiengeschichtlichen Nachrichten über das Haus der Theas zu Gebote stand, wofür ich ihm hier den wärmsten Dank wiederholen möchte. Aus diesen drei urkundlichen Schriftstücken teilen wir nur das Hauptsächlichste mit.

Die Familie Théas, — bald mit bald ohne Accent geschrieben — wird als eine «famille originaire de Grasse en Provence» eingeführt, «qui portoit le nom de Cipriany au commencement du XVe siècle». Der Name Cipriany deutet aber jedenfalls auf eine noch weiter zurückliegende Herkunft aus Italien. Der älteste, der genannt wird, ist ein Jean Cipriany, dessen Sohn Raphael Théas, dit Cipriany, im Jahre 1492 das Edelfräulein Cathérine Castellan heiratete, die Tochter des Herrn de Castellan Guibery und der «noble dame» Beatrix, der

erste also, der, wohl eigentlich bürgerlicher Herkunft, sich mit einer provençalischen Adelsfamilie verschwägerte. Gehen wir dann die weiteren «degrés» durch, so tritt uns kein bedeutenderer Theas entgegen, der sich einen Namen gemacht hätte. Sie waren zumeist «gens de robe» und erst im Anfange des vorigen Jahrhunderts finden wir einige von ihnen als Offiziere in der französischen Armee verzeichnet. Einen gewissen Reiz aber hat es, den Namen so vieler mit den Théas in verwandtschaftliche Verbindung getretener provençalischer Adelshäuser zu begegnen, die zum Teil noch existieren, zum Teil aber, und zwar besonders seit der großen Revolution, verschwunden sind. Da gibt es die Namen Durand, Gauthier, Gordon, Villeneuve, Bompar, Manesse, Disnard, Griffon und andere. Durch alle diese Verschwägerungen war die Familie Théas mit der Zeit eine sehr angesehene und vermögende geworden. Der erste, der sich nach Erwerbung eines Besitztums gleichen Namens Seigneur de Thorenc schrieb, war ein François Théas, der im Jahre 1647 laut Urkunde ein Fräulein Julie de Bompar heirafete.

Auf den Titel des Seigneur de Thorenc im Sinne des eigentlichen Adelstitels hatten die Théas aber erst Anspruch, seitdem Paul Théas «procureur du Roy à Grasse» das «fief de Thorenc et par-là pour soi et ses descendants les titres de noblesse» erworben hatte (acte de notaire 5 Octobre 1708).

Der Vater unseres Königslieutenants, Jacques de Théas, Seigneur de Thorenc et de Caille, heiratete im Dezember 1713 Françoise, fille d'Albert de Durand, Seigneur de Sartous et d'Isabelle de Gauthier-d'Aiguines. Aus dieser Ehe wurden neun Kinder geboren; zwei davon starben schon im frühesten Alter. Immerhin blieben alsdann noch sieben Geschwister, die zu versorgen waren. Wenn unser Thoranc in einem Briefe an den Marschall von Belleisle hervorhebt, daß er einer «famille nombreuse et peu opulente» angehöre, so ist die erste Bezeichnung vollkommen gerechtfertigt, die zweite jedoch bleibt eine relative. In seiner eigenen Stammbaumniederschrift teilt er, was keine der anderen Quellen thut, die testamentarischen Bestimmungen mit, die sein Vater im Jahre 1749 getroffen hatte. Diese setzten den ältesten Sohn Albert zum héritier universel ein, so daß dieser vor allem auch Nachfolger im Besitz der Ländereien und Herrschaften von Caille, Anglos, Pennafort u. s. w. wurde. Jedem der nachgeborenen Söhne — fils puinés —, Jean, François, Jacques und Jean François

hatte der Vater je ein legs von vierzig tausend Livres vermacht; die an den Messire Pierre de Villeneuve verheiratete Tochter Marie Aimare erhielt außer der schon früher empfangenen Mitgift die Summe von achttausend Livres, und die Witte Françoise, geborene Durand, die jedenfalls über eigenes Vermögen verfügte, eine rente viagère von zwölfhundert Livres. Aus alle dem ist ersichtlich, daß der Théas-Thorencsche Familienbesitz kein geringer war. Wie weit freilich unser Thoranc, wenn er sonst keinen Zuschuß von irgend einer Seite hatte, mit seinem Erbteile von vierzig tausend Livres kommen konnte, entzieht sich insofern unserem Urteile, als wir doch nicht hinreichend über den Geldeswert der damaligen Zeit unterrichtet sind. Die Ausgaben, die er in Frankfurt für die Herstellung der zahlreichen Bilder zu begleichen hatte, sind ohne Frage aus der Hand seines viel reicheren Bruders, für dessen Haus ja die Maler beschäftigt wurden, bestritten worden, und sein immerhin larges Auftreten, von dem wir gehört haben, dürfte bei der sonstigen Anspruchslosigkeit, die ihm eigen war, doch nicht außerhalb seiner Vermögensverhältnisse gewesen sein. Den Bruder Albert, der sich im Dezember 1740 mit Gabrielle de Gauthier verheiratet, aber nur zwei Kinder hatte, von denen der Sohn in seinem achtzehnten Lebensjahre und die einzige Tochter noch früher starb, dürfte er, wenn auch erst in höherem Alter, doch wohl noch beerbt haben, denn seine drei anderen Brüder waren alle ohne Nachkommenschaft vor ihm gestorben, wie ohne Angabe von Tag und Jahr trocken verzeichnet ist: «pendant la revolution!»

Von Albert de Théas-Thorenc, jenem „älteren Bruder", den der Königslieutenant öfter bei Gelegenheit der Bilderbestellungen und Ausmaße erwähnt haben muß, da ihn Goethe wiederholt in dieser Verbindung nennt, erfahren wir nun, daß er gegen das Jahr 1760 das alte Familienhaus, in dem er selbst wie seine Geschwister geboren waren, abtragen ließ, um an seiner Stelle ein neues «hôtel» zu erbauen. Er erwarb damals von der Stadt Grasse eine ganze Straße, nicht weniger als sechzehn Häuser, die er, um für sein Besitztum Licht und Luft zu gewinnen, niederreißen ließ. Diese Straße hieß früher rue de Thorenc, wurde nun aber der rue des Dominicains, in der heute noch das damals neu erbaute Haus steht, hinzugefügt. Dies stimmt sehr wohl zu den genauen Maßbestellungen, die Thoranc in Frankfurt für dieses Haus machte, und so wird der jüngere Bruder auch im

Jahre 1761, als er seine Heimat aufsuchte, dem älteren bei der neuen Einrichtung des Hauses wohl behilflich gewesen sein. Merkwürdigerweise verkaufte Albert de Théas-Thorenc bereits im Jahre 1774 — acte du Ir juillet 1774 notaire Perrolle — dieses Haus an einen Herrn de Fontmichel und zog sich auf die Domänen seiner Frau in Aiguines — Bouches du Rhone — zurück. Dies geschah in demselben Jahre, in dem sich der Bruder François, unser Thoranc, der seinen Abschied genommen hatte, jenes eigene Haus auf dem Cours de Grasse erbaute «en vertu d'une concession de Louis XV. qui lui octroyait ce terrain et emplacement pour élever un hôtel, qui devait embellir la promenade du Cours». Bei dem Verkaufe des Hauses in der rue des Dominicains an den Großvater des heutigen Besitzers waren die in diesem Hause befindlichen Gemälde reserviert, also vom Kaufe ausgeschlossen worden, so daß sie jederzeit von dem früheren Besitzer entfernt und nach Aiguines gebracht werden konnten. Sie sind aber mit Ausnahme jener immerhin zahlreichen Bilder, die wir in dem früheren Hause des Königslieutenants, das heute dem Herrn Roubaud zugehört, sowie im Schlosse zu Mouans vorgefunden haben, an ihrer alten Stelle geblieben, wohl auf Grund einer «vente sous seing privé». Der Graf Thoranc wird sich eben damals mit seinem Bruder Albert auseinander gesetzt und die ihm wohlgefälligsten „Tapetenteile" für sein eigenes Haus erwählt und sich zugeeignet haben.

Von dem späteren Leben des Grafen, das er nach seiner Verheiratung mit Julie de Montgrand, die aus dem eingangs von mir erwähnten schönen, aber seit der Revolution in Trümmern liegenden Schlosse Napoule stammte, im eigenen Hause führte, wissen wir so gut wie nichts. Nur eine während des Baues niedergeschriebene genaue Aufzeichnung über die verschiedenartig einzurichtenden, zu meublierenden und zu dekorierenden Zimmer liegt uns vor. Auch die allerletzten, tagebuchartigen Notizen bringen nur allgemeine Betrachtungen der traurigen Zeitverhältnisse, aber keine einzelnen Lebensnachrichten. Eine Erinnerung an ihn hat sich in seiner Vaterstadt, wie sich nach meinem früheren Berichte schon aus dem Gespräche mit Herrn Joseph Nègre ergab, nicht erhalten. Dasselbe bezeugt auch Herr Perrolle, der mir als einzige persönliche Reliquie Thorancs, die in dem Grasser Stadtarchive aufbewahrt sei, eine Karte von Deutschland bezeichnet, 1745 in Leipzig erschienen, die der Graf während seines deutschen Aufenthaltes benützt

haben mochte. In welchem Jahre Thoranc starb und wie und wo er begraben wurde, ist bereits früher berichtet worden.

Etwas, das wir an früherer Stelle nicht andeuten mochten, sehen wir uns jedoch veranlaßt, hier noch zu berühren. Es kann zwar nach der oben, Kap. VI, angeführten letzten Niederschrift des Grafen Thoranc kein Zweifel sein, daß er schon im Jahre 1793, also ein Jahr vor seinem Tode, körperlich zu leiden hatte und sein nahes Ende voraussah. Aber die Jahre 1793 und 1794 tragen in der Geschichte der französischen Revolution ganz besonders den Namen der Schreckenszeit. — La terreur!

Der Abbé S. Massa hat 1878 eine histoire de Grasse veröffentlicht, die, so blaß und zahm sie auch gehalten sein mag, doch an diesen Jahren nicht ganz vorüberzugehen wagt. Seine Darstellung der damals auch in Grasse und der Umgegend von Grasse verübten Grausamkeiten — «ce fut alors que les châteaux des environs furent détruits par le fer et le feu» — ließ eine Vermutung in uns aufsteigen, die, ob auch jammervoll genug, doch nicht zum Schweigen kommen wollte. Wir wendeten uns deshalb nochmals an den vortrefflichen Gewährsmann, Herrn Perrolle in Grasse. Seine Antwort lehnt diese Vermutung ab, versagt aber andrerseits jede unzweideutige, klare Auskunft. Herr Perrolle bezeichnet gewiß mit Recht die Leistung des Herrn Massa als eine untergeordnete und unzuverlässige. Dennoch kann zweierlei in der Berichterstattung des Herrn Abbé unmöglich aus der Luft gegriffen sein, nämlich einmal die wörtlich mitgeteilten Briefe des bekannten radikalen Deputierten Ricord, der die Bürgerschaft von Grasse wiederholt aufhetzt gegen die Aristokraten — «serait-il vrai que les aristocrates osent encore espérer le retour de l'ancien régime, le retour de la royauté? Je viens d'apprendre qu'ils lèvent à Grasse une tête insolente; quel serait donc leur espoir?» — sowie zum anderen die Thatsachen, daß in der Stadt Grasse auf dem heutigen Tages Gazon ou Clavesin benannten Platze «la funèbre machine du docteur Guillotin» aufgestellt war und nur zeitweilig fortgeschafft wurde, um «selon les circonstances tantôt à Nice, tantôt à Draguignan» in Wirksamkeit zu treten, und daß der, «exécuteur des hautes œuvres, alors appelé vengeur public avait ainsi que son aide établi son domicile à Grasse». — Wir wenden uns gerne von den Möglichkeiten ab, die man hieraus entnehmen könnte. Nur daß uns allein schon die von Herrn Perrolle früher ge-

machte Mitteilung über die Beerdigung des alten Grasser Aristokraten in der «fosse commune» immer aufs neue schreckhaft vorschweben will.

Von den beiden hinterlassenen Kindern wissen wir Folgendes. Die Tochter Flore Jacques Joseph de Théas, comtesse de Thoranc war, wie schon erwähnt, an den Grafen Tonduti de l'Escarène verheiratet, der aus Nizza stammte und zeitweilig Staatsminister des Königs Karl Felix von Sardinien war. Sie selbst führte am gleichen Hofe den Titel einer dame d'honneur de la reine. Der Graf de l'Escarène ist im Jahre 1854, die Gräfin kinderlos am 23. November 1863 in Grasse gestorben.

Jean Baptiste, der Sohn, den wir an zweiter Stelle nennen, obschon er älter als die Schwester war, ist ebenfalls kinderlos, somit als der Letzte seines Stammes, und zwar, wie uns verbürgt ist, eines sehr tragischen Todes gestorben. Eine gewisse Neigung zur «folie» soll in der Familie der Théas nicht selten gewesen sein. Bei dem unglücklichen Sohne unseres Grafen Thoranc brach sie bei einer ganz besonderen Gelegenheit hervor. Er diente unter Ludwig XVIII. in der französischen Armee, zuletzt als chef d'Escadron de cavalerie et capitaine des hussards de la Garde Royal, und ihm widerfuhr Folgendes: «En 1818 comme capitaine de la garde, il avait été désigné pour commander l'escorte du roi Louis XVIII dans une promenade que ce dernier devait faire à St. Cloud. Son domestique ayant oublié de le reveiller, il se rendit aux Tuileries après le départ du roi, et le colonel de service le reçut fort mal, et lui dit, que par son incurie il pourrait être cause de la mort du roi, dont les republicains avaient juré la perte.

Ce reproche et la crainte d'un malheur, le roi étant parti sans escorte, produisèrent sur Mr. de Thoranc une telle impression que sa raison en fut alterée, et qu'il fut forcé, de quitter le service.

Pendant trois ans il a habité la terre de Thorenc, passant sa journée à cheval à charger des ennemis imaginaires; mais comme sa folie augmentait chaque jour et qu'elle se manifestait par fois par des actes violentes, ont cru prudent de le placer dans un établissement d'aliénés, où il mourut peu après,» März 1823.

Eine weitere Quelle meldet uns über den Tod des unglücklichen, kaum vierzigjährigen Offiziers noch dieses. Um irgend etwas von ihm zu erreichen, habe es nur ein Wort gegeben: „Der König befiehlt es!",

und so habe man ihn auch nur mit diesem Worte dazu bestimmt, den Begleitern nach St. Remy bei Tarascon zu folgen. Dort aber in seiner Zelle sei die volle Tobsucht bei ihm ausgebrochen, und er habe versucht, durch das Gitter des Fensters zu entkommen. Dabei sei er mit dem einen Beine in dem engen Gitter hängen geblieben, habe sich wütend gegen alle Bemühungen der Wärter gewehrt, bis ihn endlich eine Ohnmacht überfallen habe. Als man ihn abgenommen, sei er nicht mehr zu retten gewesen, sondern schon am nächsten Tage gestorben. Auf dem Friedhofe zu St. Remy ist seine Grabstätte zu finden mit der ihm von der Schwester gewidmeten Denkschrift: «La plus tendre des sœurs au plus chéri des frères.»

Nach dem trübseligen Abschlusse dieses Kapitels wird es dem Leser recht und willkommen sein, zu anderen Gegenständen überzugehen. Wir kehren zurück nach Frankfurt, in Wolfgang Goethe's Mansardzimmer, zu den Malern und Bildern, von unerfreulichem letzten Leben und Sterben zu der einstmals voraufgegangenen anmutenden Bethätigung von Kunstfreunden und Künstlern.

XV.

In William Hogarths Werke findet sich neben den vielen allbekannten satirischen Darstellungen auch eine, die wenig verbreitet, von Lichtenberg nicht beschrieben und doch nicht weniger lehrreich und ergötzlich ist als irgend eine andere. Das Blatt ist bestimmt, die Thorheit jener beschränkten Kunstliebhaber zu verspotten, die ein Werk, ein Gemälde nur dann schätzen und erwerben möchten, wenn es älteren Datums, wenn es vor allem unter altem Firnis brav nachgedunkelt, ja womöglich schon einmal geflickt worden ist. Vor einer Staffelei, auf der ein ziemlich großes landschaftliches Bild und zwar bereits eingerahmt steht, sieht man da auf dem Torso einer alten Statue einen bärtigen, am Rücken mit großen Flügeln ausgestatteten, unbekleideten Greis sitzen, der in seiner linken Hand eine mächtige Sense hält, deren Klinge die Leinwand des Gemäldes durchschnitten hat und durch die Schnittstelle rückwärts hervorragt. In seiner Rechten hält der boshafte Alte eine brennende, thönerne Tabakspfeife, aus der er die Landschaft anqualmt, selbstverständlich in der Absicht, dem Bilde das vielgerühmte sfumato zu geben. Links vor der Staffelei steht ein großes urnenmäßiges Gefäß mit der Aufschrift: Varnish. Auf dem oberen Rande des Rahmens liest man die Worte des Cynikers Krates:

Χρονος γαρ οὐ τεκτων σοφος
Απαντα δ'εργαζομενος ασθενεστερα,

zu Deutsch etwa: Die Zeit (Chronos) ist kein weiser Werkmeister, Alles verarbeitend zum Minderwertigen. Unter dem genannten Torso stehen

die Worte: As Statues moulder into Worth, und die Inschrift auf dem unteren Rande des Stiches lautet:

To Nature and your Self appeal,
Nor learn of others, what to feel.

Diese Hogarthsche Satire könnte in der zutreffendsten Weise als Illustration einer Stelle verwendet werden, in der uns das zweite Buch von „Dichtung und Wahrheit" die ganz gleiche Anschauung des Herrn Rath Goethe mitteilt. „Mein Vater," schreibt Goethe dort, „hatte den Grundsatz, den er öfters und sogar leidenschaftlich aussprach, daß man die lebenden Meister beschäftigen und weniger auf die abgeschiedenen wenden solle, bei deren Schätzung sehr viel Vorurtheil mit unterlaufe. Er hatte die Vorstellung, daß es mit den Gemälden völlig wie mit den Rheinweinen beschaffen sey, die, wenn ihnen gleich das Alter einen vorzüglichen Werth beilege, dennoch in jedem folgenden Jahre eben so vortrefflich, als in den vorhergegangenen könnten hervorgebracht werden: nach Verlauf einiger Zeit werde der neue Wein auch ein alter, eben so kostbar und vielleicht noch schmackhafter. In dieser Meinung bestätigte er sich vorzüglich durch die Bemerkung, daß mehrere alte Bilder hauptsächlich dadurch für ihre Liebhaber einen großen Werth zu erhalten schienen, weil sie dunkler und bräuner geworden, und der harmonische Ton eines solchen Bildes öfters gerühmt wurde. Mein Vater versicherte dagegen, es sey ihm gar nicht bange, daß die neuen Bilder künftig nicht auch schwarz werden sollten; daß sie aber gerade dadurch gewönnen, wollte er nicht zugestehen. Nach diesen Grundsätzen beschäftigte er mehrere Jahre hindurch die sämmtlichen Frankfurter Künstler."

In der ersten Auflage seiner „Nachrichten von Frankfurter Künstlern und Kunst-Sachen. Frankfurt am Mayn 1780" verzeichnet Henrich Sebastian Hüsgen unter der Rubrik „Privat-Cabineter" die „bey Herrn Rath Göthe auf dem großen Hirschgraben" zu sehenden Gemälde. „Hier ist es," schreibt er, „wo man meistens Gemählde antrift, die von Meistern, so um die Zeit, als solche gesammelt wurden, gelebt haben, 1) Eine grose Anzahl der schönsten Bilder von Seekatz in Darmstadt, 2.) Historische und Brandstück von Joh. Georg Trautmann, 3.) Landschaften und Architektur-Stücke von C. G. Schütz, 4.) Die schönsten Landschaften von Wilh. Friedrich Hirt, 5.) Ovidische Vorstellungen von Tischbein in Cassel, 6.) Küchen, Blumen- und Früchtenstücke vom alten Juncker, und 7.) Das Innere einer grosen Gothischen Kirche von einem Nieder-

ländischen Meister." Dies also waren die Bilder, die sogleich am Abende seines Eintrittes in das Goethesche Haus der Königslieutenant noch bei Kerzenlicht besichtigte, und die ihm so wohl gefielen, daß er beschloß, dieselben Künstler für sich zu beschäftigen.

Hätte nun Goethes Vater mit dem Verfasser dieses Buches in der Provence jene Bilder betrachten können, die einst nach dem Vorbilde seiner eigenen Sammlung für das Haus in Grasse gemalt wurden, wie sehr hätte er da seine Ansicht bestätigt gefunden! Denn an „schwarz gewordenen", im Laufe der Jahrzehnte nachgedunkelten Gemälden hätte er hinreichend viele vorgefunden, und zwar hauptsächlich eine Anzahl von Landschaften, die, wie ich schon früher sagte, kaum noch recht zu sehen und zu beurteilen sind, während freilich andere wieder, wie die prächtigen Seekatzischen Elemente, in heller Farbe und deutlicher Wirkung noch heute uns entgegenleuchten.

Wir besprechen die besseren und besten jener Bilder der Übersichtlichkeit wegen nach den Malern, zu deren sonstiger Thätigkeit wir ohnehin einiges Bemerkenswerte beizubringen haben. Den Beginn mache Johann Christian Fiedler, dem wir die Urheberschaft unseres Titelbildes zugeschrieben haben. Wir nehmen ihn nicht nur dieses Titelbildes halber voraus, sondern weil wir alsbald sicheren Schrittes in die Besprechung der wirklich von Goethe genannten Künstler und ihrer vollbeglaubigten Gemälde eintreten möchten.

Über Fiedler wie über Seekatz und andere Darmstädter Maler des vorigen Jahrhunderts hat Karl Buchner (s. Anhang 7) im Jahrgange 1827 des „Morgenblattes für gebildete Stände" sehr schätzenswerte, wir befürchten aber, bereits verschollene, jedenfalls nirgends bisher von kunstgeschichtlicher Seite beachtete Mitteilungen veröffentlicht, die der Vergessenheit doch nicht anheimfallen sollten. „Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts," sagt er, „lebten mehrere ausgezeichnete Maler in Darmstadt, und früh schon hatte Schreiber dieser Zeilen Gelegenheit, mit ihren Namen und Arbeiten bekannt zu werden. In den nachgelassenen Papieren seines väterlichen Großoheims fand er u. a. vieles, was von Christian Fiedler die heiterste Meldung that." Wir halten uns hier aber nur an einzelne wichtigere Angaben: Fiedler, 1697 zu Pirna in Sachsen geboren, hatte vier Jahre in Leipzig die Rechte studiert und fing erst 1717 an zu malen, anfangs Miniatur. Nachmals Schüler von Rigaud und Largillière in Paris und 1724, nicht wie bei Nagler 1754,

nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er wegen seiner Geschicklichkeit im Porträtieren vom Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen mit vierhundert Gulden Gehalt als Hofmaler angestellt. Viel und oft, so hören wir weiter, hielt er sich dann in Mainz auf, um verschiedene Kurfürsten, vor allem auch die vornehmen Herren des dortigen Domkapitels und andere Adelspersonen zu malen. Sein Verkehr mit dem Goetheschen Hause läßt sich erhärten durch eine von Heinemann wiedergegebene und mir des Näheren noch durch den Direktor des Goethemuseums in Weimar, Herrn Geheimen Hofrat Ruland, bestätigte Notiz über ein Fiedlerisches Selbstporträt, das 1825 von einem Verehrer, dem Herrn Karl Ernst Adolf von Hoff geschenkweise an Goethe und zwar mit einer Bemerkung übergeben wurde, die darauf hinweist, daß auch Fiedler eine Art von Vorbild und Lehrer Wolfgang Goethes gewesen sei. Und so steht denn, wie schon gesagt, für uns außer Zweifel, daß auch zwischen dem Königslieutenant und Fiedler Beziehungen vorhanden waren, ja wir wagen, unserer Porträtbestimmung noch eine weitere Vermutung hinzuzufügen.

Man erinnert sich der Goetheschen Erzählung von einem schwarzen Kästchen, das er einstmals in Abwesenheit Thoranes geöffnet habe, wobei er indessen von diesem ertappt worden sei. „Wer hat euch erlaubt, dieses Kästchen zu eröffnen? sagte er mit seiner Königslieutenantsmiene. Ich hatte nicht viel darauf zu antworten, und er sprach sogleich die Strafe sehr ernsthaft aus: Ihr werdet in acht Tagen dieses Zimmer nicht betreten." Von dem Inhalte des Kästchens sagt Goethe, das darin enthaltene Gemälde sei freilich von der Art gewesen, die man den Augen nicht auszustellen pflege. Wir meinen nun, daß eine jener üblichen mythologischen Darstellungen, wie wir sie in der That vielfach in dem Thoraneschen Hause zu Grasse in kleinem Umfange gesehen haben, die verschiedenen Liebschaften Juppiters und anderes behandelnd, kaum hiebei in Betracht kommen können. Der Brief eines Herrn de Besenval an «Monsieur de Thoranc, commandant pour le Roy à Francfort», den Herr Dr. Pallmann an dem schon oben angeführten Orte mitgeteilt hat, bringt uns vielmehr auf eine andere Spur. Dort ist von «petits tableaux» die Rede, die Thoranc für den Herzog von Chartres, und zwar auf Spielkarten gemalt, hatte herstellen lassen. Pallmann möchte als den Verfertiger dieser Bildchen Nothnagel vorschlagen, der ja allerdings nach Hüsgen „fleißige, kleine Kabinetstücke im Teniersschen Geschmack" malte. Aber er selbst, Herr Dr. Pallmann,

glaubt nicht recht daran; „eher kann man," meint er, „nach der damaligen Geschmacksrichtung der hohen französischen Gesellschaft Gegenstände anderer Art für diese Darstellungen annehmen." Und wir stimmen ihm hier völlig bei. Über Johann Christian Fiedler erfahren wir durch Buchner, daß er sich in seinen späteren Jahren der Richtung, von der er ausgegangen war, der Miniaturmalerei, wieder zugewendet habe. Ihm, der im galanten Sachsen geboren und aufgewachsen, auf der Universität Leipzig, in Klein-Paris, und nachmals in Groß-Paris selbst in der Schule gewesen war, dürften sich am besten wohl jene im französischen Geschmacke gehaltenen Spielkartenbildchen zuschreiben lassen, mit deren geringem Umfange doch wohl auch das schwarze Kästchen übereinstimmen dürfte.

Die Inschrift eines Schabkunstblattes, das Joh. Jac. Haid (gest. 1767 zu Augsburg) nach einem der nicht eben seltenen Selbstporträts Fiedlers gestochen hat, nennt den jovialen, sein Lebtag unvermählt gebliebenen Künstler mit einer gewissen feinwitzigen Anspielung, die diesem sicherlich selbst wohlgefallen haben wird, als „pictor aulicus celeberrimus et celebs, multorum tamen liberorum jure gaudens. Famam enim, heißt es dann weiter, familiamque habet illam adeptam, hanc adoptatam, utramque non emorituram." Seine Bildernachkommenschaft ist weit zerstreut. Am besten lernt man die flotten und geschickten Leistungen seiner Künstlerhand in der großherzoglichen Galerie zu Darmstadt kennen.

Sein mit ihm gleichzeitig ebendort als Hofmaler angestellter Freund Johann Konrad Seekatz verdient es jedoch reichlich, in einem eigenen und besonderen Kapitel besprochen zu werden; denn er war nicht nur der bedeutendste von allen hier in Betracht kommenden Malern, sondern er steht sowohl dem Goetheschen Vaterhause und Wolfgang Goethe selbst als auch unserem Königslieutenant näher als alle übrigen.





XVI.

„Mein Freund Seekatz ist einige Wochen vor meiner Ankunft gestorben. Meine Liebe für die Kunst, meine Dankbarkeit gegen die Künstler wird Ihnen das Maaß meines Schmerzens angeben." So schreibt unter „Franckfurt, 29. Nov. 1768" der junge Goethe an den von ihm „hochgeehrtesten" Professor Oeser in Leipzig. Er fügt hinzu: „Sollte Hr. Cr. St.Einnehmer (Herr Kreis-Steuer-Einnehmer) Weise die Gefälligkeit für mich haben wollen, einige Nachrichten von seinem Leben und seiner Kunst in die Bibliothek einzurücken, so wollte ich sie Ihnen zusenden. Haben Sie die Gütigkeit, ihn bei Gelegenheit darum zu ersuchen." Otto Jahn, der zuerst in seinen „Briefen Goethes an Leipziger Freunde" diesen Brief veröffentlicht hat, sagt in einer Anmerkung: „In der neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften findet sich nur eine kurze Notiz über Seekatz, die nicht von Goethe herrührt."

Wir geben dennoch der Vollständigkeit wegen diese Stelle hier wieder. Sie findet sich in des „Neunten Bandes Erstem Stück der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste. Leipzig 1769" und lautet dort pag. 147 unter der Rubrik „Vermischte Nachrichten":

„Darmstadt. Joh. Konrad Seekatz, geb. 1719 zu Grünstadt, ein geschickter Maler, der nach unserm Bedünken noch glücklicher in kleinen Gesellschaften, Bauern- und Zigeunerstücken mit Landschaften, als in großen historischen Stücken war, ist ebenfalls vor Kurzem in Darmstadt mit Tod abgegangen, wo er seit 1753 als Hofmaler in Diensten gestanden. Er hatte, wie wir aus einem Schreiben des im Jahre 1765

in Darmstadt verstorbenen Hofmaler Fiedlers, der in Bildnissen geschickt war, melden können, bei seynem (Seekatzens) Bruder in Worms, wo der Vater in der neuen Kirche gemalt hat, gelernet, und bey Brinckmann in Mannheim gearbeitet."

Von der Wärme der oben angeführten brieflichen Worte, die einst der Neunzehnjährige niederschrieb, unterscheidet sich in bemerklicher, freilich auch begreiflicher Weise der kühlere Ton, den die mehrfachen Erwähnungen des alten Freundes in „Dichtung und Wahrheit" anschlagen. Zwar fehlt es auch da nicht an lobenden und freundschaftlich gemeinten Äußerungen, allein der reife und erfahrene Weimarer Kunstfreund mochte doch auf jene Maler, die ihn in seiner Jugendzeit zuerst für die bildende Kunst begeistert hatten, von einer gewissen Höhe herabsehen. Ein leiser ironischer Zug geht durch die Mitteilungen, die wir in seiner Selbstbiographie über jene Künstler vorfinden, dem Tone etwa vergleichbar, den weit über die einstige Lehrerschaft hinausgewachsene bedeutende Menschen, aller pietätvollen Erinnerung ungeachtet, nur zu leicht versucht sind, über die Hüter und Förderer ihrer Jugendbildung gelegentlich anzuschlagen. Ja, wir werden uns an späterer Stelle in der nicht eben willkommenen Lage sehen, der Goetheschen Darstellung einigermaßen widersprechen zu müssen. Zunächst führt er Seekatz in sein Vaterhaus und sein Jugendleben als einen talentvollen, geschickten Künstler ein, indem er ihn an erster Stelle unter den Malern nennt, die der Herr Rath Goethe zur Ausschmückung der neuen Räume des umgebauten Hauses herbeirief und beschäftigte. Aber er beschreibt oder nennt auch nur nicht ein einziges von dem Darmstädter Meister für den Vater gemaltes Bild, ja nicht einmal jenes Familienbildnis, auf dem er selbst mit dargestellt ist. Das darf uns verwunderlich genug erscheinen; denn wenn ihm selbst die Erinnerung an dieses Bild, wie doch kaum anzunehmen, verloren gewesen wäre, so hatte ihn doch Bettina in ihren Beiträgen zu seinem „evangelium juventutis" deutlich genug darauf hingewiesen. Daß er von den Einzelheiten, die diese ihm mitgeteilt hatte, für seine Kindheitsgeschichte Gebrauch gemacht hat, darf als feststehend betrachtet werden, und unter diesen Einzelheiten hatte ihm doch Bettina folgendes über die letzten Stunden und Anordnungen der Mutter, der Frau Rath, geschrieben: „Zwei Tage drauf, am Abend, wo ein Konzert in ihrer Nähe gegeben wurde, sagte sie, nun will ich im Einschlafen an die Musik denken, die mich bald im Himmel em-

pfangen wird; sie ließ sich auch noch Haare abschneiden und sagte, man solle sie mir nach ihrem Tode geben, nebst einem Familienbild von Seekatz, worauf sie mit deinem Vater, deiner Schwester und dir, als Schäfer gekleidet, in anmutiger Gegend abgemalt sind; am andern Morgen war sie nicht mehr, sie war nächtlich hinübergeschlummert." Dieses Familienbild aus dem Nachlasse der Frau Rath Goethe und aus dem späteren der Frau Bettina von Arnim sah ich vor Jahren in dem Besitze der Tochter Bettinas in Berlin und konnte Unwissenden und Zweifelnden gegenüber aus Kenntnis Seekatzischer Malweise die Echtheit seines Ursprungs bestätigen. Heutzutage befindet es sich als ein zweifelloser Seekatz und als jenes von Bettina von Arnim genannte Gemälde in dem Goethemuseum zu Weimar, von Herm. Junker copiert im Besitze des Frankfurter Hochstifts, und ist von Heinemann in seinem reichhaltigen Goethebuche wiedergegeben worden.

Wenn „Dichtung und Wahrheit" dann weiter berichtet von den für den Königslieutenant gemalten Bildern, so ist es zwar wiederum Seekatz, den Goethe allen übrigen mit Auszeichnung voranstellt; aber auch da begnügt er sich mit einer allgemeineren Charakteristik, und nur jene zusammenhängende Reihe von Genrebildern macht er wirklich namhaft, in der mit besonderer Meisterschaft die vier Elemente in Kindern und Knaben dargestellt worden seien. Zunächst lesen wir auf einer der ersten Seiten des dritten Buches, der Königslieutenant sei willens gewesen, die sämtlichen Künstler, vor allem aber Seekatz in Darmstadt, dessen Pinsel ihm besonders bei natürlichen und unschuldigen Vorstellungen höchlich gefallen habe, für eine ganze Zeit in Arbeit zu setzen. Dann heißt es weiter: „Seekatz übernahm ländliche Scenen, worin Greise und Kinder, unmittelbar nach der Natur gemalt, ganz herrlich glückten; die Jünglinge wollten ihm nicht ebenso gerathen, sie waren meist zu hager, und die Frauen mißfielen aus der entgegengesetzten Ursache. Denn da er eine kleine, dicke, gute, aber unangenehme Person zur Frau hatte, die ihm außer sich selbst nicht wohl ein Modell zuließ, so wollte nichts Gefälliges zu Stande kommen. Zudem war er genöthigt gewesen, über das Maaß seiner Figuren hinauszugehen. Seine Bäume hatten Wahrheit, aber ein kleinliches Blätterwerk. Er war ein Schüler von Brinckmann, dessen Pinsel in Staffeleigemälden nicht zu schelten ist." Die Ausstellungen, die hier an mancherlei Seekatzischen Leistungen gemacht werden, stehen vollauf im Rechte, ebenso das Lob,

das den schon genannten vier Elementen erteilt wird. Gelegentlich der Erzählung, die uns von der Weigerung des Gevatters Seekatz berichtet, nochmals von Darmstadt herüberzukommen, um auf den Wunsch Thorancs noch eine kleine, doch unumgängliche Nacharbeit zu liefern, sagt Goethe, wie wir hier wörtlich wiederholen dürfen: „Er hatte freilich noch zu guter Letzt das Beste gethan, was er vermochte, indem er die vier Elemente in Kindern und Knaben nach dem Leben in Thürstücken dargestellt und nicht allein auf die Figuren, sondern auch auf die Beiwerke den größten Fleiß gewendet hatte.“ Diese Bilder, vor denen, wie wir lesen, der Herr Rath Goethe und der Graf Thoranc das einzigste Mal, das Geleistete bewundernd, friedliche Zwiesprache hielten, sind heute noch, wie ich ebenfalls schon in unserem zweiten Kapitel erwähnt habe, in dem Roubaudschen Hause zu Grasse wohlerhalten zu sehen.

Wir versuchen es, sie in der Hauptsache und wenigstens teilweise zu beschreiben. Vor allem halten wir uns da an die Bezeichnung dieser Gemälde als Thürstücke. Das sind sie im vollen Verstande dieses Wortes. Zwölf an der Zahl haben sie alle die gleiche Größe, 2,5 m hoch, 0,5 m breit, somit ganz der Füllung einer größeren Flügelthüre entsprechend. Auch in ihrer Einteilung ist die Thürform festgehalten. Auf jedem sieht man in der Mitte ein größeres, längliches, in bunter Farbigkeit entgegentretendes, figurenreiches Bild und an dieses je oben und unten durch Ornamente angeschlossen zwei kleinere in bläulichem Tone. Daß sie in dem älteren Thorancschen Hause auf der rue des Dominicains wirklich als Thürstücke, als die sie ja ausdrücklich nach den eingeholten Maßen gefertigt wurden, angebracht waren, darf mit Sicherheit behauptet werden. Wer in älteren französischen und italienischen Schlössern und Häusern die bemalten Thüren, Wandabteilungen, ja selbst Möbel und Wagen gesehen hat, kann darüber keinen Augenblick im Zweifel sein. Denkt man sich nicht mehr als drei Flügelthüren und auf jedem Flügel, auf der Vorder- wie auf der Rückseite je zwei der Bilder, so sind alle zwölf mit Leichtigkeit untergebracht, während wir bei der großen anderweiten Zahl von Gemälden, die anfangs ja alle für ein und dasselbe Haus bestimmt waren, kaum den Raum abzusehen wüßten, den diese zwölf doch immerhin umfangreichen Bilder hätten finden sollen, wären sie, wie jetzt in dem späteren Thorancschen Hause am Cours, gleich den übrigen an den Wänden befestigt gewesen. In dem hellen, anmutigen Salon des früheren Herrn

Maires und jetzigen Deputierten Herrn Roubaud sind sie, und doch wohl in der einst von Thoranc selbst getroffenen Anordnung so angebracht, daß je zwei von ihnen neben einander, das eine Mal rechts und links von einer Thüre, das andere Mal von einem Spiegel und drittens von einem 1,5 m : 2 m großen Landschaftsbilde sich befinden.

Die weitere Goethesche Bezeichnung „in Kindern und Knaben" will selbstverständlich nicht besagen, daß man sich dabei kleinere und größere Knaben, Knäblein und Knaben, jüngste Menschenkinder von verschiedener Leibesgröße zu denken habe, sondern sie ist gleichbedeutend mit Mädchen und Knaben oder, wenn man will, kleinen Mädchen und Knaben. Die Benennung des Inhaltes aller dieser Bilder als „die vier Elemente" kann man nur in jenem ganz allgemeinen Sinne nehmen, in dem auch sonst von Künstlern des Pinsels wie des Meißels dieser ebenso wie die vier Jahreszeiten und die fünf Sinne vielbeliebte Gegenstand behandelt worden ist.

Alle einzelnen Darstellungen, die wir auf den zwölf Gemälden finden, kann ich hier nicht wohl mitteilen. Es wird zur Charakteristik vollauf genügen, wenn wir den Inhalt von vier Bildern angeben, die sich in dem oben genannten Salon je zu zweien rechts und links von einer Glasthüre befinden.

Das Mittelbild des ersten zeigt links ein Dorfhaus mit einem Obstbaum; im vorderen Mittelgrunde führt ein Knabe, auf dem Rücken eine Bütte mit lebenden Enten, ein kleines Mädchen an der Hand, das einen Korb im Arme trägt; im rechten Hintergrunde treibt ein kleiner Hirte eine Herde Schweine. Über diesem größeren Bilde, unmittelbar an dieses angeschlossen, und, wie schon gesagt, durch Ornamente verbunden, sieht man, bläulich in blau gemalt, einen Ziegenhirten, dessen kleine Herde im Begriffe ist auf einen Felsen zu klettern. Das am Fuße des Mittelbildes in gleicher Weise und in gleichem Tone sich anfügende kleinere Bild zeigt eine Winterlandschaft und in ihr Knaben mit Schlitten und Schweinsblasen, im Hintergrunde an der Wand eines Hauses ein frisch geschlachtetes, aufgeschlitztes und aufgehängtes Schwein; in den Ornamenten allerlei Küchengeräte und Würste.

Ist dieses erste Bild in seinem figurellen Teile ganz nach niederländischer, sagen wir etwa Ostadescher Manier, gehalten, so begegnet uns auf einem zweiten deutlichst eine Anlehnung an die Art des Watteau. Karl Woermann in seiner Geschichte der Malerei nennt

Seekatz sehr zutreffend den Dietrich Südwestdeutschlands. In der That, wie dieser, keineswegs ohne selbständige Genialität und, was das Versöhnliche dabei ist, mit ausgesprochenem Bewußtsein und Bekenntnis, sich das eine Mal als Schüler und Nachahmer niederländischer, das andere Mal als der französischer Meister bewährt, so auch Johann Konrad Seekatz.

Hier also das zweite Thürstück! Mittelbild: Rechts erblickt man ein Dämchen in rosa Kleid und weißen Atlasschuhen mit weißem Busentuch und Strohhut; sie hat in ihrer kurzen Schürze Blumen gesammelt; neben ihr kniet ein kleiner Kavalier, der seinen Hut mit einem Vogelnest auf den Rasen gestellt hat, um dem Flirtchen noch eine Blume zu pflücken. Dies geschieht vor der Gartenterrasse eines stattlichen Hauses, zu der vom Hintergrunde eine Treppe hinaufführt. Hinter dem Pärchen ist in den Büschen ein eifersüchtiges Dunkelmännchen zu bemerken; rechts im Vordergrunde ein vor einem Kasten knieender und arbeitender Gärtnerbursche. Auf dem bläulichen Oberbildchen dringt ein Stier,. der einen Knaben umgerissen hat, auf einen Hund ein und wird von zwei anderen Buben mit Peitschen bedacht. Das untere Bild zeigt einen Gärtnerknaben, der mit einem an einer Stange befestigten Gefäße aus einem Gewässer schöpft. In den Ornamenten Gartengerätschaften, Rechen, Spaten, Sicheln.

Drittes Bild, links von der erwähnten Glasthüre. Auf dem Mittelbilde, wiederum holländischen Charakters, zur Linken Kinder, Mädchen mit Körben, daneben Knaben, auf der Leiter an einem Baume einer, der Äste absägt. Herbstliche Landschaft. Im Oberbilde eine Schafherde, von einem Schalmei blasenden Knaben gehütet; in dem unteren ein Knabe als Säemann im Vordergrunde, im Hintergrunde e;ner, der den Acker pflügt. Ornamente: landwirtschaftliche Geräte.

Und viertens. Mittelbild: Rechts zwei Knaben, Savoyarden, einer mit der Mandoline, der andere nach dem Spiele mit einer Marmotte tanzend. Oben im bläulichen Bilde beschäftigen sich drei Buben mit Fischfangen. Im unteren Bildchen sieht man einen maskierten Knaben auch mit einer Mandoline, am Arm ein kleines Mädchen führend, lustig daherhüpfen. Vor diesem, ebenfalls maskiert, sitzt an einem Bache ein angelnder. Ornamente: Flöten, Geigen und andere Musikinstrumente.

Und so geht es in allen weiteren Bildern fort. Was unter Gottes Sonne, Mond und Sternen leibt und lebt und kreucht und fleucht, zieht

da an uns vorüber wie in einem theatrum mundi oder in einem orbis pictus. Die durchgehends festgehaltene genrebildliche Darstellung entspricht durchaus der, die wir so vielfältig allüberall, besonders in süddeutschen öffentlichen und privaten Galerien bei Seekatz finden. Der fleißige und zu seiner Zeit weit gerühmte und gesuchte Meister begegnete mir in einzelnen hübschen Stücken selbst in der kleinen Sammlung des Klosters Ossegg in Böhmen, eine Reihe von watteauartigen, ganz allerliebsten Supraporten seiner Hand in dem ziemlich weltentlegenen fürstlichen Schlößchen zu Braunshardt bei Darmstadt. Über allen diesen vielgestaltigen Leistungen steht aber als das Hauptwerk ganz ohne Frage die Seekatzische Bilderfolge, die heute noch die Thoranc'sche Stadt besitzt.

Viele Jahre bezog, wie wir wissen, der bescheidene Künstler wie ein anderer Handelsmann die Frankfurter Messe und bot da seine Bilder feil, von denen viele, wie uns ebenfalls verbürgt ist, ihren Weg nach Frankreich nahmen.

In Südfrankreich, in weiland Thorancschem Besitze und in den verschiedenen genannten Häusern, fand ich indessen nicht allzu viele, auf die ich mit voller Gewißheit die Hand als auf Seekatzische Hervorbringungen legen konnte. Auf einige dem Josephbildercyklus angehörige komme ich später, andere mehr oder minder zweifelhafte, wie eine große, früher erwähnte Jahrmarktszene, lassen wir am besten bei Seite. Dagegen treten wir jetzt in dem Hause des Herrn de Fontmichel vor einige umfangreiche Gemälde, die uns von den Wänden des von jeher «le salon des Grecs» genannten, großen Gemaches entgegenblicken. Ihre Darstellungen sind dem homerischen Sagenkreise entnommen und ihre Komposition und Malweise kann nur Seekatz angehören. Zwei von ihnen sind, um sie kurz zu bezeichnen, Iphigenienbilder.

Iphigenie! — Ich werde mich wohl hüten, in üblichem hohen Tone große Rede darüber zu führen, aber gestehen will ich gerne, daß mich bei dem ersten Anblicke dieser Gemälde etwas gar wunderliches überlief. Also schon damals im Mansardenzimmer auf dem Hirschgraben Bilder aus der Geschichte der später mit der höchsten poetischen Weihe des Genius umwobenen hellenischen Gestalt? Und wer weiß, wohl gar von ihm, der so wiederholt und ausdrücklich betont, daß er bei jenen Künstlerarbeiten überall durch Vorschlag und Auswahl seine Hand im Spiele gehabt habe, von Wolfgang Goethe selbst zur Darstellung empfohlen?

Eine gewisse Abkühlung brachte freilich bald genug die sich aufdrängende Kritik, deren Ergebnis ganz mit der Goetheschen Bemerkung übereinstimmte, daß der treffliche Seekatz zeitweilig nichts recht Gefälliges habe zu Stande bringen können, weil er genötigt gewesen sei, über das Maß seiner Figuren hinauszugehen. Eine solche Nötigung war hier jedenfalls vorhanden und auch die weitere Äußerung Goethes, daß dem Künstler zwar Kinder und Greise herrlich geglückt seien, weniger aber Jünglinge und Frauen, bewahrheitet sich gerade in diesen Bildern. Denn in der That, allzu schön gelungen sind sie nicht! Dennoch, wie sollten wir unterlassen, sie zu beschreiben? Es sind, wie schon gesagt, vier größere Historienbilder, mit geringen Abweichungen gleicher Größe, 1,5 m hoch, 0,75 m breit. Sie sind medaillonartig von Blumenguirlanden (Junker) eingerahmt, so daß die ganze Bilderscheinung mit der gemalten Umrahmung fast 3 m Höhe und 1 m Breite hat. Leider gehören sie zu den sehr stark nachgedunkelten und haben noch überdies an ihrem Orte ein wenig günstiges Licht von der Seite her.

Auf dem ersten Bilde kniet Iphigenie im griechischen Gewande, eine nicht eben anmutige, aber doch rührende Gestalt, vor dem streng und ernst dareinblickenden Vater Agamemnon, der hoch aufgerichtet in voller Feldherrnrüstung dasteht. Neben ihr kniet eine andere Jungfrau, die ihr die Hand küßt, doch wohl Elektra, die Schwester, und hinter ihr, von rückwärts sich vorbeugend, spricht ein greiser Mann in priesterlicher Kleidung, also offenbar Kalchas, einen Kranz auf dem Haupte, freundlich tröstend auf sie ein. Links im Hintergrunde stehen weinende, sich abwendende Frauen. Hinter Agamemnon halten Krieger zu Fuß und zu Pferde. Nach alledem wird man das Bild, wenn es des Namens bedarf, als Iphigeniens Abschied bezeichnen können.

Das zweite Bild zeigt uns in der Mitte den Altar, an dem der Priester bereits das Schwert über Iphigenie zückt; aber er und die Umgebung blicken überrascht hinauf in die Wolken, in denen Diana mit der Hirschkuh und einem geflügelten Vorboten sichtbar wird. Auch dieses Bild ist trotz gewisser schwerfälliger Formen in seiner ganzen kompositionellen Haltung keineswegs wirkungslos und erreicht es ohne weiteres, daß wir uns in die Situation versetzt fühlen. Freilich sieht man hier aller Kritik zum Trotze doch wohl ein wenig mit anderen Augen als sonst.

Drittes Bild. Vor den Töchtern des Lykomedes hat der schlaue Odysseus seine Kostbarkeiten ausgebreitet. An einem Tische sitzt die

2





Königin; zu ihrer Linken kniet, den lauernden Blick auf den im Frauenkleide mit den Töchtern am Tische stehenden Achilles gerichtet, der als Kaufmann verkleidete Odysseus. Neugierig betrachten die Töchter die schönen Spiegel, Ohrringe und anderweite Schmucksachen, während der jugendliche Achill, das edelsteinverzierte Schwert in der männlichen Faust, strahlenden Blickes die halb aus der Scheide gezogene Waffe betrachtet.

Auf dem vierten Bilde haben wir den Abschied Hektors, der den schrecklichen Helm auf dem Haupte trägt, von Andromache, der Mutter seines Kindes, das sie ihm entgegenreicht. Neben ihr steht die Wärterin, und auf der Altane des nächstliegenden Hauses sieht man einen Greisen auf die Szene herabblicken, den man sich als den alten Priamus deuten darf. — Dies die vier Historien-Bilder in dem salon des Grecs.

In demselben Gemache befinden sich noch wie in dem nebenan liegenden, Gemälde landschaftlichen Charakters und Frucht- und Tierstücke, die jedoch in der Hauptsache mit Seekatz nichts zu thun haben. Von ihm können wir aus dem Josephcyklus, den wir nur zu gern ihm ganz zugeschrieben hätten, der aber schließlich doch in seinen Hauptbildern dem Maler Trautmann angehört, zunächst nur eines noch mit Sicherheit hervorheben, das aus dem Schlosse Mouans vor Jahren in meinen Besitz mit übergegangen ist. Eine Wiedergabe des kleinen Gemäldes bringen wir in unseren Lichtdrucken. Es ist die Szene zwischen der Frau des Potiphar und dem jugendlichen Joseph. Neben diesem zweifellosen Seekatz fand ich beim Grafen Sartoux noch einige kleinere, vielleicht derselben Folge angehörige Bilder, sowie andere genremäßig gehaltene vor, die indessen so wenig zuverlässig und so unbedeutend erscheinen, daß ich sie hier ohne Bedenken bei Seite lasse.

Muß ich ja doch darauf verzichten, eine große Anzahl weit besserer Gemälde unsrer Künstler zu besprechen oder auch nur namhaft zu machen. Diese Verzichtleistung wird man begreifen und billigen, wenn ich sage, daß es weit über hundert Frankfurter Bilder waren, die ich an den Wänden der Häuser in Grasse und Mouans vorfand. Vielleicht bestimmt sich einmal ein Jüngerer dazu, an Ort und Stelle alles zu katalogisieren, was da zu sehen ist.

Das unserem Kapitel vorangestellte Selbstbildnis von Seekatz stammt aus guter Darmstädter Provenienz und ist wie auch alle übrigen kleineren und größeren Originalgemälde, die wir in den Heliogravüren und Licht-

drucken dieses Buches zur Anschauung bringen, seit Jahren in meinem Besitze. Es bildet ein gutes Pendant zu jenem Selbstporträt jugendlicheren Ansehens, das die Darmstädter Galerie aufbewahrt und das auch bei Heinemann wiedergegeben ist.

Die Nachrichten, die wir bei Nagler und in anderen kunsthistorischen Kompendien über unseren Meister finden, sind so knapp und dürftig daß es uns ein Vergnügen ist, hier aus Mitteilungen des oben genannten trefflichen Karl Buchner Näheres zu erneutem Andenken an den Goetheschen Freund und Gevatter anführen zu können. Auf Buchners Berichterstattung fußen die folgenden Notizen. (S. Anhang 10.)

Johann Konrad Seekatz war am 4. September 1719 zu Grünstadt in der Pfalz als der zweite Sohn des mittelmäßigen Malers Johann Martin Seekatz geboren. Den ersten Unterricht genoß er bei seinem älteren Bruder in Worms. Durch Neigung und Fleiß, von trefflichen Naturgaben unterstützt, sah er bald seinen Lehrmeister weit hinter sich, verließ ihn aber doch nicht, sondern arbeitete lange Zeit weiter mit ihm, bis ihn der oberpfälzische Hofmaler Brinckmann in Mannheim zu sich zog. Brinckmann wurde damals zu den berühmten Malern gerechnet, wie ja früher, später und heute noch so mancher dem Tagesgeschmacke huldigende Künstler. Seekatz arbeitete mehrere Jahre unter Brinckmanns Leitung und benutzte vorzüglich die kurfürstliche Gemäldesammlung, die unter Karl Theodor in blühendem Zustande war, zu seiner weiteren Ausbildung. Hierauf entschloß er sich, seine eigene künstlerische Werkstatt aufzuschlagen. Er erwählte anfangs hierzu Worms, vertauschte aber nicht lange nachher diesen Ort mit Darmstadt. Hier verheiratete er sich am 12. September 1753 mit der Tochter eines nassauischen Oberförsters, einer geborenen Stein. In demselben Jahre wurde ihm die Stelle eines fürstlichen Hofmalers übertragen.

Von Frau Seekatz, die Buchner mit den eben citierten Goetheschen Worten schildert, weiß er aus dem Munde des Seekatzischen Schülers Hoffmann, der, wie er — 1827 — sagt, vor einigen Jahren als achtzigjähriger Greis verstorben sei, noch zu melden, daß sie eine strenge, tüchtige Aufseherin so über Meister als Gesellen und deshalb nicht allzu beliebt gewesen sei. Wir haben keinen Grund, für diese Frau eine besondere Lanze zu brechen, dürfen aber hier wohl auf die von Seekatz in seinem späteren Selbstporträt, von dem noch die Rede sein wird, in humoristischer Weise angedeutete rötliche Nase hinweisen, die der Ehe-

frau des Meisters wohl Anlaß genug geben mochte, sich zeitweilig als „strenge Aufseherin" zu bewähren.

Er ist niemals aus seinem Vaterlande, ja nicht einmal aus einem kleinen Bezirke desselben herausgekommen. Grünstadt und Frankfurt, in dem Zwischenraume dieser Städte und schwerlich jemals weiter hat sich seine Existenz bewegt; aber, meint Karl Buchner, „sein Genie, seine Beobachtungsgabe, das schnelle, unverlierbare Ergreifen des Gegenstandes, den er darstellen wollte, die außerordentliche Vorstellungskraft, alles dieses ersetzte bei ihm den Mangel an Reisen auf einen ungewöhnlichen Grad. Freilich konnte dieser Mangel nicht völlig verdeckt werden. In seinen größeren historischen Stücken tritt dieser Mangel oftmals hervor. Seekatz fühlte selbst seine mindere Stärke in jenen Gegenständen, und wenn diese seiner eigenen Wahl überlassen waren, so fiel sie immer auf kleinere Gesellschaften, Scharmützel, Plünderungen, Bauern- und Zigeunerstücke mit Landschaften." Füeßli und Mannlich beurteilen Seekatz weniger günstig; über das Goethesche Urteil sind wir bereits unterrichtet.

Bei Buchner lesen wir dann weiter: Seine Talente wurden noch durch den trefflichsten Charakter gehoben, und man kann ihn unter die besten Menschen zählen, die je gelebt haben. Tüchtig, ernst, in sich gezogen, sogar hypochondrisch, war er doch wieder der heiterste Freund unter Freunden. Er war zugleich ein frommer Mann. In einem Andachtsbuche, das er besaß, ist vorne zu lesen: „In Jesu Namen sey unser Anfang. Amen. Johann Konrad Seekatz anno 1752, Worms", alles schön in Fraktur und mit Schnörkeln versehen. Viele von seinen Bildern kamen nach Frankfurt und besonders auch in die Freiherrlich von Mosersche Sammlung in Darmstadt, noch andere nach Frankreich. Die großherzogliche Gemäldegalerie zu Darmstadt hat ebenfalls recht tüchtige Bilder von Seekatz aufzuweisen.

„Nun noch," schließt Buchner seinen anziehenden Aufsatz, „eine ausführlichere Begebenheit, die an Goethes Leben mindestens anstreift. Der französische Oberst Graf von Thorane, der in Frankfurt am Main eine Zeit lang die Königslieutenantsstelle versah, und den uns Goethe mit so vieler Kraft und mit so vielem Behagen schildert, zog Seekatzen aus Armut und Niedrigkeit. Dieser kunstsinnige Franzose beschäftigte mehrere Frankfurter Maler, aber Seekatzens Leistungen sprachen ihn besonders an. Seekatz mußte nach Frankfurt hinüber, das Nötige wurde

besprochen und abgemacht; besonders ländliche Szenen sollte der Darmstädter Meister liefern und er übernahm diese Lieferung mit Fleiß und Eifer. Der Verfasser dieses Aufsatzes besitzt noch einen Brief von Seekatz, welcher am 20. September 1763 geschrieben ist. Die Weise des Inhaltes, ja die Form des Inhaltes ist interessant und erlaubt umsomehr hier eine Erwähnung, als er an Goethes Vater, den Quartierträger vom Grafen Thorane, geschrieben wurde. Seekatzens Schreiben lautet wörtlich folgendermaßen:

Hochedelgeborner, mein hochzuverehrender Herr! Es hat uns herzlich erfreuet, wie wir von Herrn Diene vernommen haben, daß sich Euer Hochwohlgeboren nebst werther Familie in allem erwünschten Wohlseyn befinden, weil wir so lange nichts von Ihnen gehört. Wir sind, Gott sey's gedankt, auch wohl, nur beklage, daß meinem Versprechen nicht nachkommen kann, das Vergnügen zu haben, Euer Hochedelgeboren die Messe sehen und denselben meine Aufwartung zu machen, indem ich mich an des Herrn Grafen ihr Stück machen muß. Ich bin nun sehr nächst mit dem Ihrigen Stücke fertig. So bald als sie trocken sind, werde dieselbe mit dem Hoffmann überschicken. Ich hoffe, Euer Hochedelgeborn werden ein Vergnügen daran haben, indem mir viele Mühe geben. Ich wie auch meine Frau empfehlen uns benebst unserm großen Komplimente an hochwertheste Frau Liebste und liebe Kinder und verharren Zeitlebens mit der größten Hochachtung Euer Hochedelgeboren Dero gehorsamster Diener J. C. Seekatz.

Der Raum von Seekatzens Brief füllt drittehalb Quartseiten, jedoch sind die Quartblätter in der Mitte gebrochen, und jedesmal nur die linke Seite beschrieben worden. Offenbar absichtlich blieb die rechte Seite für Rath Goethes Antwort offen.

Diese lautet also: Euer Hochedelgeboren sind immerfort so höflich und nehmen Antheil an unserm Wohlseyn, und wir erwiedern solches mit dem süßesten Vergnügen, da wir aufs Neue Dero Namen unter diesem Briefe erblicken, und uns dahero die erfreuliche Vorstellung machen können, daß Sie einer völligen guten Gesundheit hinwiederum, durch die Gnade Gottes, theilhaftig worden sind, welche der liebe Gott langehin befestiget bleiben lassen wolle. Jedoch bedauern wir, daß Euer Hochedelgeboren uns nicht diese Messe mit Ihrer schätzbaren Gegenwart beglücken wollen, anbei hoffende: Dieser Ehre vielleicht alsdann theilhaftig zu werden, wenn des Herrn Grafen Stücke fertig sein wird, dessen Handzeichnung

ich bestens empfehle. Anjetzo aber meinen gefertigten beyden Stücken und dem Hoffmann, der sie überbringen soll, mit Verlangen entgegensehe. — Hier beygehende Rechnung ist uns zu bezahlen zugestellt worden. Da aber die Waare zu dero Frau Liebste allhier verfertigter Andrienne angewendet worden, so frage an: ob ich die vier Gulden auslegen soll, womit die Ehre habe unter höflichster Salutation an die liebe Ehegattin und Umfassung des niedlichen Seekätzchens ohnabänderlich zu beharren Dero ergebenster Diener Goethe.

Das Datum ist der 25. September 1763, und höchst wahrscheinlich ist der „Herr Graf" in den beyden Briefen und Graf Thoranc derselbe; denn er ließ ja verschiedenes nacharbeiten. Über die Stellung dieses Grafen zu Seekatz hat Goethe so Erfreuliches erzählt, daß es nur einer Hindeutung auf diese Stellen und überhaupt auf das ganze dritte Buch seines Lebens bedürfen möchte" —. Soweit Buchner.

Wie groß das Wohlgefallen des Grafen an dem Künstler Seekatz und wie hoch seine Wertschätzung der sonstigen Eigenschaften dieses Mannes war, dafür liegt uns ein schöner Beweis in einem Briefe vor, den Thoranc noch in den letzten Tagen seines offiziellen Aufenthaltes in Frankfurt an den Rat der Stadt richtete. Er befürwortet da in außerordentlich warmem Tone die von Seekatz gewünschte Verleihung des Frankfurter Bürgerrechtes. Der Brief, datiert vom 21. Dezember 1762, Militaria Originalacten Tom. XIV., lautet:

Le sieur Seekatz peintre honoré par des talens qui le distinguent des autres peintres, desire obtenir le droit de bourgeoisie dans la ville de Francfort. il a imaginé que mes sollicitations en sa faveur luy seraient de quelque secours pour cela; je ne saurois me refuser a ce qu'il desire de moy, etant admirateur de ses talens et plus encore de ses vertus. j'ose avancer, qu'il est digne a tous egards de la faveur qu'il desire. quand il s'agit de genie et d'habileté c'est par ses ouvrages qui en sont le fruit qu'on prouve la superiorité, qu'il a sur les autres; ce sont ses tableaux qui doivent parler pour Seekatz. Je prie Messieurs du Magistrat de trouver bon, que je leur en produise un qui leur en dira plus que moy sur son compte. Ils verront demonstrativement qu'il est habile homme. a ce titre la il ne doit pas trouver de la difficulté à obtenir le droit de bourgeoisie. quelle est la ville qui ne se fairait pas honneur de compter parmi ses citoyens un homme dejà celebre, qui peut porter tres haut la

reputation de son nom. C'est la gloire des citoyens qui illustre une ville. Je serais bien trompé si le sieur Seekatz n'en aquiert pas un jour assez pour en faire resaillir sur sa patrie. Plusieurs villes se sont disputé souvent l'honneur d'avoir donné le jour a certains hommes celebres, j'espere que celle de Francfort se glorifiera de la celebrité de celuy dont il s'agit. Dans ces vûes la je propose hardiment à cette ville d'en faire l'acquisition, et quoyque tant l'avantage de cette acquisition soit pour elle, je regarderais cependant le droit de bourgeoisie qu'elle luy accordera comme une grace particuliere qu'elle me faira a moy meme; j'ay trop a me louer de bontés de messieurs du magistrat pour ne pas esperer, qu'ils auront egard a ma priere. La pluspart d'entreux comme par leur gout pour les beaux arts ne peuvent se dispenser de se declarer les protecteurs d'un homme dont les ouvrages font un des principaux ornemens de leur cabinets de peinture. Ils doivent certainement avoir a coeur d'acquerir un tel homme, lorsque la fortune semble le leur amener pour travailler à leur satisfaction. Je n'en dis pas davantage, c'est à eux a parler pour luy puisque leur voix doit decider de ce qui leur est demandé. Le c$^{\underline{te}}$ de Thoranc.

Aus diesem echt Thorancschen Briefe und ebenso aus dem im voraufgegangenen mitgeteilten Briefwechsel zwischen Seekatz und dem Rath Goethe ersieht man, daß der Königslieutenant bis in die letzten Tage seines Frankfurter Aufenthaltes das eine und andere Werk von der Hand des Seekatz im persönlichen Besitze zurückgehalten hatte und auch noch im Jahre 1763 Nachbestellungen bei dem von ihm so bevorzugten Künstler machte, wodurch sich denn aufs neue die Goetheschen Angaben darüber bestens bestätigen.







XVII.

Die neben Seekatz von dem Königslieutenant beschäftigten Frankfurter Künstler dürfen wir kürzer behandeln. Am fernsten stehen die Maler Junker und Hirth. Ihre Landschaften, Tierstücke und Stilleben, denen wir in Grasse und Mouans in nicht geringer Anzahl begegnet sind, gleichen ganz jenen von ihrer Hand gemalten Bildern, die man in Frankfurt, Darmstadt, Karlsruhe, Mannheim, Mainz und anderwärts sieht. Sie zeigen guten, von den Niederländern entlehnten Geschmack und Inhalt. Junkers wohlgelungene Blumen und Früchte, seine auf diesen angebrachten Thautropfen, Schmetterlinge, Käfer und Wespen dürfen als reizvoll gerühmt werden, und Hirths Viehherden sich stellenweise mit denen von Heinrich Roos messen. Wir wiederholen nicht, was Goethe zu ihrer Charakteristik, zum Teil wohl auf Grund der Angaben des „Artistischen Magazins" von Hüsgen über diese Maler sagt, und ebensowenig wüßten wir zu dem, was bei Gwinner „Kunst und Künstler in Frankfurt am Main", in Naglers Lexikon und sonst zu finden ist, etwas Wesentliches aus Eigenem hinzuzufügen.

Nothnagel, auf dessen „vermaledeite Peking-Tapeten" der rücksichtsvolle Graf Thoranc seine Landkarten aufzuheften unterließ, ist uns in seinen Ölgemälden auch nur wenig vertraut; seine zumeist in Rembrandtischer Manier gehaltenen Radierungen kennen wir dagegen recht gut. Dennoch, wie bereits in unserem zweiten Kapitel erwähnt worden ist, stehen wir keinen Augenblick an, jenes ganze, im Fontmichelschen Hause zu Grasse vorgefundene Zimmer mit seinen wunderlichen Wandbildereien trotz aller Vermaledeitheit ihm zuzuschreiben. Das große Gemach in

dem oberen Stockwerke zeigt eine ganz einheitliche Dekoration mit durchgehends rotem Grunde. Neben kleineren, zum Teile nur ornamental gehaltenen, über den Thüren und sonst angebrachten Gemälden fallen an den Hauptwänden zwei große, 3 m hohe, 1,5 m breite ins Auge, deren Kompositionen immerhin eine Künstlerhand verraten. Es ist orientalische Fürstenpracht, die da gewollt und zur Darstellung gebracht ist, und bei der uns sogleich einige in den Nothnagelschen Radierungen vorkommende Turbanköpfe in die Erinnerung treten. Auf dem einen wie auf dem anderen dieser umfangreichen Bilder — man denke sich nur überall den roten Grund dazu — ist es ein Machthaber, gleichviel welchen Titels, ein Sultan oder ein Nabob, der den Mittelpunkt der figurenreichen Gruppen bildet. Das eine Mal erscheint er in prunkendem Gewande, auf einem Kamele sitzend, geleitet und begleitet von phantastisch aufgeputzten Dienern und Dienerinnen; das andere Mal in königlicher Kleidung auf einem Throne, umgeben von wiederum in orientalischem Farbenglanz erstrahlenden Trabanten. Die ganze Manier dieser Tapetenarbeit erinnert lebhaft an japanische Leistungen, an Satsuma und ähnliches; und spräche nicht alles für die Zeit wie für die Eigenart des Frankfurter Tapetenmalers, so könnte man fast versucht sein, an neuere Nachahmungen asiatischer Vorbilder zu denken.

Bevor wir nun auf unsere Mitteilungen über die weit bedeutenderen Künstler Schütz und Trautmann kommen, sehen wir uns genötigt, eine Stelle in Goethes „Dichtung und Wahrheit“ zu beleuchten, die zu einigem Bedenken Veranlassung gibt. Es handelt sich um die Darstellung, die uns da von dem aus einer Laune des Königslieutenants entsprungenen Zusammenarbeiten der sämtlichen hier in Betracht kommenden Künstler geboten wird, von jener, „neuen und ganz wundersamen Operation“, über die wir zunächst das Folgende lesen: „Da nämlich der eine Maler Figuren, der andere die Mittelgründe und Fernen, der dritte die Bäume, der vierte die Blumen am besten arbeitete, so kam der Graf auf den Gedanken, ob man nicht diese Talente in den Bildern vereinigen, und auf diesem Wege vollkommene Werke hervorbringen könne? Der Anfang ward sogleich damit gemacht, daß man zum Beispiel in eine fertige Landschaft noch schöne Herden hineinmalen ließ; weil nun aber nicht immer der gehörige Platz dazu da war, es auch dem Tiermaler auf ein paar Schafe mehr oder weniger nicht ankam, so war endlich die weiteste Landschaft zu enge. Nun hatte der Menschenmaler auch noch

die Hirten und einige Wanderer hineinzubringen; diese nahmen sich wiederum einander gleichsam die Luft, und man war verwundert, wie sie nicht sämtlich in der freiesten Gegend erstickten. Man konnte niemals voraussehen, was aus der Sache werden würde, und wenn sie fertig war, befriedigte sie nicht."

Es ist nicht leicht, diese Stelle in ein rechtschaffenes Licht zu rücken. Die Redewendung von der „neuen, wundersamen Operation" mag immerhin zu Recht bestehen; zur Sache darf aber wohl bemerkt werden, daß die Beteiligung mehrerer Künstler an der Herstellung eines Werkes ein Gedanke war, der in der Kunstgeschichte nicht erst auf den Königslieutenant von Frankfurt zu warten brauchte. Wir sprechen hier nicht von der Mitarbeit, die den besten und auch selbständig hervorragenden Schülern von Großen und Größten, wie von Rafael und Rubens, besonders bei umfangreichen Gemälden gestattet und zugewiesen wurde, sondern von der freiwilligen Vereinigung einander ebenbürtiger und von einander unabhängiger Meister, vor allem der niederländischen Schule, die gemeinsam gute und schöne Werke schufen. Rubens und Breughel, Ruisdael und Wouverman, Ruisdael und Adriaen van der Velde, van der Velde und Wynants und so manche andere noch haben uns ja die vortrefflichsten Gemälde hinterlassen, in welchen ihr Können und ihr Geschmack sich harmonisch ergänzen.

Wie sollte das Goethe nicht gewußt haben? Wie wäre dies dem kunstliebenden Thoranc unbekannt gewesen? Von unseren Künstlern gar nicht zu reden, die sich überall ausgesprochener Maßen an die niederländischen Muster anlehnten. Bei Hüsgen lesen wir in dem Aufsatze über Wilhelm Friedrich Hirth: „Oefters mahlte auch der berühmte alte Schütz die Landschaften, und Hirt staffirte sie mit seinem schönen Vieh. Zuweilen kam auch Seekatz von Darmstadt als der dritte darzu und mahlte die Figuren, wodurch dann ein Stück mehrere Vollkommenheit erlangte, indem jeder in seiner Art groß, hier drey Meister gleichsam um den Vorzug wetteiferten." In der Darmstädter Galerie hängt unter Johann Christian Fiedlers Namen eine größere Landschaft, die von Schütz dem Vater gemalt ist, und in der die zahlreichen Figuren nicht nur von Fiedler, sondern auch von Seekatz herrühren, und im Frankfurter Goethehause finden sich ebenfalls zwei von Schütz, Hirth und Seekatz gemeinsam gearbeitete gute Bilder, die so wenig wie andere, die wir noch aufzählen könnten, auf Wunsch und Anordnung des Königslieute-

nants hergestellt worden sind. Wurden, wie Goethe berichtet, die Künstler über die ihnen auferlegten gemeinschaftlichen Arbeiten unmutig, so geschah dieses jedenfalls nur dann, wenn von ihnen ein nachträgliches Anbringen ihrer Besonderheiten verlangt wurde. Zur Herstellung von Bildern aber, in denen nach Goethes Schilderung die in eine Landschaft hineingesetzten Tiere und Menschen „sich gleichsam die Lust nahmen, so daß man verwundert war, wie sie nicht sämtlich in der freiesten Gegend erstickten", hätten sich, wie wir mit Sicherheit annehmen, die ehrlichen, auf ihre Kunst und ihren künstlerischen Ruf bedachten Meister überhaupt niemals eingelassen. Dazu kommt, daß wir weder in Grasse noch in Mouans — einige ganz nachgedunkelte Landschaftsgemälde ausgeschlossen, die sich jedem Urteil entziehen — irgend ein Gemälde gesehen haben, das der vorgenannten Beschreibung wirklich entspräche. Sollen wir also die Goethesche Darstellung als eine eben nur launige, mit besonderem Vergnügen drastisch gefärbte hinnehmen? Gewiß! Was bliebe uns sonst übrig? Doch dürfen wir wohl folgendes noch hinzufügen.

In edelwertigem Gesteine finden sich bekanntlich hin und wieder, deutlich erkennbar, kleine Geschöpfchen vor, Mücken, Fliegen, Käfer und andere, die bei der von keinem Menschenauge beobachteten, wundersamen Entstehung, als alles noch flüssig war, mit hereingezogen wurden. Diesen ephemeren Naturkindern, die hier den Schein des fortdauernden Daseins gewonnen haben, lassen sich wohl mancherlei Gestalten vergleichen, die Goethe, als seine Jugendgeschichte sich in ihm krystallisierte, in „Dichtung und Wahrheit" mit aufgenommen hat, so daß ihr Andenken, das sonst längst schon erloschen wäre, heute noch durch ihn erhalten ist und bleiben wird. Zu diesen darf man indessen die Frankfurter Künstler der Goetheschen Jugendzeit nicht zählen. Mag es noch so sehr zu ihrem Nachruhme dienen, daß die Jugenderinnerungen des großen Dichters ihrer gedenken, — der Goetheschen Versteinerung und Verkleinerung hätten sie alles in allem nicht bedurft, um in der Geschichte der deutschen Kunstentwickelung ihre Namen für immer verzeichnet zu sehen; denn gehörten sie auch, wie andere mehr, einer Verfallzeit an, so gilt doch auch von ihnen das Wort, daß sie an ihrem Teile den besten ihrer Zeit genug gethan und einen wertvollen Wiederschein voraufgegangener hoher Kunst auf spätere Tage hinübergeleitet haben.

Dem hier Gesagten wird freilich nur von denen zugestimmt werden können, die unsere Goethe-Thoranceschen Künstler wirklich kennen. Solche

Kenntnis ist begreiflicherweise nicht eben sehr verbreitet. Unsere Museen besitzen ein so reiches Erbe ganz anderer Kunstzeiten, so viel Gemälde weit größerer, ja der großen Meister, daß es einem Besucher, der nicht geradezu berufsmäßig Galeriestudien zu treiben hat, wahrlich nicht verdacht werden kann, wenn er mehr oder minder flüchtig an den diis minorum gentium vorübergeht. Anders steht es um jene, die gelegentlich über die Seekatz, Schütz und Genossen mitreden wollen. Von ihnen darf man verlangen, daß sie den Leistungen der Genannten nachgegangen sind und sich ernsthaft und vorurteilsfrei mit ihnen beschäftigt haben. Ob diesem Verlangen überall da, wo man sich über die Genannten hat vernehmen lassen, entsprochen worden ist? Ein recht peinliches Rätsel hat uns in dieser Beziehung der aller Verehrung und Dankesbezeugung so würdige Gustav von Loeper aufgegeben. Die schon im zweiten Kapitel, in unserem Fundberichte, erwähnte Stelle seines Kommentars zu „Dichtung und Wahrheit", die von seinem Aufenthalte in dem Schlosse Mouans berichtet, lautet vollständig und wörtlich: „Der Graf Thorane war nicht von Grasse, wie Goethe erzählt, sondern von dem Schlosse Mouans bei Grasse gebürtig. Es muß daher heißen: in dem Schlosse bei Grasse. Der Herausgeber hat dies Schloß (Château de Thorane à Mouans-Sartoux) im Dezember 1874 besucht, ohne jedoch in der reichen Gemäldesammlung des jetzigen Besitzers eines der Bilder Frankfurter Meister, von welchen Goethe spricht, aufzufinden. Das Schloß, unmittelbar an der Eisenbahnstation Mouans zwischen Cannes und Grasse belegen, im Anblicke der letztgenannten, amphiteatralisch auf den Ausläufern der Gebirge inmitten von Villen und Oelwäldern hingestreckten Stadt, ist mit altertümlichen Thoren, Türmen, Mauern und Gräben versehen und, soweit es in der Revolution zerstört war, im früheren Stile wiederhergestellt. Die Wölbungen der Zimmerdecken machten die von Goethe beschriebene Vermessung der Zimmer und Kabinette behufs genauer Uebereinstimmung mit den Maßen der Bilder notwendig."

Die einzelnen Irrtümer, die jeder dieser Sätze enthält, wollen wir nach unseren bisherigen Mitteilungen nicht noch besonders betonen. Das einzige, was hier ohne Widerspruch zu bleiben hat, ist die Thatsache, daß Herr von Loeper im Jahre 1874 das Schloß zu Mouans gesehen hat. Er spricht von der „reichen Gemäldesammlung des jetzigen Besitzers". Diese Sammlung besteht mit ganz verschwindenden Ausnahmen, einigen italienischen Gemälden und ein paar Kopien nach älteren

Italienern, schlechterdings nur aus Bildern der Frankfurter Künstler, die dem Thoranc'schen Erbe entstammen. Was hat Herr von Loeper also eigentlich gesehen? Wir sind gezwungen anzunehmen, daß er ohne jede Anschauung und Kenntnis der besagten Maler und ihrer Werke vor die rahmenlosen Bilder in Mouans getreten sei und unter ihnen als buchstabengläubiger, allzu gewissenhafter Kommentator, irre geleitet durch Goethe selbst, nach Bildern völlig unkünstlerischen Charakters gefahndet habe, in denen man noch heute der Erstickungsgefahr von Menschen und Tieren beiwohnen könnte. Dergleichen war nun eben nicht vorhanden und so mochten ihm nach seiner Meinung niederländische, nicht aber Frankfurter und Darmstädter Figuren- und Landschaftsbilder entgegengetreten sein. Daher fand er denn auch nicht „eines der Bilder, von welchen Goethe spricht". Den im ganzen wohlunterrichteten Grafen Sartoux hat er dabei sicherlich nicht zum Führer gehabt. — —

Christian Georg Schütz! Wer jemals eine der nicht zu zählenden Rheinlandschaften von seiner Hand, die in öffentlichen und privaten Sammlungen, zumeist gleich zu halben Dutzenden auftreten, gesehen hat, muß den liebenswürdigen Landschafter, wo immer es sei, auf den ersten Blick erkennen. Mögen seine Wege am Fluß entlang, durch Wald und Au, seine Sandabhänge, seine sonnigen Lüfte noch so sehr an einzelne Holländer wie Wynants, van der Velde, Dubois, selbst Cuyp, und ihre Motive erinnern, niemals wird man auf den Gedanken kommen können, daß man es mit einer wirklichen Kopierung zu thun habe; überall wird der selbständige Maler erkennbar sein. Auch seine Radierungen tragen durchgehends seine eigene, wohlgefällige Handschrift.

Und so steht es auch mit Johann Georg Trautmann. Wir halten es zwar nicht für unmöglich, daß einige seiner Werke hin und wieder angehenden Sammlern unter dem Namen Rembrandt von vielleicht ebenso unwissenden Händlern zugewiesen worden sind, aber, mochte er in seinen historischen Darstellungen noch so auffallend rembrandtisieren und in seinen Stadt- und Dorffeuersbrünsten an Daniel van Heil, Egbert van der Poel und ähnliche sich anlehnen, wer beglaubigte Gemälde seiner Hand von der einen oder anderen Art vor Augen gehabt hat, kann wiederum vor seinen Bildern nichts anderes als seinen vollen Namen aussprechen.

Von beiden eben genannten Meistern weisen die Häuser in Grasse und Mouans zahlreiche Werke auf. Sie einzeln zu beschreiben, hätte

4





keinen besonderen Wert. Das bedeutendste ist jener bei Herrn Roubaud befindliche (1,5 m : 2,5 m) große, gewaltige Brand von Troja, mit reichster kriegerischer Staffage, anstürmenden, kämpfenden, sich verzweifelt wehrenden Siegern und Besiegten und dem unerläßlichen Aeneas, den Vater Anchises auf dem Rücken. Ich habe keinen Trautmann gesehen, der dieser Leistung gleich käme. Kleinere Bilder, wie der aus meinem Besitze hier mitgeteilte Dorfbrand, finden sich auch dort. Die größeren Trautmannschen Gemälde, vor allem die seinerzeit von mir erworbenen Bilder aus dem Josephcyklus, werde ich im nächsten Kapitel zu besprechen haben.

Die unserem Buche in Heliogravüre beigegebene Landschaft von C. G. Schütz — 1,29 m : 1,16 m — stammt nicht aus Thoranceschem Besitz und Nachlasse, darf aber an dieser Stelle in mehr als einer Beziehung ein gewisses Interesse für sich in Anspruch nehmen. Durch eine Notiz, die Theodor Creizenach, der treffliche Herausgeber des Briefwechsels zwischen Goethe und Marianne von Willemer, in Nr. 26 der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" 1877 veröffentlichte, wurde ich auf dieses Bild aufmerksam gemacht. Creizenach vermutete damals in diesem Gemälde jenes von Bettina erwähnte Seekatzische Familienbild und teilte mit, es sei „vor nicht langer Zeit in Frankfurt zu sehen gewesen". Auf meine Bitte um nähere Auskunft darüber, wo dieses Bild zu sehen gewesen sei, wurde mir erwidert, der Kustos des städtischen Museums, Herr Bottinelli, habe es besessen und um einen hohen Preis nach England verkauft. Als ich aber Herrn Bottinelli aufsuchte, besaß er es noch, und ich erwarb es von ihm. Auf Seekatz mußte sogleich, von der etwas miniaturartig gehaltenen Staffage abgesehen, verzichtet werden; denn das Bild trägt deutlich den Namen Schütz. Daß dieses Bild auch nicht das im „Briefwechsel mit einem Kinde" erwähnte sein könne, war ebenfalls ohne weiteres ersichtlich; aber eine Besprechung desselben, abgedruckt in den „Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt a/M. 1. März 1874" ließ es dennoch erwerbenswert genug erscheinen. Diese Besprechung finde hier ihren Platz.

„Über ein Gemälde des Frankfurter Malers C. G. Schütz des Älteren.

In den Frankfurter Nachrichten Nr. 130 vom 7. November 1873 wurde auf ein neu aufgefundenes Gemälde dieses Meisters aufmerksam gemacht. Dasselbe wurde kürzlich von Herrn Bottinelli, Verwalter der

städtischen Gemäldegallerie käuflich erworben, und ist von demselben im genannten Institute zur Ansicht ausgestellt. Wenn ein Gemälde von Schütz an und für sich schon Interesse in Anspruch nehmen darf, so ist dies bei dem jetzt ausgestellten Werke des genannten Künstlers um so mehr der Fall, als hier in der Staffage bekannte und verehrte Persönlichkeiten entgegentreten, welche mit Frankfurts Ruhm, mit seiner Literatur und Kunst innig verbunden sind. Das Gemälde stellt eine Landschaft dar, deren Hintergrund von einer mit festem Bergschlosse gekrönten Anhöhe und dem entfernten hügeligen Ufer eines breiten Flusses in bekannter duftiger Manier des Meisters begrenzt ist. Im Vordergrunde erblickt man unter einer mit Wärme und Kraft ausgeführten Buchbaumpartie, in wohlgetroffenen Miniatur-Porträts, die Frau Rath Goethe, des Altmeisters Goethe Mutter, im Gespräch mit dem Künstler, dem Meister Schütz selbst. Eine zweite Frauengestalt befindet sich noch bei der Gruppe, welch letzterer sich ein munterer, ungefähr acht Jahre alter Knabe, vielleicht das Kind Wolfgang Goethe oder ein Sohn von Schütz anschließt. Die übrigen auf dem Bilde noch befindlichen sechs Figuren sind der minutiösen Kopfbehandlung nach zu urteilen, ebenfalls Porträts, doch ist es bis jetzt nicht gelungen, deren Originale festzustellen. Das zwischen den Jahren 1750 bis 1762 gemalte Bild trug die Bezeichnung „C. G. Schütz fec.“, wovon das C jedoch durch Verkleinerung der an den Rändern stark beschädigt gewesenen Leinwand fehlt. Es war in eine Tapete eingefügt, wie die Randverzierung beweist, und soll sich in dem Goetheschen Hause selbst befunden haben.“

Von diesem Bilde führte mich alsbald darauf der Weg nach Berlin zu den Erben der Frau Bettina von Arnim, bei denen ich denn, wie schon erwähnt, das echte Goethesche Familienbild von Seekatz vorfand. Daß der Knabe auf der Schützischen Landschaft Wolfgang Goethe sein könnte, ließe sich vielleicht deshalb annehmen, weil die im Vordergrunde des Bildes im Gespräche mit einem Herrn dargestellte, stattliche Dame allerdings recht wohl die Frau Rath Goethe sein kann, nach unserer Ansicht sogar ist. Die Form des Kopfes und besonders die der Nase stimmt gut zu den uns bekannten Porträts und die behagliche, zugleich aber würdige Körperhaltung zu der Vorstellung, die man sich doch wohl von der Erscheinung der Stadtschultheißenstochter zu machen hat. Aber selbst wenn das daneben gestellte Knäblein den kleinen Goethe hätte bedeuten sollen, so kann doch der Kleinheit wie der



Photogravure Bruckmann



Unbestimmtheit wegen von einem erkennbaren Kinderporträt Wolfgangs nicht geredet werden. Dasselbe gilt auch von dem Seekatzischen Bilde; denn auch auf diesem, so unfraglich es das Porträt des etwa Zehnjährigen bringt, sind die Gesichtszüge Wolfgang Goethes so unbestimmt wiedergegeben, daß wir auch da kein wirklich deutliches Knabenporträt gewinnen können. Herrmann Junkers Kopie nach dem Originale, die bei Heinemann wiedergegeben ist, trägt die deutlichen Spuren einer wohlgemeinten, aber kaum berechtigten Retouche. Anders steht es salvo errore mit dem mehrerwähnten Josephbilde, von dem wir alsbald Näheres zu sagen haben.

Über die genannten drei Kinder- und Knabenbildnisse hat Friedrich Zarncke in seinem „Verzeichnis der Originalaufnahmen von Goethes Bildnis, Leipzig 1888" auffallend unzuverlässige Angaben und Urteile veröffentlicht, deren Beleuchtung wir unserem Anhange zuweisen dürfen (s. Anhang 10), da uns daran gelegen sein muß, allendlich zu den Bildern aus der Josephsgeschichte zu kommen, die wir einst in Mouans sahen und erwarben, die hier, fünf an der Zahl, in Gravüren wiedergegeben sind, und die mehr als alle bisher besprochenen nahe und nächste Berührung mit Goethe selbst haben.

XVIII.

Wem wäre nicht beim Lesen des vierten Buches von „Dichtung und Wahrheit“ die ausgedehnte Schilderung alttestamentlicher, patriarchalischer Zeiten und Zustände, der man da alsbald begegnet, etwas verwunderlich erschienen? Goethe unterbricht die Erzählung seiner Kindheitsgeschichte und spricht von der Geschichte der Kindheit eines fremden Volkes? Man fragt sich, was soll das an diesem Orte? Überläßt man sich indessen der ruhig führenden Meisterhand, so nimmt man, ehe man es noch gedacht, an dem Behagen teil, mit dem sich der Darsteller dem eingeschalteten Gegenstande hingegeben hat. Mehr noch, die eigenen Jugendeindrücke, die man einst von den Gestalten jener Erzväter empfangen, werden wieder wach und man nähert sich unwillkürlich, in einfacher und selbstverständlicher Weise, dem Gedanken, der Absicht, dem Ziele des Selbstbiographen. Was anders will uns Goethe mit dieser scheinbaren Episode sagen, als daß eben jene biblischen Darstellungen auf seine jugendliche Anschauung den größten Reiz und Einfluß ausübten? Er selbst sagt darüber:

„Vielleicht möchte jemand fragen, warum ich diese allgemein bekannten, so oft wiederholten und ausgelegten Geschichten hier abermals umständlich vortrage. Diesem dürfte zur Antwort dienen, daß ich auf keine andere Weise darzustellen wüßte, wie ich, bei meinem zerstreuten Leben, bei meinem zerstückelten Lernen, dennoch meinen Geist, meine Gefühle auf einen Punkt zu einer stillen Wirkung versammelte; daß ich auf keine andere Weise den Frieden zu schildern vermöchte, der mich umgab, wenn es auch draußen noch so wild und wunderlich herging.

Wenn eine stets geschäftige Einbildungskraft mich bald da- bald dorthin führte, wenn das Gemisch von Fabel und Geschichte, Mythologie und Religion mich zu verwirren drohte, so flüchtete ich gern nach jenen morgenländischen Gegenden, ich versenkte mich in die ersten Bücher Mosis und fand mich dort unter den ausgebreiteten Hirtenstämmen zugleich in der größten Einsamkeit und in der größten Gesellschaft." Dann heißt es weiter, und man könnte versucht sein, fast persönlich gemeinte Anlehnung darin zu finden:

„Diese Familienauftritte, ehe sie sich in eine Geschichte des israelitischen Volks verlieren sollten, lassen uns nun zum Schluß noch eine Gestalt sehen, an der sich besonders die Jugend mit Hoffnungen und Einbildungen gar artig schmeicheln kann, Joseph, das Kind der leidenschaftlichsten ehelichen Liebe. Ruhig erscheint er uns und klar, und prophezeit sich selbst die Vorzüge, die ihn über seine Familie erheben sollten. Durch seine Geschwister ins Unglück gestoßen, bleibt er standhaft und rechtlich in der Sklaverei, widersteht den gefährlichsten Versuchungen, rettet sich durch Weissagung, und wird zu Ehren nach Verdienst erhoben. Erst zeigt er sich einem großen Königreiche, sodann den Seinigen hilfreich und nützlich. Er gleicht seinem Urvater Abraham an Ruhe und Großheit, seinem Großvater Isaak an Stille und Ergebenheit. Den von seinem Vater ihm angestammten Gewerbsinn übt er im großen: es sind nicht mehr Herden, die man für sich selbst gewinnt, es sind Völker mit allen ihren Besitzungen, die man für einen König einzuhandeln versteht. Höchst anmutig ist diese natürliche Erzählung; nur erscheint sie zu kurz, und man fühlt sich berufen, sie ins einzelne auszumalen."

Hier haben wir den eigenen Goetheschen Kommentar zu jener erwähnten Stelle im dritten Buche, an der wir lasen, er erinnere sich, daß er für die vom Königslieutenant beschäftigten Maler einen umständlichen Aufsatz verfertigt und in diesem zwölf Bilder beschrieben habe, welche die Geschichte Josephs darstellen sollten, wovon einige ausgeführt worden seien. Diesem Kommentar läßt sich nichts hinzufügen als etwa die Bemerkung, daß zwar der junge Goethe durch die alttestamentlichen Poetereien Bodmers, Klopstocks und Mosers, wie er berichtet, angeregt worden sei, selbst auch eine größere, aber in Prosa abgefaßte epische Dichtung zu verfertigen, die er mit bestem Erfolge dem Herrn Vater überreichen durfte, daß er aber nachmals dieses Werk

mit aller Seelenruhe der Vergessenheit anheimfallen ließ und sich zu der gewiß richtigen und gesunden Anschauung bekehrte, daß jene biblischen Erzählungen zwar zur bildlichen Darstellung recht wohl, nicht aber zur dichterischen Behandlung geeignet seien.

Unsere diesem Buche beigegebenen Reproduktionen der in Mouans aufgefundenen Josephbilder geben einen guten Begriff davon, wie Wolfgang Goethe sich die einzelnen Scenen aus dem Leben Josephs „auszumalen" wußte. Zu beschreiben brauchen wir sie nicht, da sie hier vor Augen gerückt sind. Die Frage aber, wer der Urheber dieser Gemälde sei, hat mich lange und eingehend beschäftigt. Das Resultat aller wiederholten Prüfungen war die Überzeugung, daß in erster Linie nur Johann Georg Trautmann genannt werden könne, wobei freilich nicht ganz ausgeschlossen zu bleiben braucht, daß auch Seekatz in Einzelheiten seinen Anteil genommen habe. Das in Lichtdruck beigefügte, rembrandtisierende „Auferweckungswunder", die Auferweckung des Lazarus, ist echt Trautmannisch, und, wie es sich beglaubigt durch eine ebenfalls in unserem Besitze befindliche Radierung, die des Künstlers Signatur „TM fec." trägt und aufs stärkste an die unter dem Namen «la petite tombe» bekannte Rembrandtische Komposition erinnert, so dient es seinerseits wiederum zur Beglaubigung der Trautmannischen Urheberschaft unserer Bilder. Einem nur einigermaßen aufmerksamen Vergleiche, zu dem wir den Leser auffordern dürfen, wird dies ohne jede Schwierigkeit erkennbar werden.

Hat Trautmann auch den kleinen Joseph gemalt, der nach Thoranc-Sartourscher Überlieferung als ein Porträt des Knaben Wolfgang Goethe zu betrachten wäre? Bleiben wir zunächst bei dieser Tradition! Einer solchen ohne weiteres mit einer Verneinung entgegenzutreten, ist hier wie überall unzulässig. Ist der Wahrheitsbestand einer derartigen Familienüberlieferung nicht bis zur Evidenz nachweisbar, so ist es die Negation ohne ganz triftige und stichhaltige Gegengründe ebensowenig. Die Überlieferung lautet: Der Graf Thoranc hat gesagt: c'est Goethe! seine Tochter hat's aus seinem Munde vernommen; der Erbe der Tochter hat es unmittelbar von ihr empfangen. Diesem Thatbestande kann man nicht vorübergehen. Wie die Äußerung des alten Königslieutenants erklärbar werden könnte, haben wir früher hinreichend angedeutet. Hier fügen wir einen weiteren Wahrscheinlichkeitsbeweis hinzu. Man denke sich folgendes: Wolfgang, der frühreife, überall





um die Künstler herum beschäftigte, mit ihren Arbeiten vertraute, für ihre Bilder Auswahl treffende und Vorschläge machende Knabe, wird eines Tages vom Gevatter Seekatz für die „nach dem Leben in Kindern und Knaben" gemalten Figuren der vier Elemente oder von Trautmann, der einen kleinen Joseph an die Midianiter verkaufen soll, aufgefordert, nun auch einmal selbst mit seiner entschieden auffallenden Gestalt, mit seinem ganz besonderen Kopfe und Gesichtsausdrucke Modell zu stehen. War ein solches, wenn auch hier nur fingiertes Vorkommnis nicht ungemein naheliegend und wäre es, nur einigermaßen angedeutet, nicht ohne Kopfschütteln aufzunehmen? Wir unsererseits glauben an dergleichen. Von einem Wissen und Beweisen kann, wie gesagt, nicht die Rede sein.

Die Frage ist aber weiterhin diese, ob zu den mehr oder minder äußeren Wahrscheinlichkeitsgründen auch noch innere, unserem Bildnisse selbst entnommene, hinzutreten dürfen. Auch hier wollen wir unsere Anschauung keineswegs als maßgebend hinstellen. Ich kann nur sagen, daß ich bei jener ersten, ruhig sicheren Bemerkung des Grafen Sartoux: «c'est Goethe!» blitzartig betroffen und, noch ehe ich weiter fragte, im Anschauen des Josephknaben sogleich die Empfindung und Überzeugung hatte, daß dies gewiß zu Recht bestehe. Denn dieser Knabenkopf erscheint neben anderen, die ja hinreichend auf den hier in Betracht kommenden Bildern zu sehen sind, so ganz besonders, so für sich bestehend, so sehr charakteristisch, daß er allein schon deshalb auf ein Modell ungewöhnlicher Art hinweisen muß. Halten wir nun diese Gestalt, diesen Kopf, diese Gesichtszüge neben die Goethebildnisse späterer Zeit, so will uns bezüglich des Körperbaues wie der physiognomischen Erscheinung, alles in Erinnerung kommen, was wir davon gesehen, gelesen und gelernt haben.

Es ist bekannt, daß Goethes Gestalt höher gewachsen erschien, als sie in Wirklichkeit war. Das lag nicht nur an seiner Haltung; auch nicht nur an dem langen weißen Flanellrock, in dem er sich oftmals zeigte, sondern vor allem in einem besonders langen Oberkörper, dem der untere Teil seines Baues, ohne etwa eine auffallende Unregelmäßigkeit zu bedingen, nicht ganz entsprach. Über mächtig entwickelter Brust und starkem männlichen Halse saß der große Olympierkopf. Die Nase gut und voll gebaut, der Mund edel geformt, das Kinn aber, von der späteren, ausgiebigeren Entwicklung abgesehen, etwas

spitze zulaufend, die Augen — wer jemals hätte in diese hineinsehen dürfen! — groß, schön, ausdrucksvoll. Dem allen widerspricht unser Josephskopf nicht. Die mächtige Stirne kommt freilich nicht zum Vorschein, woran jedoch nur die Verkürzung Schuld trägt, die der zurückgelegte Kopf mit sich bringt. Und so dürfen wir schließlich doch wenigstens dieses sagen: In dem hier vergrößert beigegebenen Porträt widerspricht alles in allem nichts der traditionellen Annahme, daß Wolfgang Goethe zu diesem Bildnisse Modell gestanden habe.

Wir kehren aber zu der Frage zurück: Hat es Trautmann gemalt? Es liegt nahe, statt seiner an Seekatz, den weit vertrauteren Freund, zu denken, für dessen Mitwirkung an den Josephbildern auch manches andere, wie die Architekturen und die spärlich belaubten Bäume, sprechen könnte. Wir müssen natürlich die Frage offen lassen und fügen nur noch eine zweite, ebenfalls offen bleibende hinzu.

Goethes römische Freundin Angelika Kaufman hat auch Josephbilder gemalt. Wohin sie gekommen sind, und wie viele ihrer waren, ob vielleicht auch ein ganzer Cyklus, wissen wir nicht. Aber es liegen uns zwei in Farben gedruckte Blätter des englischen Stechers James Godby vom Jahre 1798 vor, die mit der Bezeichnung "Peinted by Kauffman" und "Engraved from the original Picture" versehen sind. Das erste der beiden Bilder stellt den kleinen Joseph dar, wie er in Gegenwart seiner Brüder dem alten Vater und der hinter diesem stehenden Mutter seine Träume erzählt. Dieser Josephknabe hat, wenn man so sagen darf, das übliche Dutzendkindergesicht ohne jeden besonderen charakteristischen Zug. Dagegen haben wir auf dem zweiten Blatte einen völlig anders gearteten Josephtypus. Die Komposition zeigt nur sechs Figuren. Zur Rechten sitzt, wie an einem Tische, an der mit einem dicken, runden Brette zugedeckten Zisterne ein bärtiger Midianiter, der bereits eine Anzahl von Silberlingen aufgezählt hat und andere Münzen auf der flachen Hand hält. Neben ihm steht ein zweiter. Hinter beiden ein hoch aufragendes Kamel. Zur Linken sieht man im Handel mit ihnen drei der Brüder, und in der Mitte steht der zum Verkaufe gestellte Knabe. Wir beschreiben den Kopf dieses Knaben nicht; wir ziehen es vor, neben unserem Trautmann oder Seekatz hier die Angelika Kaufman zu stellen, in der genauen Reproduktion eines Ausschnittes aus dem Godbyschen Farbendruck und fragen nur: Was soll, was kann man dazu sagen? Ist es denkbar, daß hier

11



Photogravure Bruckmann



keinerlei Zusammenhang bestehen sollte? Aber welcher? War ein Studienkopf von Trautmann oder Seekatz in Goetheschem Besitze zurückgeblieben und so vielleicht durch Goethe selbst an Angelika gelangt? Oder war aus dem Nachlasse des einen oder des anderen der beiden Maler eine solche Skizze auf irgend welchem Wege, sei es an die genannte Künstlerin selbst oder etwa an Tischbein gelangt? Oder stammen die beiden einander so ähnlichen Köpfe aus einem noch weiter zurückliegenden, dritten Vorbilde? Dies alles bleibt, wie gesagt, offene Frage.

XIX.

Wann, in welchem Jahre hat der Graf Thoranc Gelegenheit gehabt oder genommen, eine größere Anzahl der für ihn in Frankfurt gemalten Bilder einem Pariser Kunstexperten zur Begutachtung zu übergeben? Daß dies geschah, besagt uns eine leider nicht datierte Niederschrift, die sich unter den Papieren Thorancs vorgefunden hat. Sie nennt als den Begutachter, dessen Urteile da aufgezeichnet sind, einen Herrn Godefroid. Wer war Herr Godefroid? Von Paris aus hat man mir keine Mitteilung über diesen Kunstpropheten geben können. Es ist aber wohl möglich, daß er identisch ist mit einem in Naglers Künstlerlexikon verzeichneten Manne gleichen Namens, der dort als ein älterer französischer Künstler verzeichnet wird, der auch Restaurator war und die Ausbesserung von Gemälden übernahm.

Wir denken uns den Verlauf der Dinge so.

Die „Kisten und Kasten" wurden, ehe Thoranc selbst Frankfurt für einige Zeit verließ, von ihm nicht direkt nach Grasse, sondern zunächst nach Paris gesandt, auf dem Wege nach der Provence, der damals ohne Zweifel der sicherste war, wie er ja heute noch der bequemste ist. Er selbst folgte dann auf dem gleichen Wege den Gemälden, die er an den Herrn Godefroid adressiert hatte, und hörte in Paris von diesem, was wir in seiner auf vier kleinen Quartseiten verzeichneten Wiedergabe des eingeholten Gutachtens lesen. Dieses famose Gutachten lautet, wie folgt:

Sentiment de M. Godefroid sur les tableaux, qui sont chez luy.

Il donne la preferance aux 2 beaux Schutz et aux 2 incendies de Trautmann.





Il trouve dans la grande Carmesse des verités et une façon de faire assez bonne, mais il trouve que Seekatz n'est pas peintre. Il n'a pas cherché les effets; il a mis à coté des choses bien travaillées des choses bien negligées, qui ne sont en aucune façon de relief, qui ne sont pas dessinées, ni raisonnées ni conduites avec intelligence.

On trouve, dans les 2 grands paisages qui après la Carmesse, sont ce qu'il y a de mieux, un travail prodigieux sans effet. Les arbres sont tout plats, les figures sans esprit quoyque vrayes, mais mal dessinées. La composition du tableau est mauvaise; les plans n'en sont pas traités selon l'intelligence du clair obscur, les details sont peu satisfaisant.

On trouve le Salomon un assez mauvais tableau; les grands personnages du devant, chefs de la sinaguogue, font trou dans le tableau, n'ayant aucun relief.

Toute l'histoire de Joseph a parue miserable, et c'est qu'on a trouvé de plus mauvais.

En général des ouvrages de cette espèce ne sont pas faits pour des Parisiens. Il y a trop de vrais connoisseurs à Paris, et lorsqu'on y presente quelque chose, l'ouvrage pour n'etre pas écrasé doit avoir bien du mérite.

Les 2 incendies de Trautmann sont regardés comme des tableaux bien composées, mais on ne trouve cependant à Trautmann d'autre mérite que d'avoir representé l'effet du feu.

Quoyqu'on n'aye pas trouvé à Paris le debit de ces tableaux, Joublein, qui les a vus, me dit qu'ils ont du mérite. Godefroid luy-même lorsque je les ay remportés, a convenu qu'ils etaient bien et que les grands amateurs aiment mieux se laisser tromper par les brocanteurs que d'acheter des choses, dont il ne connoissent pas les possesseurs.

Conclusion: Je ne dois pas vendre ces tableaux.

Wir gestehen, daß uns ein gewisses Gefühl der Beschämung für unseren Grafen überkam, als wir zuerst dieses Schriftstück lasen, nicht deshalb, weil daraus hervorzugehen scheint, daß Thoranc sich mit dem Gedanken trug, möglicherweise die „geliebten Gemälde" zu veräußern; das wäre eben seine Sache gewesen, über die wir nicht zu richten hätten. Was uns vielmehr dabei von einigem Anstoße ist, das ist der gewisse Respekt, den der kunstliebende Mann einem Gutachten bezeugt, das die

deutlichsten Spuren eines abgeschmackten Kunsthändlertums oder auch jener Kunstexpertenmanier aufweist, die freilich bis in unsere Tage hinein gereicht hat, bis in die Zeit, da endlich ein auf strenges Studium und wissenschaftliche Kritik gegründetes Kennertum diesem Gebahren ein Ende machte. In dem vorliegenden Falle kommt nun überdies noch hinzu, daß jener Kunstrichter weit mehr, als es heutigen Tages geschehen würde, den Hervorbringungen deutscher Maler gegenüber, von denen er einfach nichts wußte, in einer Überhebung befangen war, die er — was das Beste an seinem ganzen, unter allen Umständen höchst unterhaltlichen sentiment ist — wenigstens selbst als eine solche einigermaßen zugesteht. Und so können wir nachträglich dem Grafen Thoranc nur Glück wünschen, daß er sich trotz alledem von seinem Seekatz und seinen Frankfurter Bildern nicht trennte, sondern sie der Nachwelt treulichst aufgehoben hat.

XX.

Die mehrfach erwähnte Frau von Barkhaus, deren an den Grafen Thoranc gerichtete Briefe wir im Nachstehenden abdrucken, und die sich meist nur de Barckhaus, dann wieder H E C de Barkhaus und einmal auch H E C de Barkhaus née de Veltheim unterschrieben hat, wer war sie? Weiß man von ihr etwas mehr als das, was unseren Briefen zu entnehmen ist, also dies, daß sie der Frankfurter Aristokratie angehörte, daß sie eine geistreiche, lebenslustige und liebenswürdige Dame war und ebenso wie ihr Gatte mit Thoranc in warmer Freundschaft verbunden war?

Herr Dr. Pallmann, dem ich auch sonst für vielfache Berathung und Hilfeleistung besten Dank schulde, brachte mir zuerst die Frage nahe, ob diese Frau von Barkhaus nicht doch vielleicht identisch sei mit der von Hüsgen wie von Gwinner verzeichneten Frankfurter Künstlerin gleichen Namens. Und in der That, zu unserer Genugthuung konnten wir diese Frage alsbald bejahen, so daß sich die hier folgenden Mitteilungen in willkommener Weise an die soeben voraufgegangenen Maler-Kapitel anschließen lassen.

Hüsgen zwar nennt nur die Tochter, das Fräulein „Louise von Barckhausen genannt von Wissenhüten", und schreibt über diese in seiner originellen Weise folgendes: „Ich glaube nicht, daß jemand das grose Verdienst verkennen wird, so mehrere berühmte Frauenzimmer in der Kunst bewiesen haben: Unsere Frau Merianin brillirte bekanntermasen in Kräuter und Inseckten, Rachel Reusch und Maria Osterwyk in Blumen; in eine höhere Region der Kunst als diese, schwunge sich aber nur

Angelica mit ihren immerwährenden Liebes-Geschichten: Flora und Amor bestimmen mithin bey dem schönen Geschlecht gemeiniglich die Grenzen, über welche hinaus der delikate Pinsel ihrer zarten Hände keinen Beruf empfindet. Man muß es also als ein Phänomen ansehen, daß ich hier, ohne der Bescheidenheit zu nahe zu tretten, eine junge Dame nennen kan, so im Fach der Landschaften es zu einem überaus hohen Grad brachte. Sie ist die Fräulein Tochter des Herrn Geheimden-Rath von Barckhausen genannt von Wissenhüten. Georg Christian Schütz der Vetter hatte die Ehre, Ihr den letzten Unterricht zu geben. Ein angebohrnes Genie mit nöthigem Feuer verbunden, setzte sie aber bald über die gemeine Grenzen hinweg, und brachte hier in kurzem seltene Früchte zur Reife: Nicht zufrieden, daß Sie treflich zeichnete, nahm Sie nun Palet und Pinsel, kopirte Landschaften, besonders grose Gemählde mit Wildnissen nach Moucheron und Waterlo, mit einer solchen Nachahmung, daß nichts wie die Neuheit des Pinsels den Unterschied bemerken ließ."

Gwinner aber, der diese Tochter mit dem gleichen Lobe verzeichnet, nur daß er sie als bereits verheiratete Frau, als Louise Friederike Auguste van Panhuys, geb. von Barkhaus-Wiesenhüten, einführt, berichtet uns vor allem auch über die Mutter, über unsere Helene Elisabethe Charlotte von Barkhaus-Wiesenhütten, geb. von Veltheim, die Gattin des Geheimerats von Barkhaus-Wiesenhütten, geboren am 12. Februar 1736, gestorben am 29. März 1804. Von ihr sagt er; „Sie wußte ihre Mußestunden so geschickt mit Zeichnen, Malen und Radiren auszufüllen, daß ihr eine Stelle unter den ausgezeichneten Kunstdilettanten Frankfurts gebührt. Außer sechs kleinen Köpfen von ihrer Hand, welche sich in dem Nothnagel'schen Kunstnachlasse verzeichnet finden, verdienen insbesondere zwei radirte Blättchen erwähnt zu werden: 1. Brustbild eines singenden Knaben, das aufgeschlagene Notenbuch mit der Aufschrift: „Alzeit lustig, nimmer traurig" in der Hand haltend. Charlotte de Barkhaus née de Veltheim fec. 1773. 8°. — 2. Brustbild eines Mädchens, ebenfalls mit dem Namen, und der Jahrzahl 1774 bezeichnet. 16°." Von den erwähnten sechs kleinen Köpfen von ihrer Hand besitzt das Münchener Kupferstichkabinett einige, die wir mit Vergnügen als sehr talentvolle Leistungen rühmen dürfen.

So hebt sich diese Frau, die man trotz ihres geistreichen Witzes, den wir in ihren Briefen kennen lernen, leicht versucht sein könnte nur als eine

der damaligen leichtlebigen und übermütigen höheren Gesellschaft zugehörige Dame zu betrachten, über dieses Niveau hinauf und macht uns ihren Verkehr mit dem Grafen Thoranc und die Beweise dieses Verkehres nur um so wertvoller.

Ihre im Nachstehenden mitgeteilten Briefe an Thoranc lassen wir ohne weiteren Kommentar für sich selbst sprechen, nur kleinere Hinzufügungen gestatten wir uns da und dort. Die äußere Erscheinung dieser Korrespondenz betreffend, sei nur noch bemerkt, daß sie überall auf dem damals üblichen Quartformat in sehr anmutiger Handschrift, und, wie man mit uns finden wird, höchst ergötzlicher Orthographie geschrieben ist.

A Francfort ce 25 Juillet. (1760)

Je trouve Monsieur que vous êtes beaucoup plus honnête dans vos lettres que vous n'avés coutume de l'être de bouche, je suis presque tentée de vous proposer à votre retour, pour eviter de nous quereller comme nous avons coutume de faire, de nous écrire tous les jours un Billet, et de ne nous plus parler du tout, je crois que par ce moyen nous serions dumoins amis pour quelques tems.

Il y a longtems que je desirois que vous fisfies l'éloge de mon ame, mais jamais vous n'y avés songé, je crois que c'est déja un heureux effet des Bains, je vous conseille de vous en servir le plus que vous pourrés, cela vous donnera des idees saines et des pensées heureuses. Servés vous aussi de la Douche sur la Tête, elle délayera toutes les mauvaises humeurs que vous avés très frequemment dans le cerveaux et ce sera apres cela un plaisir de commercer avec vous.

Avec tout le Baume que les Eaux d'Ems pourront vous mettre dans le Sang je crains pourtant que vous ne reveniez astmatique: vous faites la jouette a ce qu'Hannovre et la Saxe ont de plus aimable, comment y tenir un coeur de Roche et un poumont de fer n'y tiendroit pas. Je ne me pique pas de curiosité, Monsieur, je vous fais grace de me comuniquer les nouvelles découvertes qu'on a fait a Ems, il n'y a rien de Si nuisible que d'ecrire et de lire quand ou prend les Eaux. Cela affoiblit la vûe, et comme je ne veux pas avoir a me reprocher de vous avoir fait pêcher contre les regles prescrite de la faculté, j'abrêge ma lettre malgré l'envie que j'avois de vous dire encore bien des choses, pour

vous prouver que votre santé m'intereſse et que je suis avec beaucoup de consideration Monsieur votre très humble et tres obeïſsante
servante de Barckhaus.

Nur zwei Quartſeiten des Briefes ſind beſchrieben. Der Brief war nicht kouvertiert, ſondern ſo zuſammengefaltet, daß die vierte Seite zum Siegelverſchluß und zur Adreſſe benutzt werden konnte. Der wohlerhaltene Siegelabdruck zeigt das Allianzwappen Barkhaus-Veltheim. Die Adreſſe lautet A Monsieur, Monsieur de Thoranc Lieutenant du Roi de la Ville Imperiale de Francfort aux Bains d'Embs. Ein Poſtvermerk giebt das Porto mit zwei Batzen an; das iſt acht Kreuzer rheiniſch, alſo nach unſerem Gelde etwa ſiebenundzwanzig bis achtundzwanzig Pfennige, bei dem damaligen hohen Geldeswerte ein nach unſeren heutigen Begriffen außerordentlich hoher Satz für einen einfachen Brief von Frankfurt nach Ems. — Graf Thoranc hat auf derſelben Rückſeite eigenhändig bemerkt: Me de Barkaus plaisanteries.

Francfort ce 4 d'aoust. (1760)

Vous avois-je promis Monsieur, que je repondrois a vos lettres l'heure d'aprés que je les aurois recues? Sur quel autel ai-je fais serment d'être si exacte? voyons un peu si vous avés eu lieu de me gronder, ou non, examinons la chose. celle sur laquelle vous contiés trouver reponse, est datée du 30te, elle n'est arrivée ici que le 1er a midi, je ne pouvois par consequence y repondre le même jour, la poste partant le matin, Samedi qui étoit le 2nd j'avois un grand jour de poste je ne pouvois vous écrire, Dimanche qui étoit hier j'étois a l'Eglise, encore un impedimento, au soir je reçois votre derniere épitre qui me fait voir et me confirme que vous êtes d'un commerce bien dificile et que je ne me suis jamais trompée en vous jugant tel. qu'avés vous a present a me reprocher? rien, je vous avois proposée un commerce de lettre réglé, mais il ne devoit commencer qu'a votre retour, si vous ne vous êtes pas servi pour un besoin urgent de ma lettre, relisés la et vous véres que je ne me suis engagée a rien, tant que vous seriés a Embs. Je suis comme vous du sentiment de Pangloſse. (Aus Voltaires Candide.) que tout va au mieux dans ce monde ci; si vous ne vous êtiés pas avisé de me gronder sans rime et sans raison, j'aurois dit en moi même: c'est pourtant un bon Diable que ce Thoranc.

S'il ne fait pas bon lui parler, du moins est-il honnête dans ses lettres, ecrivons lui, mais comme tout va au mieux dans ce monde merveilleux vous ne m'avés parrut bon pour un moment que pour que je pus voir, qu'il ne se faut fier à rien, que toujours les aparences sont trompeuses, qu'un grand nombre d'hommes sont mechant, trompeur, colere, gourment, bizare, difficile, pour que ceux qui ne le sont pas, se corrigent, voyent combien il est dangereux d'avoir ces défauts, vous les avés tous, je ne m'en étois pas aperçue, ou pour mieux dire je ne voulois pas vous croire tel, mais me voila corrigée grace a votre derniere lettre je ne suis plus votre dupe, je vous suis infiniment obligée de m'avoir tirée d'erreur, me voici Panglofsienne pour le reste de mes jours, j'ai deja la Princefse Palestrine a mes gages, si je puis trouver Candide, la belle Cunnegunde, Paquette et toute la fammille, je les prendrai tous. Je suis charmée qu'on vous en aye donné a garder. Mr de Glaubitz ne loge pas chés moi, Madlle de Boniquau n'epouse pas le beau Reding, Mr de Neufville n'est pas encore arrivé au Cap de bon esperance de Mdlle de Glaubourg, il vaugue encore en plaine mer. le feu n'a pas pris a votre maison, mais votre Hôtefse . . . . . . — hier folgt eine mauvaise plaisanterie, die ich in Übereinstimmung mit dem ursprünglichen Besitzer dieser Briefe unterdrücke —. Resterés-vous toute cette année a Ems? n'en faites rien je vous le conseille en amie. un grand homme dont j'ai oubliée le nom a predit, que ce 10 du mois d'aoust 1760 Ems perriroit d'un tremblement de terre, que cent ans d'après on trouveroit dans les décombres un grand homme petrifié qu'on reconnoitrois a la croix de St. Louis pour françois, qu'on se serviroit de ses os pour faire des sortileges, la justice qui aprendra cela, fera rafsembles les os, les fera bruler et jetter au vent. Comme il n'y a de croix de St. Louis a Ems que la votre, et que se pourrait bien être de vous que parle le grand Prophête, je vous conseille de vous sauver bien vite, et retourner ici, être Lieutenant du Roi de la bonne Ville de Francfort, jusqu'a tems qu'il plaira aux alliés de vous en chafser. Mon mari vous afsure de ses devoirs. j'ai l'honneur d'être votre tres humble servante

H E C de Barckhaus.

Drei und eine halbe Quartseite beschrieben. Der Brief ist also kouvertiert gewesen. Auch er trägt den Vermerk plaisanteries.

Francfort ce 20 d'aoust 1760.

Vous voulés donc Monsieur qu'on aye toujours la plume a la main, en confsience vous exigés un peu trop. Je conçois trés bien qu'il est dur de se trouver comme vous isolé dans un endroit aufsi triste que Wisbaden, aprés avoir vecus pendant quatre semaines comme un vrai Sibarite, mais doi-je en pâtir? est-ce à moi a présent à remplir le vuide de votre ame? Non en verité! l'image de celle qui a contribuée a vous faire pafser un tems si délicieux devroit seule vous occupper. Si vous etiés mon amant je serois peu flattée des moyens que vous recherchés avec tant d'emprefsement de vous désennuyer, un amant tendre et délicat, ne doit être occupé dans l'absance que du souvenir de sa belle, ne songer qu'a elle, regrêtter le tems qu'il est obligé de sacrifier a ses amis, et ne pas trouver la consolation dans leurs commerce, c'est la ce qui s'appelle aimer, je vous a cru cappable de pareills sentimens. Je croyois que mes lettres devroient vous faire de la peine, vous parroitre désagréables, et que ce n'étois simplement que grimafse l'envie que vous temoigniés d'en recevoir, mais me voici désabusée, les organes de votre ame ne sont pas afsés bien montées, pour que vous puifsiés sentir le bonheur d'un vrai attachement, vous n'allés, qu'au gros de l'affaire, vous ne saves n'y bien aimer ny vos Maitrefses ny vos amis, vous êtes toujours en querelle avec les derniers, et vous oubliés facilement les premières, de la je conclus que c'est une dupperie que de s'emprefser a vouloir être bien avec vous, aufsi ai-je pris mon partie. Oui Monsieur ce ne sera plus qu'a mon grand loisir que je vous écrirai, plus vous seres impatient moins je songeroi a vous sattisfaire. quoique je me sente afses de gout pour les remedes que vous me prescrivés, et que je conte même prendre incefsament, je ne crois pourtant pas qu'il me feront l'effet que vous me promettés, quand on est née vive on ne reuïfsit pas facilement a devenir flegmatique. on a beau mettre de l'eau dans un vin de champagne, vous le sentés toujours pettiller, il en est de même de la vivacité quelqu'envie qu'on aye de la reprimer, elle reparroit sans cefse. ne vous faites donc pas illusion et n'entreprennes pas mon changement, au lieu de me rendre meilleure, vous me gateres

peut-être tout a fait, laifsés moi telle que je suis, traités moi toujours avec douceur, et vous verés que tout yra bien.

quand reviendrés vous Monsieur? vos vieux os ne sont il pas encore afses fortifiés. at-on jamais ête six semaines aux Bains? c'est ridicule en verité que d'y rester si longtems, l'on dit ici tous plein de méchancetés sur votre longue absence. l'on dit aufsi que vous attendres que certaines personnes soyent a Mayence, qu'alors vous y yres les joindres, et qu'en suites vous rentrerés en triomphe en Francfort. Adieu monsieur j'espere avoir bientot l'honneur de vous voir ici.

H E C de Barckhaus.

Zwei und eine halbe Quartſeite Text. Der Brief war kouvertiert. Auf der vierten Seite wiederum Thorancs Bemerkung: Me de Barkaus.

Francfort ce 28 d'Aoust 1760.

Quand on convient de ses torts, je suis la premiere personne du monde pour les pardonner genereusement, votre pardon vous est accordé Monsieur, je ne vous ferai pas de reproches de ce que vous ne m'aves pas fait le plaisir de m'écrire plustot que Mlle de la Leye que j'estime infiniment, m'a fait l'honneur de se refsouvenir de moi, je suis trés flattée de l'amitié qu'elle vous a témoignée avoir pour moi, et je vous suis très obligée de la bonté que vous avés eu de lui dire que vous éties de mes amis, plus on voit qu'une personne a d'amis, et plus on la suppose digne d'en avoir. vous avés flatté mon amour propre en cela peut-être sans y songer, n'importe dans quell sens que vous l'ayiés fait je vous en suis pourtant reconnoifsante.

Vous avés tort Monsieur de vouloir m'échanger contre une autre, parceque pendant un quard'heure il vous a parrut que vous gagneriés en mettant Mdlle de la Leye a ma place, ne savés vous pas qu'il ne faut pas precipiter son jugement, et qu'il faut avoir mangé un boisfeau de sel avec quelqu'un avant que de le connoitre a fond, vous n'avés encor mangé avec moi que quelque grain, comment voulés vous donc pouvoir juger a fond de mon caracthere et de mon coeur, je veux bien vous accorder beaucoup de penetration, mais en conscience je ne puis vous en accorder afsés, pour vous juger cappable de décider et de penser juste sur

l'humeur d'une femme, dans aussi peu de tems, que vous avés pû avoir eu, a me connoitre, je conviens cependant que vous me connoissés deja un peu mais non pas tout a fait pour vous éviter la peine de faire des nouvelles récherches, je pourrais fort bien un jour quand je serai de bon humeur vous faire mon portrait par écrit, jusqu'a ce tems, je vous prie de faire halte a votre curiosité, quand elle est excitée par des caprices, comme est l'est souvent ches vous, on fait souvent des découvertes qu'on croit être mauvaises, et qui seroit bonnes si elles étoient reguardées d'un autre oeïll.

Vous voulés savoir des nouvelles? Monsieur, qu'est ce que sont des nouvelles? ce sont des choses qui se passent hors de ches nous, et qui nous paressent neuves parce qu'elle se font loin de nous, vous serés servis, je commencerai par ce qui nous intrigue le plus, on dit donc Monsieur que vous avés êtes hier a Mayence, que vous avés une santé parfaite, que vous avés pris de l'ambonpoin, que vous êtes devenus beaux comme Narcisse a force de vous laver, que votre bouche autrefois si pleine de dartre et de boutons, est a present d'un beau vermeille, que vous êtes gai et content, parceque vous avés êtes revoir le soleill de votre coeur, sans les rayons du quel vous ne seriés qu'un être inanimés, le soir vous êtes retournés a Wisbaden ou vous avés apris que Madame la Landgrave y a passée pendant la journée et a manger une soupe chés vous, vous avès ête désesperé de l'avoir manquée, vous n'en êtes pas encore consolé et vous vous proposés de l'aller voir a Schlangen-Bat ou elle est toute seule, ensuite vous reviendres samedi ici, vous trouveres du monde de votre connoissance auquel vous ne vous attendies pas, et que vous aimes beaucoup, je ne vous dirai pas qui c'est pour que vous ayiés le plaisir de la surprise, j'espere que vous m'aurés quelques obligations de ce que je vous mande des nouvelles si fraiches, et si interessantes.

Drei Seiten Text. Der Brief war zusammengefaltet, zeigt auch das oben erwähnte Wappensiegel und trägt die Adresse A Monsieur, Monsieur de Thoranc lieutenant du Roi de la Ville imperiale de Francfort a Wisbaden, sowie wiederum den Thorancschen Vermerk: Me de Barckaus.

a Francfort ce 29 Juillet 1763

Bien obligée Monsieur de votre souvenir, la reconnoifsance que j'en ai m'engage a vous en faire mes remerciments moi même, et a vous souhaiter un heureux voyage pour l'autre monde. comment peut-on se resoudre a un tel voyage? je n'y conçoit rien! mais puisque tel est votre bon plaisir, je vous souhaite toute la satisfaction et tous les agremens que vous pouvés vous en promettre; point d'orage, point de tempête, n'alles pas devenir la nouriture de quelque gros poisson, amusés vous bien avec vos Négresses, je ne doute nullement que les Rois de ce pays ne fassent fête de vous amener leurs aimables Reines, et qu'elle ne vous fassent oublier L'Europe entiere. Adieu Monsieur soyés persuadé que je n'oublierai jamais l'amitié que vous avés bien voulû me temoigner, jusqu'ici je fais des voeux trés sinceres pour votre bonheur et tout ce qui peut vous être agreable et ne cesserai d'être avec toute l'estime Votre tres humble

servante

H E C de Barckhaus.

Je ne vous remercie pas moins Monsieur, de l'honneur que vous me faites, de vous ressouvenir de moi dans la lettre que vous venés d'écrire à M. de Lersner. Si j'avois su votre adresse je Vous auroi écri depuis longtems, pour vous prouver que votre absence n'a rien changé dans le plan que je me suis formé de vous aimer toujours. Toute la ville a été charmée d'apprendre de vos nouvelles. Vous vives dans le coeur d'un chacqu'un et votre memoire pafsera surement a la posterité la plus reculée, car on se ressouviendra toujours de la bonne façon dont vous aves agis envers nous, de votre Justice et de votre desinterefsement. Puifsies vous être récompensé un jour comme vous le merites! Vous n'auries plus rien a defier. Ce sont la les voeux unanimes que la ville de Francfort fait pour vous. Je vous souhaite en particulier tout le bonheur imaginable pour votre voyage de St. Domingue, et quoi que vous allies vous separer de nous d'un monde entier, je ne perd pas l'esperance de vous revoir un jour, oui je vous reverrai couvert d'honneur de gloire gouverner la plus fertile Province de la France. Adieu Monsieur conserves nous toujours toujours l'honneur de votre souvenir et soyes

persuadé que je ne cesserai d'etre avec la plus haute estime,
Votre trés humble et trés obeissant serviteur.
De Barckhaus-Wiesenhüten.

Dieser fünfte, vom Jahre 1763 datierte, zur Hälfte von der Frau von Barkhaus und zur anderen Hälfte von Herrn von Barkhaus-Wiesenhütten geschrieben, ist ebenfalls zusammengefaltet und trägt die Adresse A Monsieur, Monsieur le Comte de Thoranc, Grasse en Provence, par et franco Strasbourg. Ein gedruckter Poststempel lautet d'Allemagne, ein weiterer Postvermerk per Strasb. 34. Der Siegelabdruck ist nicht mehr erkennbar. Thorancs Bemerkung auf der Rückseite lautet: M[e] de Barkaus sur mon depart pour St. Domingue.

a Francfort ce 28 Avril 1783.

J'ai fait ces jours cy la connoissance du porteur de celle cy, marchand Parfumeur de Grace, il m'a tiré trés agréablement d'une erreur ou j'etois de puis bien longtems. tout en marchandant avec lui, et en parlant des petites figues de Provence je me rappelois celles que vous m'aviés fait manger jadis, il me vint a l'esprit de lui demander s'il vous avoit connû Monsieur. Comment dit-il? je le connois bien encore; je lui dis que cela ne se pouvoit pas qu'il y avoit longtems qu'on m'avoit dit que vous etiés mort; nous nous disputames beaucoup, mais enfin il m'en dit tant que je ne pû plus douter de la verité de ce qu'il m'avançoit, et ce qui me persuada plus que tout autre chose, étoit qu'il m'assura que vous l'aviés voulû charger de lettres pour Francfort; mon amour-propre me fit croire que peut être il y en auroit eu une pour moi, et voila Monsieur ce qui m'encourrage a vous écrire; vous ne seres, je me flatte pas insensible a mon souvenir, tout comme je ne l'ai pas été en apprenant que vous êtes non seulement vivant, mais que même vous jouissés d'une bonne santé, et que vous mênés une vie douce et agréable; en rentrant chés moi de la foire, je fis part a mon Mari de la bonne découverte que j'avois faite, et celui cy en fut enchanté, aussi m'at-il chargé Monsieur de vous dire les plus belles choses du monde, il vous asure de toute son estime, de toute son amitié, et vous prie de lui accorder quelque retour; je compte bien que vous ne refuserés cette priere ni a lui ni a moi, car je suis persuadée que les personnes sensibles ne se

refroidifsent jamais envers leurs anciennes connoifsances qu'oique séparées depuis longtems, au point de rester absolument froid a leur souvenir, le tems n'eface pas les douces impressions que l'amitié nous a laifsés. Nous avons souvent parlé de vous Monsieur, j'ai souvent ri de vos Bisareries, de vos folies, car l'age n'a pas étint ches moi ce panchant que vous m'avés connu pour la gayeté, je ri encore de bien bon coeur quand j'en trouve l'occasion, mais helas elles sont bien rares! nos societés sont bien seches bien insipides; et ce n'est presque que ches moi et dans la Societé de mes filles et une ou Deux personnes que je me ratrappe sur l'ennuy de nos cercles. Je ne vous ennuyerai pas Monsieur par le recit de tout ce qui s'est pafsé ici depuis votre départ, cela seroit trop long, faites moi des questions sur ce que vous serés curieux de savoir, j'y repondrai avec plaisir; je me bornerai cette fois ci a vous dire quelques mots sur ma famille, persuadée que vous ne serés pas faché d'en avoir quelque détails; vous m'aviés conû deux filles et un fils hé bien Monsieur, j'y ai ajouté deux autres filles. tout cela est grand comme Pere et Mere, et parmis les filles, il y en a qui feroit bien tourner encore votre vieille Tête, ma fille ainée est marié depuis 7 ans, elle a un bennet de mari qui m'ennuye a perrir, depuis un an il a l'air de vouloir bientot faire le voyage de l'autre monde, il traine sans pouvoir se décider, ni pour le oui, ni pour le non, en attendant la femme mêne une vie afsé desagreable, il lui a fait 4 Enfans dont il en reste trois. mon fils est aux accademies ou il doit étudier le droit, qui ne lui parroit cependant pas être la chose du monde la plus agréable, c'est un grand jeune homme d'une belle figure, mais qui ne tient rien de la gravité du cher papa, cette difference de caractere cause de tems en tems de petites alterations qui j'espère se termineront quand il aura jette sa gourme; il me reste 3 filles, toutes trois a marier, mais les épouseurs etant fort rare, je commence a craindre qu'elles ne soyent obligées de mourir Vierges et Martir; Voilà tout le détail que je puis vous donner Monsieur, a nôtre égard, j'y joindrai encore quelques mots sur vos autres connoifsances, et puis je terminerai ce recit qui ne vous parroitra peut-être que trop long. M. de Dunerabt vit encore, sa fille qu'elle a gatée, lui donne beaucoup de chagrins. M. et Mr. de Biehnenthal sont

toujours demême, leur fille est mariée, et le fils s'est fait husard et vit dans la Crapule. Mr. et M. de Lillenstern se portent bien, ils ont trois fils et une fille, au restent ils n'ont rien fait d'éclatant pour être cité, il en est de même de vos autre connoissances, cela mange, boit, dort etc. et ne donne pas le moindre petit sujet, ni d'exthase ni d'envie d'en parler. Votre sieur Diné est toujours inspecteur des Lanternes, il a soin de nous éclairer la nuit, nous aurions grand besoin de trouver quelqu'un qui voulut nous éclairer de jour; venés Monsieur nous parler Philosophie, beaux arts etc. . . et vous serés certainement le bienvenû, surtout ches celle qui a l'honneur de se dire avec les sentimens les plus distingues

Votre tres humble servante
H. E. C. de Barckhaus
née de Veltheim.

Dieser von dem voraufgehenden Briefe durch zwanzig Jahre getrennte ist auf allen vier Quartseiten mit derselben sympathischen Hand, die kein Gealtertsein verrät, wie die früheren geschrieben und nicht der Post, sondern dem gleich anfangs genannten Grasser marchand parfumeur zur Beförderung übergeben worden. Der auf der vierten Seite von Thoranc angebrachte Vermerk Me de Barckaus ist mit zitternder Hand, mit der der letzten Lebenszeiten des Grafen geschrieben.

Leider ist es mir nicht gelungen, einen an die Frau von Barkhaus gerichteten Brief Thorancs aufzufinden. Meines Wissens ist die Familie Barkhaus ausgestorben, womit ja indessen die Möglichkeit nicht genommen wäre, daß irgend eine Nachkommenschaft oder Verwandtschaft heute noch im Besitze solcher Briefe sei.

In dem vorstehenden letzten, 1783er Briefe kommt der Gevatter Dollmetsch, Herr Diene, noch einmal zu Ehren, und daß die Veranlassung zu diesem Briefe durch einen marchand parfumeur de Grasse, vielleicht einem Vorfahren des in unserem Fundberichte erwähnten und gerühmten Herrn Joseph Nègre, gegeben wurde, darf uns wohl auch vergnüglich erscheinen. Wie aber? Würden wir uns etwa verwundern, wenn wir in diesem Schreiben der kunst- und litteraturliebenden Frau eine Stelle gefunden hätten, die etwa so lautete: „Übrigens, Monsieur, wissen Sie doch wohl schon längst, daß der Sohn jenes Hauses, in dem Sie so lange Ihr Quartier hatten, inzwischen ein großer Dichter geworden ist?" Aber der Brief enthält nichts davon. Propheta in patria!

XXI.

„Die Deutschen haben die Eigenart, daß sie nichts annehmen können, wie man es ihnen gibt. Erst wenn sie sich mit einer Sache befreunden, dann sind sie einsichtig, gut und wahrhaft liebenswürdig." Zu dieser Äußerung sah sich Goethe, wie wir aus Riemers Mitteilungen wissen, vor mehr denn achtzig Jahren, als Dichtung und Wahrheit nur erst bis zum zehnten Buche gediehen und veröffentlicht war, angesichts der Aufnahme, welche seine Konfessionen bei den damaligen Zeitgenossen gefunden hatten, veranlaßt. Goethe hatte, wie er in den „Tag- und Jahresheften" sagt, „bescheiden genug das mit sorgfältiger Treue behandelte Werk Dichtung und Wahrheit genannt, innigst überzeugt, daß der Mensch in der Gegenwart, ja vielmehr in der Erinnerung die Außenwelt nach seinen Eigenheiten bildend modele". Allein die Mehrzahl seiner damaligen ersten Leser und Kritiker nahm den Titel des Werkes nicht in dem Sinne, in welchem er gemeint und gegeben war, sondern verstand ihn und mit ihm das Werk selbst dahin, daß Goethe hier ein künstlich verschlungenes Durcheinander von wirklich Erlebtem und ebenso wirklich Erdichtetem habe darbieten wollen, das nun gleich einer Rätselaufgabe erst gelöst und entwirrt werden müsse, wenn man die eigentlichen Verhältnisse und Vorgänge seiner Jugend zu erkennen wünsche. Dieser mißverständlichen Auffassung suchten die mit des Dichters Meinung näher Vertrauten ohne wesentlichen und allgemeineren Erfolg zu wehren. Auch die spätere Abänderung des ursprünglichen Titels in die heute noch in nicht philologischen Kreisen übliche Bezeichnung „Wahrheit und Dichtung", die nach Riemer aus

euphonischen Gründen, weil in dieser Verbindung zwei gleiche Buchstaben aufeinander stoßen und zusammenkleben, nicht schon von Hause aus gewählt worden war, besserte durch die betonte Voranstellung der „Wahrheit" nicht eben viel. Die Unverbesserlichen konnten sich nun einmal nicht entschließen, Dichtung und Erdichtung als zweierlei, Wahrheit und Dichtung aber als eines zu fassen. „Es ist poetisch", sagt Viola in Shakespeares „Was ihr wollt", und „Um so mehr wird es erdichtet sein", entgegnet Olivia. Dabei blieb's. Goethe aber sah sich, wie ihm mit manchem seiner Werke vorher schon geschehen war und später noch geschah, „gleich anfangs auf sich selbst zurückgewiesen", bestenfalls auf das Verständnis Zukünftiger vertröstet.

Zeit, wird man nun wohl zugestehen müssen, haben wir Deutsche seitdem hinlänglich gehabt, um uns nach Goethes Worten mit der Sache zu befreunden und als einsichtig, gut und wahrhaft liebenswürdig zu erweisen. Ob aber der alte Irrtum heute schon als ein allgemein und völlig überwundener bezeichnet werden darf? Ob bereits in der Behandlung des Goetheschen Werkes ein sachgemäßes und einsichtiges, wir fragen noch gar nicht, ob auch ein gutes und liebenswürdiges Urteil und Verfahren festgehalten wird?

Bekanntlich lernt man die eigenen Vorzüge oder Mängel am besten kennen, wenn man Gelegenheit nimmt, zu sehen, wie die anderen es treiben. Deshalb liegt es uns nahe, hier an eine letztgeäußerte französische Auffassung von Dichtung und Wahrheit zu erinnern, der ein Mitglied der Akademie, Herr Mezières, in der Vorrede zu seinem 1872 erschienenen bemerkenswerten Buche über Goethe Ausdruck gegeben hat. Herr Mezières nimmt an, daß Goethe wie in jedem seiner Werke, so auch in Dichtung und Wahrheit die Wirklichkeit in Poesie umgesetzt, also vor allem ein poetisches Kunstwerk beabsichtigt habe. Goethe, sagt er ganz allgemein, «n'écrit pas à la façon des historiens modernes en se préoccupant uniquement de dire la verité». Goethe ordnet vielmehr, wenn er nach seiner von Herrn Mezières aufs neue bemerkten Eigentümlichkeit die wirklichen Erfahrungen und Stimmungen seines Lebens zu künstlerischer Gestaltung bringt, die eigentliche Wahrheit überall den Gesetzen der poetischen Schönheit unter, indem er entweder die ungefügen Elemente seines Stoffes, die einer künstlerischen Behandlung allzusehr widerstreben, einfach ausscheidet oder aber, wenn ihm die Wirklichkeit zu dürftig erscheint, soviel dazu dichtet, als die poetischen

Verhältnisse nach seinem Urteil und Geschmack erheischen. Und so verfährt er alles in allem auch in seiner Selbstbiographie, wenn er die Geschichte seiner ersten Lebensjahre erzählt, «l'histoire de ses premières années», wie Goethes Jugendgeschichte, die bekanntlich die ersten sechsundzwanzig Lebensjahre des Dichters umfaßt, mit konsequenter Wiederholung von Herrn Mezières bezeichnet wird. Auch hier mischt er in seine Erzählung so viel Erdichtetes — «fiction» — mit ein, als er zur Herstellung derjenigen Harmonie, die eben ein poetisches Kunstwerk haben muß, für nötig hält. «Aussi», heißt es dann wörtlich weiter, «pour ne tromper personne, pour ne pas laisser croire, que tout soit vrai dans son autobiographie, l'intitule-t-il à dessein Verité et poësie. Il a mêlé étroitement la réalité à la fiction, en les fondant avec art dans un ensemble harmonieux. C'est à nous à demêler l'un de l'autre.» Also gilt auch hier «où finit la verité? où commence la fiction?» So der französische Akademiker. Ihm ist nun wohl unzweifelhaft entgangen, daß seine Auffassung von Dichtung und Wahrheit eben keine neue, sondern merkwürdigerweise gerade diejenige älteste ist, über die sich Goethe selbst und zwar mit der besonderen Hinweisung auf eine deutsche Unart dereinst beklagte. Denn Herr Mezières, der es, deutschem Wesen bis zur ausgesprochenen Feindseligkeit abhold, mit einer altfranzösischer Bildung ganz fremden Mesquinerie unternahm, unsern großen Dichter aus der «éducation française, qu'il avait reçue dans sa jeunesse» zu konstruieren und es für nötig hielt, sich in einem besonderen avertissement bei seinen Lesern zu entschuldigen, daß er in seinem Buche über Goethe das Interesse für einen Dichter in Anspruch zu nehmen wage, der zwar keineswegs als Vertreter der race germanique zu betrachten, doch immerhin in Deutschland geboren sei, er hätte sicherlich, wenn ihm die Meinungsäußerung Goethes bekannt gewesen wäre, allein schon deshalb eine solche Wiederholung des alten, deutschen Mißverständnisses zu vermeiden gesucht.

Doch wie dem immer sei, dem französischen Gelehrten und uns nicht minder darf das eine hier zum Troste gereichen, was wir nun um so deutlicher hervorzuheben vermögen, daß nämlich die aufs neue vorgetragene Theorie als solche heutigen Tages von keinem deutschen Litterarhistoriker, von keiner deutschen Vorrede zu Goethes Selbstbiographie mehr vertreten wird. In unseren neuen „Vorreden" begegnet man vielmehr durchgängig der einzig sachgemäßen und korrekten, also

der Goetheschen Auffassung von Dichtung und Wahrheit und in der Theorie ist von den deutschen Akademikern schon längst die Selbstbiographie Goethes angenommen worden, wie Goethe selbst sie uns gegeben hat. Somit ist immerhin ein nicht geringer Fortschritt gegen früher zu konstatieren. Wir Deutsche haben wirklich in gewissem Sinne schon den ersten Satz des oben angeführten Goetheschen Ausspruches überwunden und in Bewahrheitung der ersten Worte des zweiten angefangen, „uns mit der Sache zu befreunden". Nur daß, nachdem wir unserer Eigentümlichkeit gemäß dieselbe theoretisch ins Reine gebracht und allbereits gefunden haben, erstens, daß sie ist, und zweitens, daß sie so ist, wie sie ist, nunmehr das Weitere noch erübrigt, daß wir ihr diejenige Behandlung so im Einzelnen wie im Ganzen widerfahren lassen, die ihrer anerkannten wirklichen Bedeutung wirklich auch entspricht. Denn eben damit sind wir unverkennbar noch im Rückstande. Aller akademischen Vorreden ungeachtet, machen wir vorläufig noch immer je nach Behagen und Bedarf von der alten inkorrekten Auffassung des Goetheschen Werkes Gebrauch.

Oder wird etwa nicht heute noch fast allgemein der Titel der Goetheschen Jugendgeschichte im falschen Sinne zitiert, um ihn auf Berichte und Darstellungen anzuwenden, die als ein tendenziöses Gemisch von Thatsächlichem und Ersonnenem gekennzeichnet werden sollen? Oder wäre etwa nirgends mehr auf deutsch zu hören und zu lesen, daß Goethe „Wahrheit und Dichtung aus seinem Leben" mitgeteilt habe, statt daß man sich daran hielte, wie es bei ihm heißt: „Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung!"? Und nicht nur dieses. Die unstatthafte Trennung von Dichtung und Wahrheit in Bezug auf die einzelnen von Goethe mitgeteilten Lebensnachrichten, findet sie sich nicht immer wieder selbst in wissenschaftlichen Besprechungen des Goetheschen Werkes? Immer wieder wird ja ganz nach alter Weise Dichtung und Wahrheit als Gegensatz gefaßt und demgemäß, was sich aus anderweiten Quellen als ungenau, irrtümlich oder ergänzungsbedürftig in dem Lebensberichte des Dichters nachweisen läßt, mit zweideutiger Berufung auf den Titel als „Dichtung" bezeichnet, gleich als hätte Goethe nun doch einmal zugestanden, daß ihm auf die historische Glaubwürdigkeit seiner Angaben wenig oder nichts angekommen, vielmehr bewußtermaßen Unwahres da und dort in der Erzählung recht und gut erschienen sei. Ja, unter welcher anderen als unter dieser letzteren Vor-

aussetzung geschähe es wohl, daß selbst solche Erzählungen Goethes als mythisch hingestellt werden, die eine anderweite historische Beleuchtung überhaupt noch gar nicht erfahren haben? Mit alledem wird aber doch das Werk des Meisters immer aufs neue in ein falsches Licht gerückt und seine eigentliche wahre Bedeutung angetastet und verkümmert.

Somit wird es keineswegs überflüssig sein, wenn wir uns aufs neue einmal an einiges erinnern lassen, was Goethe selbst in Bezug auf Dichtung und Wahrheit unserer Beachtung empfohlen hat, oder was er sich, um hier eine Redewendung des berühmten englischen Biographen zu benutzen, dabei dachte, als er der Welt die Geschichte seiner Jugend zu erzählen unternahm. Weder bei Lewes jedoch noch bei Loeper, noch sonstwo, auch nicht in Herman Grimms alles in allem wahrhaft klassischen Essays haben wir eine deutliche Hervorhebung der in hellstem Lichte stehenden Goetheschen Selbstäußerungen vorgefunden. Er hat in seiner, der ersten und der besten Vorrede zu Dichtung und Wahrheit, sowie in den Titelworten seines Werkes und in mancher späteren Bemerkung alles gesagt, was nötig ist. Er wollte den Freunden, „seinen Wohlwollenden", welche den Wunsch hegen, aber nicht geringe Schwierigkeiten haben mußten, sich aus seinen dichterischen Werken „ein Bild des Autors und seines Talentes zu entwerfen", durch eine zusammenhängende Darstellung zu einem solchen Bilde verhelfen oder, wie er es mit anderen Worten in einem Briefe an Zelter aussprach: „dem günstigen Leser möglich machen, sich den Begriff stufenweiser Ausbildung einer durch ihre Werke bereits bekannten Persönlichkeit zu bilden." Dies war die ausgesprochene intime Tendenz seines autobiographischen Unternehmens, die denn auch den Inhalt wie die Form des Werkes wesentlich bestimmen mußte. Sie brachte es allein schon mit sich, daß das Absehen Goethes nicht auf eine erschöpfende Vollständigkeit aller nur aufbringbaren lebensgeschichtlichen Einzelheiten gerichtet sein konnte; denn nicht lebensgeschichtliche Einzelheiten als solche, sondern der mehr oder minder bedeutende und erkennbare Einfluß, den sie auf ihn ausübten, und nicht das Geschehene an sich, sondern „das eigentliche Grundwahre, das, insofern er es einsah, in seinem Leben obgewaltet hatte", sollte hier hervorgehoben und ins Licht gestellt werden. Das erste Titelwort „Aus meinem Leben" schneidet daher auch noch ausdrücklich jeden Anspruch auf eine solche Vollständigkeit der biographischen Berichterstattung ab. Mit jenem zweiten, wie er selbst be-

kennt, „einigermaßen paradoxen Titel der Vertraulichkeiten aus seinem Leben", mit den Worten Dichtung und Wahrheit aber wollte Goethe den Charakter derjenigen Darstellungsweise bezeichnen, die zunächst als eine gewissermaßen naturnotwendige gegeben war, die er jedoch, im besten Sinne aus der Not eine Tugend machend, zu seinen höheren Zwecken verwertet hatte. Die oben schon angezogene Stelle aus den „Annalen" bezeugt, wie sehr er von der allgemeinen Erfahrungswahrheit durchdrungen war, daß jede Mitteilung von einstmals selbst Erlebtem die Färbung der individuellen und gegenwärtigen Auffassung des Einzelnen an sich trage. Und anderwärts spricht er sich deutlich noch dahin aus, daß man ja doch bei jeder Darstellung, für welche „die Rückerinnerung, also die Einbildungskraft" zur Wirkung komme, „gewissermaßen das dichterische Vermögen auszuüben in der Lage sei". Für ihn fiel somit jede Selbstbiographie, nicht nur die seinige, von vorneherein unter den allgemeinen Begriff „Dichtung und Wahrheit", das will sagen, einer lebensgeschichtlichen Darstellung, die notwendig und wesentlich bedingt durch die der dichterischen Intuition so nahe verwandte Eigenart des persönlichen Erinnerungsvermögens, „immer mehr die Resultate und wie wir uns den Vorgang jetzt denken, als die Einzelheiten, wie sie sich damals ereigneten, aufstellen und hervorheben wird". Die Worte Dichtung und Wahrheit können daher, insoweit sie eine gewisse Abschwächung oder Abtrennung der eigentlichen Wahrheit oder Wirklichkeit ausdrücken, nicht allgemein und selbstverständlich genug genommen werden. Denn in diesem allgemeinen Sinne nahm Goethe dieselben zum Titel seines Werkes, nur „bescheiden genug" und, wie er Zelter schreibt, „gewissermaßen ohne Not", ja eigentlich nur „durch die Erfahrung veranlaßt, daß das Publikum immer — also ohnehin — an der Wahrhaftigkeit solcher biographischer Versuche einigen Zweifel hege". War er sich doch des ernstesten Bestrebens, die Wahrheit zum Ausdrucke zu bringen, bewußt gewesen, und hatte er doch das Werk, dessen Ausführung ihn seiner Zeit „beschäftigte, wo er ging und stand", „mit sorgfältiger Treue behandelt" und weder Zeit noch Mühe gespart, durch „geschichtliche Studien" und „sonstige Lokal- und Personenvergegenwärtigung" ein möglichst zuverlässiges Material zusammenzubringen. Ja, mehr noch! Jene allgemeine und natürliche „Dichtung", von der er so innig überzeugt war, daß sie sich ungerufen und unvermerkt in jede Darstellung vergangener Zustände und Erleb-

nisse einzumischen pflege, sie hatte er, so wie man der Sage nach gewisse Zauberwesen sich unterthänig macht, sobald man sie beim rechten Namen zu nennen weiß, gleichsam in seinen Dienst gesprochen und gebannt und mit der Kraft des Meisters umgewandelt und veredelt zu seiner wirklichen Poesie, die nun, wo immer die rein historische Behandlungsweise versagen wollte, mit ihrer Weise auszuhelfen und in ihrer Sprache, wenn nicht die Wirklichkeit, so doch die Wahrheit des vergangenen Lebens auszudrücken wußte. Dichtung und Wahrheit in der engeren und zugleich höheren Bedeutung ist somit als eine völlig einheitliche Darstellungsweise aufzufassen.

Würde das, was uns hier vergönnt war, zu erwünschter Bestätigung und Festigung der von Goethe im dritten Buche seiner Selbstbiographie gegebenen Darstellungen beizubringen, etwas mitwirken zur Weiterverbreitung des rechtschaffenen Begriffes von Dichtung und Wahrheit, so wärs ein Lohn, es wäre mehr, es wäre ein Gewinn.



Anhang.



1.

Der von der „Neuen Freien Presse" unter dem 10. August 1883 gebrachte Artikel lautet wie folgt:

In der Morgenausgabe Ihres geschätzten Blattes vom 31. Juli brachten Sie unter „Theater- und Kunstnachrichten" die Mitteilung, daß Goethes „Königslieutenant" nicht Thorane, sondern Thorenc heiße, welche Richtigstellung dem Grafen von Montgrand zu verdanken sei, der im Märzhefte der „Revue de Marseille et de Provence" einen interessanten Aufsatz über François de Théas, comte de Thorenc, chevalier de Saint-Louis etc. veröffentlicht habe. Sie fügten hinzu, daß die in den Goethe-Ausgaben konsequent festgehaltene Schreibart Thorane nach Herrn von Montgrands Vermutung durch einen von Goethe übersehenen „originalen" Druckfehler verursacht worden sein möge oder aber sich nach Dr. Lipps Annahme erkläre, daß Goethe, als er im 60. Lebensjahre seine Jugend-Erinnerungen niederschrieb, sich nur noch dunkel an die Tage seiner Kindheit erinnerte, den Namen des ritterlichen Franzosen nach dem ungefähren Klange aus dem Gedächtnisse konstruierte und so „Thorane" schrieb.

Hiezu wollen Sie mir folgende vorläufige Anmerkung gestatten.

Den Aufsatz des Grafen von Montgrand kenne ich zur Zeit noch nicht, und ebensowenig ist mir bekannt, wo Herr Dr. Lipp sich über die Sache geäußert hat. Daß aber der Königslieutenant in Goethes „Dichtung und Wahrheit" irrtümlicherweise Thorane genannt sei, war dem Unterzeichneten und durch ihn einer Anzahl deutscher Gelehrter länger schon bekannt. Bereits im Jahre 1876 machte ich auf dem Schlosse des Grafen Sartoux in Mouans-Sartoux bei Grasse diese kleine Entdeckung, die sich mir dann bei weiterer Forschung vollauf bestätigte. Die Resultate dieser Forschung blieben aus Gründen, die nicht hieher gehören dürften, bisher unveröffentlicht. Dermalen sei nur auf die von Ihnen gebrachte Notiz hin und zur alsbaldigen Richtigerstellung der Montgrandschen Richtigstellung mitgeteilt, daß der Königslieutenant selbst seinen Namen keines-

wegs Thorenc, sondern Thoranc zu schreiben pflegte, wie sich mir aus den verschiedenartigsten Schriftstücken seiner Hand, die ich eingesehen und kopiert habe, und vor allem mit diplomatischer Sicherheit aus der im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien aufbewahrten Urkunde ergibt, welche die Erhebung des Franciscus de Theas Thoranc in den Grafenstand des Heiligen Römischen Reiches enthält. Hier nur der Titel derselben. Er lautet: Diploma Sacri Romani Imperii Comitis cum Praedicato Illustris et Magnifici, pro Francisco de Theas Thoranc, Copiarum Gallicarum Francofurti ad Moenum nunc commorantium Locumtenente Regio. Viennae die 21. Januarii 1762. — Die Schreibart Thorenc, welche man heutigen Tages in der Umgebung von Grasse als eine ziemlich feststehende findet, wechselte im vorigen Jahrhundert ganz willkürlich mit der andern auf a, also mit Thoranc, ab, und zwar selbst in der Familie des Königslieutenants. Dieser, unser Königslieutenant, aber hatte für alle seine offiziellen Unterschriften die letztere angenommen und zeichnete nie anders als Thoranc.

Mit dieser Thatsache kommen wir offenbar einen beträchtlichen Schritt näher an die richtige Erklärung der irrtümlichen Goetheschen Schreibweise heran. Denn aus Thoranc wird selbstverständlich leichter Thorane als aus Thorenc. Die eigentliche Lösung ergibt sich aber erst bei genauer Betrachtung der eigenen Namensunterschriften des Königslieutenants, die mir, wie gesagt, vielfältig vorgelegen haben. In diesen Unterschriften ist nämlich regelmäßig das Schluß-c mit einer Schleife geschrieben, die in einen kurzen Schnörkel verläuft, so daß dieses c täuschend einem e gleichsieht und somit jeder Uneingeweihte ohne Anstand den Namen Thorane lesen wird. Hat doch selbst der vormalige Stadtarchivar von Frankfurt, Professor Kriegk, der die Originalhandschrift Thorancs dutzendweise vor Augen gehabt haben muß, in seinen Publikationen über den Königslieutenant nirgends die Goethesche Schreibart aufgegeben oder irgendwo nur mit Einem Worte zurecht gestellt. Er las eben Thorane und schrieb, wie er gelesen. Wie aber ihm, so erging es schon dereinst auch den Schreibern und Abschreibern der zahlreichen Akten, welche das Frankfurter Archiv aus der Zeit der französischen Occupation, 1759—1763, aufbewahrt. Sie verunstalteten zwar den Namen auch anderweit, wie in Thorrant, Thorranc, Thorann u. s. w., am häufigsten aber, irregeführt durch den verschleiften Endbuchstaben der eigenhändigen Unterschrift, in Thorane, so daß selbst gedruckte öffentliche Bekanntmachungen des französischen Quartier- und Polizeimeisters mit der gleichen falschen Namensschreibung, Thorane, erschienen. Dieser offizielle Irrtum mag nun gewiß mit um so größerer Leichtigkeit zu einem populären geworden sein, je bequemer es den guten Bürgern der Reichsstadt Frankfurt sein mußte, den Namen ihres Königslieutenants nicht mit Nasalanstrengung Thoranc, sondern wohllautender Thorane auszusprechen. Und so, meine ich, hat Goethe diesen Namen einfach wiedergegeben, wie er ihn thatsächlich als Knabe aussprechen gehört, ja wie er ihn sehr wahrscheinlich auch unter so mancher öffentlich angeschlagenen Polizei-Verord-

nung des französischen Regiments jener Tage gelesen hatte. Die Annahme eines „originalen" Druckfehlers der Goethe-Ausgabe erscheint mir dennoch so wenig stichhaltig wie die Vermutung des Herrn Dr. Lipp. Letztere schon deshalb nicht, weil Goethe, als Thoranc im Jahre 1763 endgiltig Frankfurt verließ, bereits im 14. Lebensjahre stand, also „von Tagen der Kindheit" nicht die Rede sein kann, und weil sich überdies gerade diejenigen Jugenderinnerungen Goethes, die sich im dritten Buche von „Dichtung und Wahrheit" mit dem interessanten Provençalen beschäftigen, als auffallend frische und getreue herausstellen lassen, wie zu anderer Zeit und an anderem Orte nachgewiesen werden soll.

Schließlich noch ein Wort über den Herrn Grafen von Montgrand. Wir haben in ihm jedenfalls einen Verwandten der Thorancschen Familie zu begrüßen. Wenigstens ersehe ich aus den Notizen, welche ich mir bei der Durchsicht der mir bereitwilligst überlassenen Familienpapiere gemacht habe, daß der Graf Thoranc nach seiner Verabschiedung aus der Armee, also schon in vorgerücktem Alter, sich noch mit einem Fräulein Julie de Montgrand aus Napoule verheiratet hatte. Diese eben erwähnten Familienpapiere aber, aus denen wohl ohne Zweifel Herr von Montgrand die Angaben seines Aufsatzes geschöpft hat, sind seinerzeit auf meine Veranlassung aus dem Staube alter Schränke hervorgezogen und von mir behufs biographischer Material-Sammlung über Goethes „Königslieutenant" 1876 und 1880 in Mouans gesichtet worden."

Kurz vor dieser meiner Veröffentlichung in dem großen Wiener Blatte hatte sich, wie ich nachträglich in Erfahrung brachte, bereits eine Anzahl der gelesensten deutschen Zeitungen der Montgrandschen Mitteilungen, auf die zuerst Herr Dr. Fr. Lipp aufmerksam gemacht hatte, bemächtigt und vor allem die Namensschreibung in verschiedener Weise beleuchtet. Wie Herr Dr. Lipp die irrtümliche Schreibweise Thoranc zu erklären suchte, ist oben bereits gesagt und abgelehnt worden. Offenbar veranlaßt durch den von Dr. Lipp in der „Frankfurter Zeitung" gebrachten und in der „Berliner Nationalzeitung" wiedergegebenen Artikel, sowie auch durch einen weiteren ebenfalls an beiden Orten erschienenen, aus der Feder von Eduard Sack, gab Herr von Loeper in der „Nationalzeitung" vom 31. Juli 1883 sein Votum ab, das sich, wie ich mit aufrichtigem Bedauern sehen mußte, in schiefer Richtung bewegte. Herr von Loeper glaubte bei der Schreibweise Thorane bleiben zu müssen. Er bezieht sich da auf einige durchaus nicht beweiskräftige Stellen in der «Gazette de Cologne» und andere und läßt sich, wie ja wohl begreiflich, verleiten, aus einer Notiz der „Fortgesetzten Neuen genealogisch-historischen Nachrichten" vom Jahre 1762, die von der Erhebung des zu Frankfurt am Main stehenden Lieutenant Franz de Théas de Thorani zum Reichsgrafen berichtete, auch noch neben anderen Schreibweisen das, wie er meinte provençalische, Thorani in die Welt zu setzen. Hier liegt ein wirklicher Druckfehler vor. Die Schreibweise Thorani verbleibt einzig und allein den „Fortgesetzten

genealogisch-historischen Nachrichten". Loepers Besprechung schließt mit den Worten: „Unrichtig ist es, die Form Thorane auf einen Druckfehler oder nur auf einen Irrtum zurückführen zu wollen." Aber dem hochverdienten Goetheforscher und Gelehrten ist hierbei leider sowohl Druckfehler wie Irrtum selbst mit untergelaufen. In dem oben erwähnten Artikel von Eduard Sack, dessen weitere Ausführungen hier und heute von keinem weiteren Interesse sein können, mußte mich vor allem die eine Behauptung wundernehmen, daß die richtige Schreibweise des Namens nicht in Frankreich, sondern zuerst in Deutschland entdeckt worden sei und zwar von Herrn Stadtarchivar Dr. Grotefend in Frankfurt. Als ich im Jahre 1876 die Hilfe des Herrn Dr. Grotefend für die auf den Königslieutenant bezüglichen Akten des Frankfurter Stadtarchives in Anspruch nahm, wußte der genannte Herr durchaus noch nichts von der richtigen Lesart. Diese erfuhr er durch mich und war mir alsdann in dankenswerter Weise Beistand und Berater in dem von ihm verwalteten Archive. Er selbst hat später in einem Vortrage über den Königslieutenant jene ganz falsch geblasene Fanfare des Herrn Sack zurückgewiesen. Der Hauptinhalt dieses Vortrages ist in dem Berichte des freien deutschen Hochstiftes vom 16. September 1883 wiedergegeben. Herr Dr. Grotefend, dem ich schuldigermaßen sogleich noch von Marienbad aus meine in der „Neuen Freien Presse" enthaltene Besprechung zugeschickt hatte, knüpfte in diesem Vortrage unmittelbar an diese meine Besprechung an und erklärte da ausdrücklich, daß die Behauptung, er, Dr. Grotefend, sei der Entdecker der richtigen Schreibweise Thoranc gewesen, irrtümlich sei. Auf sonstige publizistische Auslassungen über den hier hinreichend berührten Gegenstand lohnt es sich nicht des weiteren einzugehen.

2.

Revue de Marseille et de Provençe. Mars 1883. S. 125 ff.

François de Théas, comte de Thorenc, chevalier de l'ordre royal et militaire de Saint-Louis, d'une famille noble de Provençe, naquit à Grasse le 19 Janvier 1719. Il était fils de Jacques de Théas, seigneur de Caille, Angles, Esclans et Penafort. Il fit ses études chez les Jésuites, à Aix et à Marseille, et entra au service en 1734. Il fut d'abord lieutenant au régiment de Vexin, avec lequel il fit la guerre en Italie. Le 1er mai 1758, il fut employé, dans l'armée de Bohême et d'Allemagne, commandée par le prince de Soubise et le maréchal de Broglie, comme aide maréchal général des logis, et il dirigea l'occupation par surprise de la ville libre et imperiale de Francfort-sur-le-Mein. Nommé le 3 janvier 1759, lieutenant de roi de cette place, il en exerça les fonctions (comme le dit

Goethe) d'une manière si distinguée, et sourtout avec une délicatesse si scrupuleuse, que le Sénat n'ayant pu lui faire accepter aucun temoignagne de sa reconnaissance, sollicita en sa faveur, de l'empereur François Ier, avec le consentement de la cour de France, la dignité de comte du Saint-Empire romain, transmissible à ses descendants des deux sexes. Le diplôme en fut expedié à Vienne le 21 janvier 1762. Nommé brigadier des armées du roi, le 27 décembre 1763, le comte de Thorenc fut envoyé à Saint-Domingue pour y commander la partie du Sud; mais il n'y mourut point, comme l'a écrit Goethe. Revenu en France, il fut nommé lieutenant de roi à Perpignan, le 1[er] janvier 1768; commandant de la province de Roussillon, le 1[er] mars de la même année, et maréchal des camps et armées du roi, le 3 janvier 1770. Plus tard, sur sa demande, ayant obtenu sa retraite, il vint se fixer à Grasse et y épousa, le 15 septembre 1783, Mademoiselle Julie de Montgrand de la Napoule, dont il eut deux enfants: 1° Jean-Baptiste de Théas, comte de Thorenc, chef d'escadron de cavalerie et capitaine des hussards, de la garde royale, chevalier de la Légion d'honneur, mort sans alliance en 1823; 2° Flore-Jacques-Joseph de Théas, comtesse de Thorenc, qui épousa à Grasse, le 4 mai 1808, Antoine-Marie-François de Paule-Barthélemi Tonduti, de la ville de Nice, comte de L'Escarène et de Thorenc en Provence, marquis de Blauvac dans le Comtat Venaissin, major-général dans l'armée, et ministre d'Etat de Sa Majesté Charles-Albert, roi de Sardaigne, grand'croix de l'ordre de Saints Maurice et Lazare, chevalier de la Légion d'honneur etc. Lecomte de Thorenc mourut à Grasse, le 15 août 1794.

3.

Etat militaire de la France pour l'année 1767. S. 133.

Brigadiers D'Infanterie

1763 27. Décembre.

M. le C[te] de Thoranc ser. dans Vermandois quand il est entré dans l'Etat-Major général de l'armée en 1758; il a été Comm. en second à Saint Domingue depuis 1763 jusqu'en 1765.

1770. S. 42.

Comté de Rousillon. Gouvernements particuliers. Perpignan:

le Comte de Thoranc, L. d. R., Comm. dans la Prov. en l'absence du Comm. en chef.

1771. S. 127.

M. le Comte de Thoranc a servi dans Vermandois et dans l'Etat-Major de l'armée en 1758 Comm. en second à S. Domingue en 1763, Brigadier le 27. Déc. même année.

4.

Artistisches Magazin v. Henrich Sebastian Hüsgen. Frkft. a. M. 1790. S. 437.

Johann Wolfgang von Göhte.

„Wer Herr Geheimde Rath von Göhte ist, dieß brauche ich wohl der Welt, der Teutschen gelehrten und ungelehrten Welt nicht zu sagen: seine Handlungen und Schriften sind bekannt genug, ich käme zu späth, wenn ich der Welt erst viel davon vorplaudern wollte. Ein jedes an seinem Ort; der grose Mann nehme seinen Antheil an ihm, ich nehme hingegen den meinigen; Hr. von Göhte gehöret mit in dieses Werk, würde er es auch selbsten widersprechen. Zu Frankfurt 1749 gebohren, zu Frankfurt erzogen, im goldenen Alter mein Busen-Freund, und von Jugend auf ein Verehrer der Künste, der gezeichnet, endlich mit schwarzer Kreide auf blau Papier schön gezeichnet, und meistens in Portraiten gut getroffen hat Bekanntlich hat er schon bey seinem Studien-Aufenthalt in Leipzig zwey Landschaften geätzt, die ihm als einen jungen Liebhaber Ehre machten, wovon eine von dem Doct. Hermann, die andere seinem abgelebten Hr. Vater zugeeignet ist: Desgleichen hat er hier eine Landschaft mit einem alten Thor und einer verfallenen Stadt-Mauer, in Weymar eine Scheuer mit lustigen Bauern-Auftritten, und eine Menge anderer Kunstgegenständen verfertigt, sowie dieses von seinen nimmer müsigen Händen zu erwarten stehet, und worinnen sich sein angebohrnes Genie eben so groß zeigt, als in seinen geschriebenen Geistesprodukten, deren Inhalt die stärkste Würkung sogar auf die Kunst hatten: Man nehme nur seine in vier Sprachen übersetzte Leiden des jungen Werthers; wie viele leidenschaftliche Kupferstiche sind danach gestochen worden, um durch sinnliche Vorstellungen, den weniger gefühlvollen zu rühren, der bleyern genung ist, von seiner Feder minder hingerissen zu seyn.

Im Herbst 1786 thate Hr. von Göhte eine gelehrte Wallfahrt nach Rom, um dorten einige Zeit zu bleiben, von woher man Briefe mit vieler Wärme über die Kunst von ihm erhalten hat. Er wohnte daselbsten unter seinen Landsleuten auf dem Spanischen Platz, und war deren Rathgeber, Freund und Führer im grosen Labyrinth der Kunst, er zeichnete öfters in ihrer Gesellschaft, ja poußierte sogar aus freier Hand; die grosen Gegenstände der Stadt Rom fesselten überhaupt sein scharfes Auge, dann hier war der Ort, wo es verhältnißmäsigen Stoff zur Unterhaltung fande. Er besah auch Neapel und traf dort einen jungen teutschen Künstler an, Namens Kniep, dem er Mäcen wurde, und ihn mit nach Sizilien nahm: die merkwürdigen Gefüllte dieser romanhaften Insel hielten ihn länger auf, als seine Verehrer in Rom, wünschten Verzicht auf ihn zu thun und einen solchen Musen-Freund ausser den Mauern ihres Aufenthaltes zu wissen, deren Stolz er sich jedoch im Mertz 1788 aus Patriotismus auch wieder entzog, und im Juny in

Weymar zur allgemeinen Freude zurückgelangt ist. Der Magnet der Italiänischen Kunstschätze hat ihn jedoch zum zweytenmale gezogen und er ergrief mit Vergnügen die Gelegenheit der Herzogin Mutter auf ihrer Rückkehr biß Venedig entgegen zu reisen, wo er sich in deren Suite einige Monate aufhielte, und dorten Sammlungen ähnlicher Art als wie in Rom gemacht haben wird. Welche schöne Früchte hat sich nunmehr nicht Teutschland von diesen merkwürdigen Reisen zu erwarten, da uns der römische Carneval, den die Welt mit so vielem Beyfall aufnahm, schon einen so angenehmen Vorschmack davon gibt."

Henrich Sebastian Hüsgen war geboren Nov. 1745 und starb am 8. August 1807.

5.

Costumes militaires Français.

Dessins et texte par MM. Alfred de Marbot et Dynoyer de Noizmont
Paris chez Clement.

Maréchal de Camp, Aide de Camp unter Louis XV. No. 204.

Dunkler, vorn offener Waffenrock mit Schößen, die links und rechts aufgenommen; die Schöße rückwärts mit Goldbrokat eingefaßt, die Taschen ebenfalls. Rote Hose, dann weißer Knievorstoß und hohe Stiefel. Steifer Degen mit Goldquaste, schmale, kleine Epauletten, Dreimaster mit goldenem Brokate eingefaßt. Weste wie Hose.

6.

1761.

Fourni pour le Service de Monsieur de Thorane. Lieutenant de Roi à Francfort etc. etc.

par les Freres Van Duren.

	Selon le Compte fourni depuis le 31 Decembre 1760 jusqu'au 7 Avril 1761	Rth.	27.42
4 Avril	1 Julie ou la Nouvelle Heloise 6 Vol. 12°	„	3.60
30 dudit	1 Conte du Tonneau, 3 Vol. 12°	„	1.60
	1 Consolations de Boece, 2 tomes, 1 vol.	„	1.30
	1 Dialogues des Morts 8°	„	—.75
	1 Esprit de Fleuri 8°	„	—.24

1	Esprit de Trublet, 4 vol: 12°	Rth.	3.—
1	Fausseté des Vertus humaines 2 vol: 12°	„	1.15
1	Grotius, Droit de la guerre et de la Paix, 2 vol: 12°	„	4.60
1	Histoire de l'Empire, par Heis, 8 vol. 12° en Veau	„	7.—
1	Histoire de Louis XIV 5 Vol. 4°	„	22.—
1	Histoire d'Angleterre, par Rapin, 13 Vol: 4° Edit. d'holl.	„	36.60
1	Institution d'un Prince, 4 vol: 12°	„	3.30
1	Locke, Gouvernement civil, 12°	„	—.45
1	Memoires de notre Tems, 23 vol: 8° fig.	„	14.60
1	Nouvel Etat politique de l'Europe, 4 vol. 8°	„	2.—
1	Oeuvres de Seneque, 13 vol.	„	8.—
1	Philosophe indien, 12°	„	—.20
1	Reflexions de Marc Antonin 2 tom: 1 vol: 12° en veau	„	—.75
1	Puffendorf, Droit de la Nature et des gens, 2 vol. 4°	„	6.—
		Rth.	145.26

7.

Wir wollen beileibe nicht versäumen, zur Berichtigung und Ergänzung der Goetheschen Darstellung die hochbedeutsamen Resultate der Frankfurter Lokalforschung zu verzeichnen, nämlich diese, daß erstens der Türmer der Frankfurter Pfarrkirche am Neujahrstage 1759 gar nicht in der Lage war, unaufhörlich zu blasen, weil er mit dem Einsammeln der Neujahrsgelder beschäftigt war; daß zweitens die Frau dieses Türmers des Blasens unkundig war; daß drittens der Prinz von Soubise, durch das Trommeln und Pfeifen der in der Stadt herumziehenden Frankfurter Musikanten stutzig gemacht, die ganze Affaire vom 1. auf den 2. Januar verlegt habe, und endlich, daß an dem Neujahrstage überhaupt alles in Frankfurt „besoffen" zu sein pflegte. (Kriegk-Senkenberg.)

8.

Dem Gevatter Dollmetsch Diene wurde auf Thorancs Verwendung beim städtischen Beleuchtungswesen eine Stelle zugewiesen. Noch im Jahre 1783 hatte, wie wir in dem letzten Briefe der Frau von Barkhaus lesen werden, «votre — Thorancs — Sieur Diné» seinen Obliegenheiten als «inspecteur des lanternes» nachzugehen.

9.

Karl Friedrich August Buchner, geboren 1808 zu Darmstadt, gestorben ebenda 1872, der Sohn einer sehr angesehenen Familie, war ein namhafter Jurist und Schriftsteller, zeitweilig auch einer der Führer der liberalen Partei in Hessen. Eine kleine Auswahl aus seinen Gedichten hat 1872 sein Sohn, Dr. Wilhelm Buchner, bei Arnold Bergsträßer in Darmstadt erscheinen lassen. Weit- und wohlbekannt ist von diesen Dichtungen noch heute das Lied von Deutschlands Strömen: „Laßt uns die deutschen Ströme singen ꝛc.", das lange Zeit keinem geringeren als Max von Schenkendorf zugeschrieben wurde.

10.

Als die Quellen, aus denen er seine Mitteilungen über die Darmstädter Maler des vorigen Jahrhunderts geschöpft habe, gibt Buchner hinterlassene Papiere seines Großoheims, ferner die Goethesche Selbstbiographie und endlich die in seinem Besitze befindliche Korrespondenz zwischen Seekatz und dem Herrn Rat Goethe an. Aber eine andere, ja die eigentliche Hauptquelle, nennt er merkwürdiger Weise nicht, und doch hat er ihr zum größten Teil wörtlich den Text der Lebensnachrichten entnommen, die er über Fiedler, Löwenstern und Seekatz beibringt. Uns liegt ein kleiner, schön in rotes Leder gebundener und mit Goldverzierungen und Goldschnitt ausgestatteter Oktavband vor, der auf dem Einbanddeckel zwei L zeigt, die von rechts und links her gegen einander gestellt sind und in ihrer Mitte die Zahl IX, darüber aber eine Fürstenkrone tragen. Dieser Goldstempel ist zu lesen: Ludwig IX., Landgraf. Es ist der „Hoch-Fürstlich Hessen-Darmstädtische Staats- und Adreß-Kalender auf das Jahr 1780", der in seinem letzten Abschnitte einen dreiteiligen Artikel über die oben genannten Maler enthält ohne Angabe des Verfassers. Warum Buchner diesen Artikel, den er aufs ausgiebigste benützt hat, woran ja gar nichts läge oder liegt, nicht einfach genannt hat? Es ist ja allein schon interessant genug, daß dieser Artikel aus dem Jahre 1780 stammt, also lange vor dem Erscheinen von „Dichtung und Wahrheit". Wir entnehmen ihm nur zwei von Buchners Text einigermaßen abweichende Stellen, die eine über Frau Seekatz, die andere über den Königslieutenant Thorane. „Seekatz hatte", heißt es dort, „den Fehler oder Tugend Rubens (!), auf allen Gemählden, wo weibliche Figuren waren, das Portrait seiner Frau anzubringen, die eben so korpulent als er mager war." Und die andere Stelle lautet: „Der Königl. Französische Obrist Graf von Thorane (!), der im letzten Krieg die Königs Lieutenants-

Stelle zu Frankfurt versahe, zog Seekatzen aus der Armuth und Niedrigkeit, worinn sein anerkanntes Verdienst hier demmerte, hervor, und belohnte ihn Fürstlich."

Der Jahrgang 1780 des Hessen-Darmstädtischen Staats- und Adreß-Kalenders befindet sich u. a. in der großherzoglichen Staatsbibliothek zu Darmstadt.

II.

Bevor ich die drei in unsere Grenzen fallenden „Goethebildnisse" Friedrich Zarnckes behandle, möge es gestattet sein, einer kurzen Betrachtung Raum zu geben.

Der verhältnismäßig noch immer jungen, neueren Kunstgeschichte und kunstwissenschaftlichen Kritik ist es bisher wenig gelungen, ihre Ebenbürtigkeit mit und neben den älteren Disziplinen zur Anerkennung und die höchstgelehrten Vertreter jener zu der Erkenntnis zu bringen, daß selbst unter der Voraussetzung anderweit bewährter wissenschaftlicher Tüchtigkeit zwei beliebige Augen, ausgestattet etwa noch mit einer Brille, ein für allemal nicht ausreichen, um ein älteres Werk der bildenden Kunst gleichviel welchen Ranges aus seiner Entstehungszeit in seiner Auffassung und Technik zu beurteilen oder auch nur korrekt zu beschreiben, daß vielmehr auch hierzu strenges Studium, ernste und mühevolle Beobachtung, gute Kenntnis und Erfahrung erforderlich sind, ohne die keine exakte Wissenschaft bestehen kann.

Wilhelm Scherer hat einmal vor Jahren im „Neuen Reich" einen bedeutsamen Aufsatz über „Goethe-Philologie" veröffentlicht und da in treffendem Worte von einem gewissen auf diesem Gebiete vorhandenen „Sport" gesprochen, womit er denn doch wohl nichts anderes als den Unterschied zwischen wissenschaftlichem und dilettantischem Vorgehen bezeichnen wollte.

Unter den Begriff des letzteren fällt die Zarnckesche Arbeit über die Goethebildnisse. Der auf seinem germanistischen Gebiete so Hochstehende hat sich, trotz aller staunenswerten Emsigkeit im Zusammentragen, hierbei die unerfreulichsten Blößen gegeben, die auch von der Vorbemerkung nicht zugedeckt werden können, daß er, Zarncke, im Verzeichnen von Kunstgegenständen keine Erfahrung besitze, und daß es somit möglich sei, daß ein geübter Kunstantiquar manches kürzer, treffender und konsequenter auszuführen verstanden hätte. Ich werde mich künftighin in einer anderweiten Veröffentlichung, nicht zu meiner Freude, denn auch ich hatte Gelegenheit genug, Friedrich Zarncke in seinen eigentlichen Leistungen zu schätzen und zu bewundern, bestimmt sehen, mit dem verdienstvollen Gelehrten zu rechten, und bedaure es aufrichtig, daß dies nicht noch zu seinen Lebzeiten geschehen konnte.

Wir bescheiden uns hier dabei, die schon genannten, an die Spitze seiner Goethebildnisse gestellten drei Ausführungen näher zu beleuchten.

„Erster Abschnitt", heißt es. „Unechte, zweifelhafte, verschollene Jugendbilder. — 1. Goethe als Kind in Schäferkleidung. Ölgemälde, welches Joh. Konr. Seekatz zugeschrieben wird und dann wohl vor dessen Abgange nach Darmstadt 1753 gemalt sein muß. Es stellt den vermeintlichen Knaben Goethe mit seinen Eltern und seiner Schwester unter einem Baume dar. — Aus dem Nachlasse der Frau Rat an Bettina gelangt, jetzt im Besitze der Tochter derselben, Frau Gisela geb. Freiin von Arnim, der Gattin von Herman Grimm in Berlin."

Hierauf folgt die Anführung aus Goethes „Briefwechsel mit einem Kinde", und dann heißt es wörtlich weiter:

„Herm. Grimm bezweifelt — wie ich glaube mit Grund — die Richtigkeit dieser Annahme", also der Annahme, daß das Bild von Seekatz und daß es ein Bildnis der Goetheschen Familie sei.

Hierzu sei es gestattet, folgende Bemerkungen zu machen. Was Zarncke in der oben erwähnten Stelle unter einem „geübten Kunstantiquar" eigentlich meint, ist nicht eben klar. Keinesfalls ist ein solcher dazu nötig, um den nicht nur wissenschaftlich, sondern allgemein giltigen Grundsatz zu befolgen, daß man über etwas, was man selbst nicht gesehen und geprüft hat, auch nicht urteilen, reden und schreiben dürfe. Zarncke hat das hier besprochene Bild überhaupt nie gesehen. Er meint, wenn es überhaupt von Seekatz herstamme, so müsse es wohl vor dessen Abgange nach Darmstadt, 1753, gemalt worden sein. Hat Zarncke angenommen, daß Seekatz jemals in Frankfurt ansässig war, im Jahre 1753 aber von Frankfurt nach Darmstadt gegangen sei? Seekatz war nie in Frankfurt ansässig; im Jahre 1753 siedelte er von Worms nach Darmstadt über und heiratete daselbst in demselben Jahre. 1753 war Wolfgang Goethe ein vierjähriges Kind; aber auf unserem Bilde ist es nicht ein Kind in Schäferkleidung, sondern ein mindestens zehnjähriger Knabe in jener kleinen Kavalierskleidung, die wir durch Goethes eigene Mitteilungen kennen. Also hat Zarncke thatsächlich sich nicht einmal von Leipzig bis nach Berlin bemüht, um die erste Nummer seines Goethebildnisverzeichnisses mit eigenen Augen zu verifizieren. Er verläßt sich auf den ihm aus Berlin mitgeteilten Zweifel und gibt infolge davon völlig unbrauchbaren Bericht.

„2. Goethe als Kind mit der Familie in Frankfurts Umgebung spazierend. Ölgemälde eines unbekannten Meisters, großes Landschaftsbild. Soll aus dem Hause und dem Besitze der Familie Goethe stammen. Jetziger Besitzer Herr Dr. M. Schubart-Czermak in Rom. Anblick und Tradition gewähren wenig Wahrscheinlichkeit."

„Goethe als Kind mit der Familie in Frankfurts Umgegend spazierend" ist eine irrige Bezeichnung, deren sich nie jemand zuvor bedient hatte. „Ölgemälde eines unbekannten Meisters" ist einfach falsch. Das Bild trägt klar und deutlich die Bezeichnung des C. G. Schütz. Davon, daß

mich, den „jetzigen Besitzer", Zarncke nach Rom verweist, sei hier weiter nichts gesagt. Die letzten Worte „Anblick und Tradition gewähren wenig Wahrscheinlichkeit" sind eine unverantwortliche Redensart; denn die Angaben der von uns zitierten Mitteilungen des Frankfurter Altertumsvereins verdienen es unter gar keinen Umständen, in dieser Weise abgefertigt zu werden.

„3. Goethe als Joseph. — Ölgemälde als Wandtapete für den Grafen Thoranc in Frankfurt a. M. ums Jahr 1760 gemalt, den Verkauf des Knaben Joseph darstellend; aus einer Reihe von Gemälden, die die Geschichte Josephs zum Gegenstande hatten. Vgl. Dichtung und Wahrheit bei Hempel 20, 83. Ein großer Theil dieser Gemälde, und darunter das genannte, befindet sich jetzt im Besitze des Hrn. Dr. M. Schubart-Czermak in Rom. Nach Angaben der Nachkommen des Grafen hätte Goethe zu der Figur des Joseph als Modell gedient. Es ist wohl nicht viel darauf zu geben, da jene Tradition sich schwerlich vor dem Erscheinen von Dichtung und Wahrheit bilden konnte, jedenfalls nicht früher, als bis Goethe auch in Frankreich berühmt geworden war, also sicher nicht vor dem Ende der 70er Jahre."

„Ölgemälde als Wandtapete gemalt" ist falsch. Es ist als ein wie alle übrigen mit der Bestimmung nicht als gerahmtes Bild, sondern als eine Art Tapetenteil in die Wand einzulassendes immerhin aber auf einen Blendrahmen gespanntes Gemälde hergestellt worden. Wenn weiterhin wiederum von einer ganz ernsthaften Tradition, die bei den Nachkommen des Grafen Thoranc noch heute besteht, gesagt wird, es sei nicht viel darauf zu geben, so ist auf eine solche Äußerung noch viel weniger zu geben und am allerwenigsten auf die Hinzufügung, daß jene Tradition sich schwerlich vor dem Erscheinen von Dichtung und Wahrheit bilden konnte, jedenfalls nicht früher, als bis Goethe auch in Frankreich berühmt geworden wäre, also sicher nicht vor dem Ende der 70er Jahre.

Selbst wenn ich damals, als Zarncke diese Worte aus der Erinnerung an eine flüchtige, ihm seinerzeit confidentiell zugestandene Besichtigung der in meinem Besitze befindlichen Bilder niederschrieb, in Rom aufhältlich war, so war auch Rom nicht aus der Welt, um sich von dort aus unterrichten zu lassen, daß der Graf Thoranc erst im Jahre 1794, seine Tochter, die Marquise de l'Escarène, erst 1863 gestorben, und daß deren Neffe und Erbe, der das Bild und die Tradition von ihr übernommen, noch heute am Leben sei. Weiterer Bemerkungen entschlagen wir uns an diesem Orte gerne.

Nachtrag.

Wie es mir im Laufe der Jahre, die seit meinen ersten Thoranc-fahrten vergangen sind, oft genug, ja vielleicht nur zu oft geschah, daß immer wieder neue Einzelheiten an mich herantraten, die geprüft und, wenn als brauchbar erfunden, in angemessener Weise eingefügt sein wollten, so sind mir auch jetzt noch in allerletzter Stunde vor der Veröffentlichung dieses Buches durch freundlichste Vermittlung, aber fast zu meinem Schrecken, Briefe angeboten worden, die zumeist von vornehmen und höchstgestellten Persönlichkeiten in den Jahren 1757—1763, also während der Zeit seines Aufenthaltes in Deutschland, an den Grafen Thoranc gerichtet worden sind. Diese Briefe, über vierhundert an der Zahl, sind nun zwar aus dem Pariser Antiquariate, das sie — woher und seit wann? — besaß, sogleich in mein Eigentum übergegangen, und ihr Inhalt, politischen, militärischen, gesellschaftlichen und freundschaftlichen Charakters, ist nichts weniger als geringwertig; aber ich muß es mir dennoch versagen, jetzt noch an dieser Stelle Gebrauch von diesem Inhalte zu machen. Ich muß mir vorbehalten, in späteren Tagen darauf zurückzukommen und kann dies um so leichteren Gewissens, als diese Briefe sich alles in allem doch nur auf der äußersten Peripherie der Aufgabe bewegen, die mir in der vorliegenden Arbeit gestellt war, der Aufgabe, Goethes Königslieutenant, den Königslieutenant aus „Dichtung und Wahrheit" und eben nur diesen auf Grund zu Gebote stehender Schriftstücke und sonstiger Forschungen, nach Möglichkeit in volleres Licht zu stellen. Dennoch ist es zweierlei,

was ich nicht umhin kann, diesem Buche noch in aller Kürze anzufügen.

Um die mehrfach erwähnten und vielfach bereits erwiesenen weitgehenden Verbindungen des Grafen Thoranc mit einflußreichen Kreisen noch deutlicher zu machen, dazu dürfte es allein schon genügen, die Namen der hervorragendsten Briefsteller mitzuteilen, die uns hier begegnen. Es liegen uns da zum Teil eigenhändige, zum Teil wenigstens mit eigenhändiger Unterschrift versehene Briefe vor von dem Herzog von Choiseul, dem Grafen von Chatelet-Lomont, damaligem Ambassadeur in Wien, dem Marschall von Belleisle, dem General von Wurmser, dem General Grafen d'Andlau, dem General von Bourcet, dem Marquis des Salles, dem Kurfürsten von Cöln Friedrich Maximilian, dem Kurmainzischen Geschäftsträger von Kempfer, dem Landgrafen Konstantin von Hessen-Rothenburg und seiner Gemahlin, dem Prinzen Georg von Hessen, den Prinzessinnen Sophie und Charlotte von Hessen, der Gräfin Gersdorff, geb. von Ponickau, der Gräfin Einsiedel, geb. von Ponickau, der Baronne de Hohenthal, geb. Comtesse de Gersdorff, den Prinzen und Prinzessinnen von Nassau und anderen.

Alle diese Briefe der Vorgenannten, so lehrreich und unterhaltend für die Zeit und Lebensgeschichte Thorancs sie auch sind, werden jedoch in unseren Augen aufgewogen durch zwei Folgen von Zuschriften, die aus Goethes Vaterstadt selbst datiert sind und einen wohlthuenden Beweis dafür liefern, daß noch lange hinaus das Andenken Thorancs ehrenvoll in dieser Stadt weiter lebte. Jener, dem Patriziate angehörige Herr von Lersner, der von Thoranc als einer von den befreundeten, maßgebenden Frankfurter Herren gerühmt wurde, die für seine Erhebung in den Grafenstand die ersten Schritte unternahmen, hat in den Jahren 1763—1765 nach Grasse und nach St. Domingo ausführliche Briefe an den früheren Königslieutenant gerichtet, in denen er getreulich über alle möglichen Frankfurter Ereignisse, besonders über solche, die sich in den zahlreichen Freundesfamilien zugetragen hatten, berichtet, und dabei jedesmal Grüße über Grüße von allen Seiten auszurichten gehabt.

Sechs Briefe aber sind es, die wir am allerwärmsten willkommen geheißen haben. Sie stammen aus der Feder des guten und getreuen Gevatter Dolmetsch, des Herrn Diené, wie er selbst sich schreibt, des «fidelle valet», wie er selbst sich nennt, und sind ebenfalls in den

Jahren 1763—1765 nach Grasse und St. Domingo gerichtet. Sie geben dem Grafen gewissenhafte Nachrichten über die Kommissionen, die dem braven Vermittler von den genannten Orten aus übertragen worden waren. Wir hören da von Bestellungen an Frau von Barkhaus, an Herrn von Ohlenschlager und andere, von Aufträgen, die den Malern Seekatz, Nothnagel, Schütz nachträglich erteilt wurden, von den Komplimenten, die ausgerichtet und erwidert worden seien, unter anderen auch — an und von Mr. et Made. Goethe! Und an einer Stelle, in einem Briefe vom Jahre 1764, ist von einem bedeutenden Auftrage die Rede, den Nothnagel und Seekatz gemeinsam ausführen sollten, worüber der Graf Thoranc sich in mehreren Briefen ausführlich mochte geäußert haben. Diené schreibt, er sei ganz «au fait» über alles, was der Graf wünsche, «par la lecture et par la traduction que le jeune Goethe a fait de vos lettres en sorte, que je puis a present faire l'interpret à Nodtnagel et à Seekatz». — So verdolmetscht und beleuchtet uns der weiland Dolmetsch und spätere «inspecteur des lanternes» seinen Herrn Grafen wenigstens nachträglich noch einigermaßen in seinem Verhältnisse zu dem Hause am Hirschgraben und ermöglicht es uns, unserem Titelworte „Goethes Königslieutenant" zu guterletzt doch noch das, wenn auch nur leise auszusprechende, Schlußwort hinzuzufügen: „und des Königslieutenants junger Goethe!"





